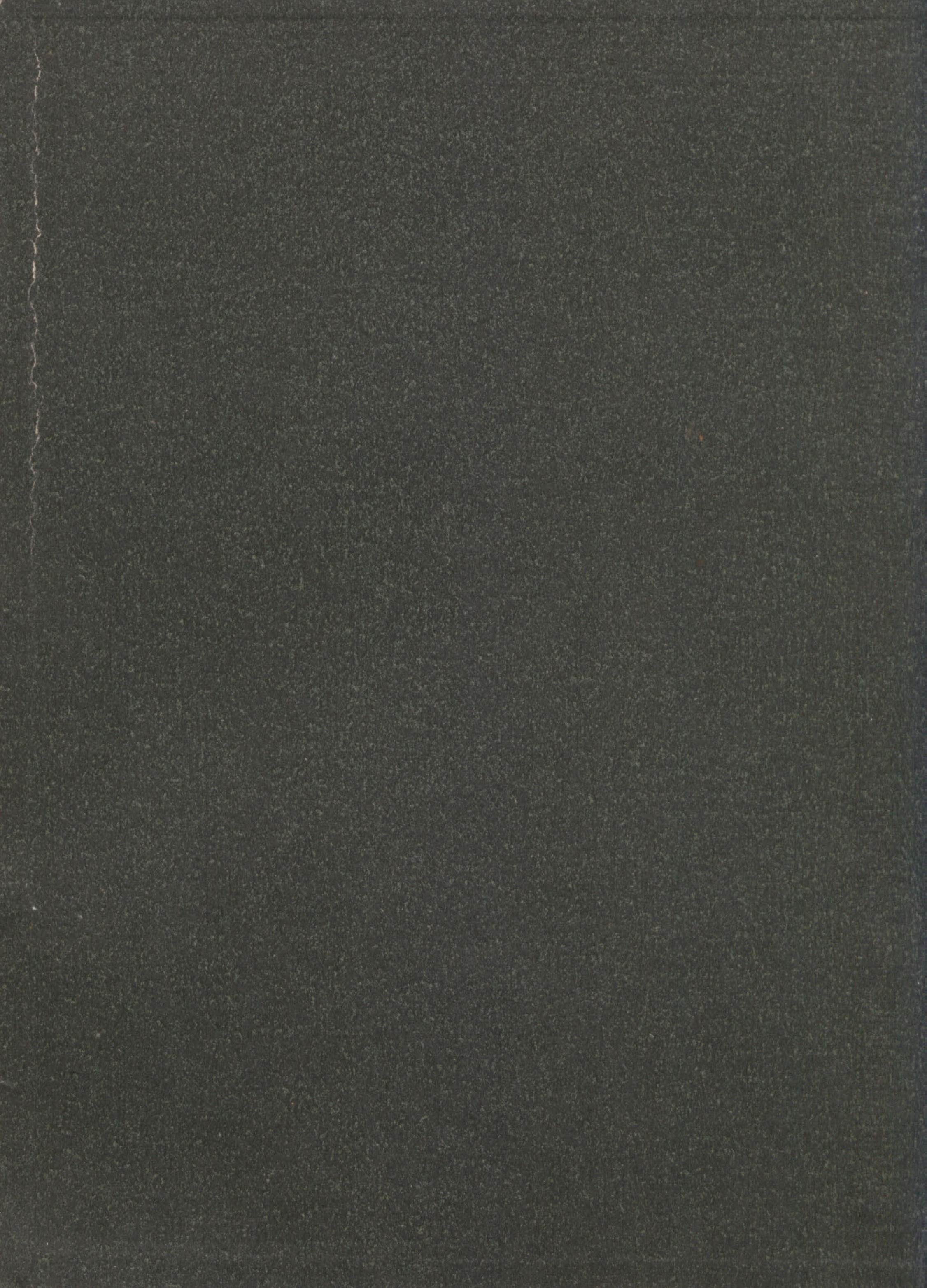
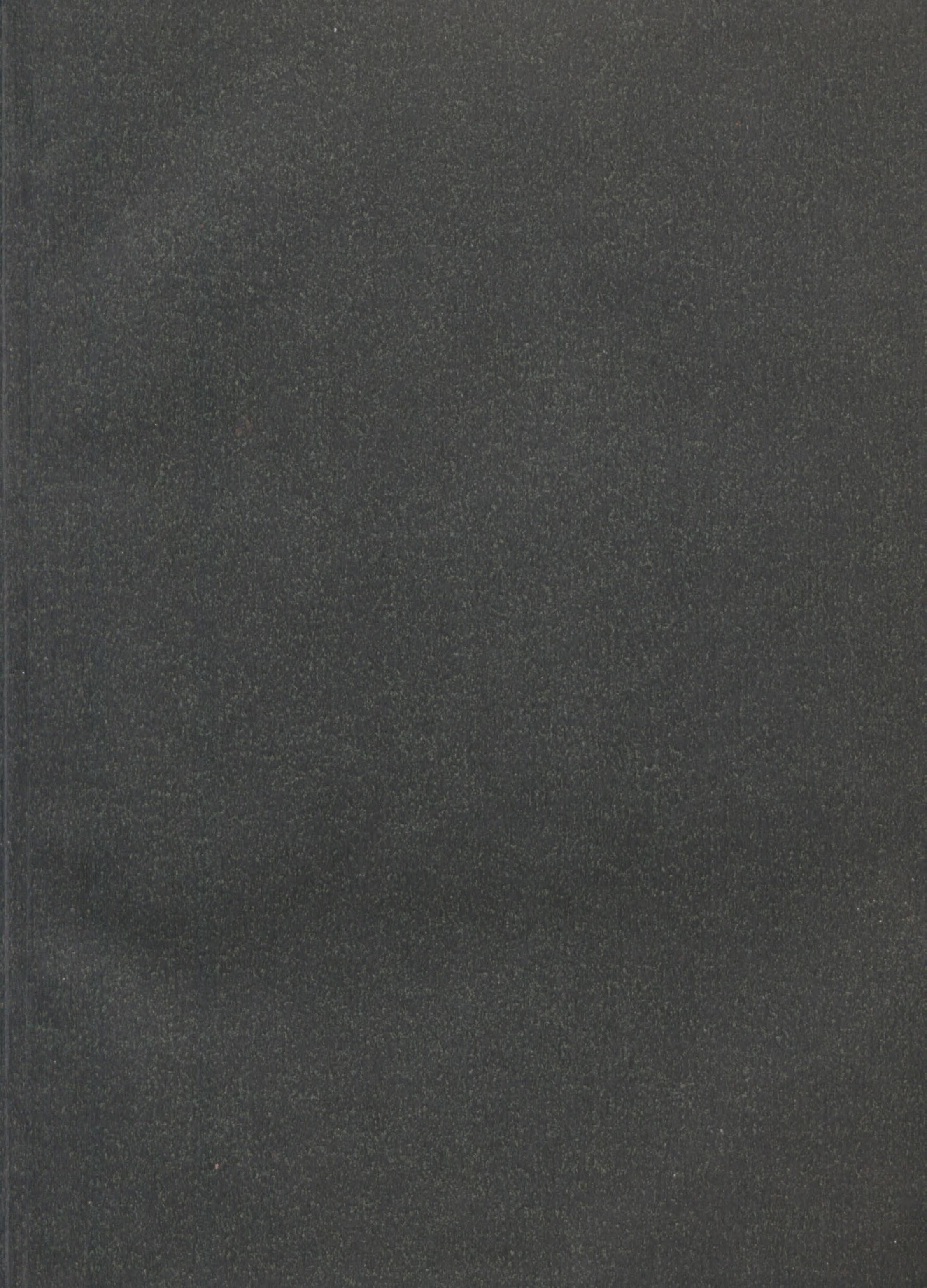
JULIUS HIRSCHBERG

HELLAS-FAHRTEN

LEIPZIG
VERLAG VON VEIT & COMP.





WW12.

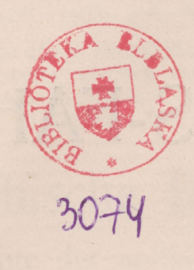
6.-

JULIUS HIRSCHBERG

HELLAS-FAHRTEN



LEIPZIG
VERLAG VON VEIT & COMP.
1910





Druck von Metzger & Wittig in Leipzig.

DEM ANDENKEN

SEINER LIEBEN FRAU GEWIDMET

Vorwort

Hellas zu schauen war für mich, wie für sehr viele, ein Jugendtraum. Aber erst, als ich 42 Jahre und ein Lebensalter harter Arbeit hinter mir hatte, ging er in Erfüllung.

Im Frühjahr 1886 sah ich Athen nebst Umgebung, Nauplia, Tiryns, Mykene, Korinth, Olympia und einen Teil der Ionischen Inseln und habe sofort danach, was ich erschaut und erlebt, für meine liebe Frau, die mich damals nicht begleiten konnte, niedergeschrieben, — in einem Quartband, den ich als prosaische Odyssee ihr widmete.

Vier Jahre später machten wir die zweite Fahrt gemeinschaftlich, wieder nach Attika, dann nach Nauplia, Epidauros, Tiryns, Mykene, Korinth, Patras, Olympia. Auch von dieser Reise aus dem Jahre 1890 wurden sofort genaue Aufzeichnungen angefertigt.

Im Jahre 1908 habe ich auf der großen Orientfahrt des Dampfers Moltke wiederum Athen, Tiryns und Mykene begrüßt.

Im Jahre 1909 endlich, im Lebensalter von 65 Jahren, faßte ich den Plan, in das Innere von Griechenland zu reisen, vom Olympos im Norden bis zum Kap Tänaron an der äußersten

Südspitze, und zu versuchen, die altbekannten Worte, die zur Grundlage unsres Bildungschatzes gehören, wie Olympos, Peneios, Thermopylä, Delphi, Aulis, Arkadia, Sparta, Taÿgetos, Ithome, in Anschauungen umzuwandeln, und natürlich auch die mir schon bekannten Orte in Attika und der Pelopones, wo ich mit meiner lieben Frau vor nahezu 20 Jahren so herrliche Stunden verlebt, von neuem aufzusuchen.

Es ist mir gelungen, diesen Plan im wesentlichen durchzuführen. Der Eindruck war überwältigend.

Um mich selber davon zu befreien, habe ich dieses Buch gleich nach der Rückkehr niedergeschrieben, zunächst für mich allein. Dann las ich einzelne Abschnitte meinen Freunden vor. Diese versicherten mir, daß die Aufzeichnungen auch für andre interessant wären.

Es gibt ja allerdings schon, abgesehen von den gelehrten Werken, eine Reihe guter, lesbarer Bücher und mehrere ganz vortreffliche über Griechenland, von denen ich die meisten allerdings erst nach der Niederschrift meiner Fahrten kennen lernte.

Die französische Literatur besitzt das vielberufene La Grèce contemporaine par Edmont About vom Jahre 1880, das von der Akademie zu Paris gekrönte Werk La Grèce d'aujourdhui par Gaston Deschamps, vom Jahre 1892, das fünf Auflagen erlebt hat und, nach der letzten, von Dr. Paul Markus, Realschul-Oberlehrer in Meißen, in gutes Deutsch übertragen ist, endlich die zart rosig gefärbte Schrift La Grèce, par Th. Homolle ... M. Palliarès 1908. (Conférences faites sous les auspices de la ligue française pour la défense des droits de l'Hellénisme.)

Eine Zierde der englischen Literatur sind Rambles and studies in Greece by P. P. Mahaffy, dem Verf. einer griechischen Literaturgeschichte, London 1907 (5. Ausg., die 1. vom Jahre 1876), In Argolis by G. Horton, Chicago 1902, und Modern Greece von Sir Richard C. Jebb, dem Professor des Griechischen in Cambridge (1880 und 1901).

Deutschland ist gut vertreten durch die Reisebilder aus Griechenland, dem Orient und Italien von Prof. Dr. Carl Friederichs, Direktor am Antiquarium des Königlichen Museum zu Berlin (1872, eigentlich 1870), durch die griechischen Frühlingstage von Dr. Eduard Engel zu Berlin (1887), durch die Bilder aus Neu-Hellas, von dem dort gut bewanderten Paul Elsner (1902), durch die Griechischen Fahrten und Wanderungen von Friedrich Seiler, Gymnasial-Professor in Luckau (1904) und endlich durch den griechischen Frühling unsres Gerhart Hauptmann vom Jahre 1908.

Somit könnte ich also mein für mich geschriebenes Buch auch — für mich behalten! Aber erstlich habe ich Gegenden und Erlebnisse beschrieben, die in keinem der genannten Bücher sich finden. Grade in den besten sind die Schilderungen des neuen Athen, der Museen daselbst und zu Olympia, der Reisen in das Innere von Griechenland durch den Fortschritt der letzten beiden Jahrzehnte vollkommen überholt.

Sodann habe ich, als einziger Arzt und Naturforscher unter all' den Gelehrten, Schriftstellern, Dichtern, meine eigne Art der Darstellung, die zwar vom Standpunkt des wohlwollenden Betrachters, wie in meinen früheren Reiseschriften,[1] von dem

[1] Tunis 1885, Von New York nach San Francisko 1888, Ägypten 1890, Um die Erde 1894, Meine dritte Amerika-Fahrt 1905.

des Liebhabers der alten Literatur, des Philhellenen aus, aber doch mit möglichst genauer Beobachtung und mit größter Offenheit gemacht ist. Nur so konnte ich hoffen, einerseits meinen griechischen Freunden hier und da einen nützlichen Wink zu erteilen, andrerseits dem nachsichtigen Leser, der seinem Schriftsteller zu folgen bereit ist, gelegentlich etwas Neues oder Interessantes mitzuteilen.

Berlin, im Juni 1909.

J. Hirschberg

Inhalt

Seite

Erstes Buch. **Athen**

I. Nach Athen 3
II. Das alte Athen 11
III. Das neue Athen 37
IV. Ein Besuch bei Trikupis 49
V. Praxis in Griechenland 65

Zweites Buch. **Ausflüge von Athen.** Die Ionischen Inseln

I. Piräeus 73
II. Eleusis 76
III. Kap Sunion 88
IV. Ägina und Salamis 94
V. Marathon 99
VI. Aulis und Chalkis 102
VII. Korinth 109
VIII. Die Ionischen Inseln 119

Drittes Buch. **Nord- und Mittel-Griechenland**

I. Nach Thessalien 133
II. Delphi 152

Viertes Buch. **Die Pelopones**

I. Nauplia 173
II. Epidauros 180
III. Tiryns, Mykene, Argos 191
IV. Arkadia 206
V. Lakonien, Sparta und der Taÿgetos 213
VI. Messene 230
VII. Olympia 241
VIII. Missolunghi 254

ERSTES BUCH

Athen

I

Nach Athen

Γενοίμαν ἵν' ὑλᾶεν ἔπεστι πόντου
πρόβλημ' ἁλίκλυστον, ἄκραν
ὑπὸ πλάκα Σουνίου,
τὰς ἱερὰς ὅπως
προςείποιμεν Ἀθάνας.

„O wär' ich,
Wo reichwaldig des Meeres Schutz-
wehr aus plätschernden Wogen ragt,
Unter Sunion's hohem Fels,
Daß ich begrüßen könnte mein
Heilig Athenae!"
Sophokles, Aias, 1216—1220.

Am Mittag des 2. März 1909 begab ich mich zu Triest an Bord des kleinen, aber prachtvollen, ganz neuen Schnelldampfers Brünn vom Österreichischen Lloyd, auf dem ich das Adriatische Meer durchschiffen, um die ganze Pelopones herumfahren und am 6. März, im Piräeus, dem Hafen von Athen, landen wollte.

Da ich, gegen Seekrankheit gefeit, die Seefahrt liebe und sie auch diesmal voll genießen wollte; nicht aber, wie die meisten, in Patras auszusteigen und auf der Eisenbahn nach Athen zu gelangen beabsichtigte: so hatte ich mir natürlich für die fünftägige See-Fahrt schon einige Wochen vorher eine der beiden besten Kajüten des Schiffs gesichert und bereits ein halb' Stündchen nach dem Betreten desselben mir ein bequemes, ja behagliches Heim eingerichtet.

Der Dichter der versunkenen Glocke, der ja mit Zeus in seinem Himmel leben kann, mag die irdische Fürsorge vergessen; aber darum beginnt auch seine wahrheitsgetreue Beschreibung des „griechischen Frühlings" mit den Worten: „Ich

befinde mich auf einem Lloyddampfer im Hafen von Triest. Zur Not haben wir in Kabinen zweiter Klasse noch Platz gefunden. Es ist ziemlich ungemütlich."

Das Wetter war herrlich, Kapitän und Offiziere liebenswürdig, die Reisegesellschaft klein, aber gewählt. Am Abend des 3. März warfen wir Anker in dem trefflichen Innen-Hafen von Brindisi, so dicht an den Kai-Mauern, daß die Schiffsbrücke den Verkehr mit dem Ufer vermittelte. Reisende kamen an Bord, und natürlich auch eine Kapelle armer italienischer Musikanten.

Da sehe ich vom hohen Verdeck des Schiffes aus im Licht der elektrischen Straßenlampen das am Kai belegene Hotel vor mir, in dem ich am 16. März 1890 mit meiner lieben Frau die Nacht durchwachte. Wir waren rechtzeitig über München-Ala-Bologna in Brindisi angekommen, hatten unsre Fahrkarten in der Agentur des Lloyd erhalten, zugleich aber die Nachricht, daß das Schiff Verspätung habe und im Außenhafen ankern werde: wir müßten uns bereit halten, um dann binnen einer Stunde an Bord zu sein. Ich sichere mir eine Barke. Der Regen fließt in Strömen. Die Barkenführer und Gepäckträger verspotten die ungeduldigen Reisenden und necken sie wiederholt mit der falschen Nachricht, daß das Schiff in Sicht sei.

Zu Bett können wir nicht gehen. Wir tafeln und zechen ein wenig. Am Tisch finden wir unter den Reisenden alte Bekannte, machen neue Bekanntschaften. Die Müdigkeit beginnt einige schon zu überwältigen. Ich mache den Vorschlag, die Reisenden von Hauff's Wirtshaus im Spessart nachzuahmen: jeder, der Reihe nach, solle etwas erzählen oder vortragen, je länger, desto besser. Von den 32 Reisenden sind 23 der deutschen Sprache mächtig, diese wird also zur Vortragssprache gewählt. So vergehen die Stunden, verfließt die Nacht. Um 7 Uhr morgens erschallt der Kanonenschuß als Signal. Wir sind rechtzeitig an Bord und erhalten unsre Kabine.

Ich weiß nicht, ob nach den neuesten Verbesserungen des Hafens solch' Abenteuer noch heute vorkommt. Der Vorhafen von Brindisi ist ja durch einen nur 50 m breiten, 525 m langen Kanal mit dem so vortrefflichen Innenhafen verbunden; natürlich ist das Ein- und Auslaufen etwas umständlich.

Von Brindisi fuhr die Brünn nach Korfu. Wer hier zuerst den griechischen Boden betritt, kann sich wohl an seiner eignen Begeisterung berauschen; aber ungemischtes Griechentum ist nicht zu finden auf Korfu, das von 1386 bis 1797 von den Venezianern, von 1815 bis 1863 von den Engländern beherrscht worden.

Für die sechs Tagesstunden, während deren das Lloydschiff hier vor Anker liegt, hat sich ein festes Programm herausgebildet, dem auch ich mich unterwarf, nicht bloß auf dieser Hin-, sondern auch auf der Rückfahrt, obwohl ich ja schon früher die Ionischen Inseln mir genauer angesehen hatte.

Man mietet am Landungsplatz einen Wagen, der 15 bis 20 Drachmen kostet, wenn nicht das Einlaufen eines zweiten Vergnügungsdampfers den Preis in die Höhe schnellt, und fährt südlich erst nach Achilleion, dann nach Canone, endlich zurück nach dem Hauptplatz der Stadt, La spianata.

Das Achilleion ist eine in schönem Garten hoch gelegene Villa, welche die ebenso sympathische wie unglückliche Kaiserin Elisabeth von Österreich 1890/1 sich erbauen ließ, und die bekanntermaßen der deutsche Kaiser im Jahre 1907 erworben hat. Eine deutsche Pförtnerin händigt uns die Eintrittskarte (für 1½ Drachmen) ein. Von den Bildsäulen im Garten vermag nur der sterbende Achill unsres Landsmanns Ernst Herter uns zu befriedigen. Ein unternehmender Schweizer hat in Hoffnung auf zahlreiche deutsche Besucher dicht bei dem Garten-Eingang ein Bierhaus errichtet, wo man sich für die Weiterfahrt stärken kann.

Zurück fährt man um die Nordseite der Bucht von Kalikiopulo herum und dann wieder südlich, am Westabhang der hügligen Halbinsel, welche die Bucht vom Meer, d. h. von dem Kanal zwischen Korfu und dem Festland, trennt, auf der prachtvollen Kaiser-Wilhelm-Straße nach dem südlichen Ende der Halbinsel, wo eine alte Kanone liegt, — natürlich auch ein neues Wirtshaus mit Erfrischungen und Ansichts-Postkarten.

Hier eröffnet sich der schönste Blick auf den südlichen Teil der Ostküste Korfu's. Dicht vor uns liegt, am Eingang der Bucht, die kleine Maus-Insel (Pontikonisi). Die alten Kerkyraer, die sich stolz für die Nachkommen der in der Odyssee gepriesenen Phäaken erklärten, haben, wie uns Plinius (nat. hist. IV, 12, 19)

berichtet, in dieser Insel das Schiff gesehen, das den Odysseus in seine Heimat Ithaka geleitet und auf der Rückfahrt von dem zornigen Poseidon versteinert worden war.

„Bald kam nahe dem Ufer das schnelle, meerdurchgleitende Schiff. Da nahte sich Poseidon, schlug es mit flacher Hand, und siehe! plötzlich versteinert, wurzelt es fest am Boden des Meeres. Drauf ging er von dannen“. (Odyssee, XIII, 161—164.)

Der heutige Betrachter soll in der kleinen, mit ragenden Zypressen besetzten Insel das Vorbild von Böcklin's Toten-Insel sehen, deren Nachbildung unsre Zimmer schmückt. Aber der Meister hat Korfu nie besucht, wohl auch nie eine Abbildung dieser Insel gesehen, sondern in freier Schöpfung seiner Phantasie ein rührendes Kunstwerk gebildet, das merkwürdigerweise dieser Wirklichkeit ähnlich sieht. (Übrigens nur im Baumwuchs, nicht in der Bodengestaltung, was ich denn doch betonen möchte.)

Man erblickt von dem hohen Standort bei der Kanone auch das West-Ufer der Bucht und den Bach Kressida; dort soll Odysseus ans Land geworfen sein und seine Begegnung mit der lieblichen Nausikaa gehabt haben.

Am folgenden Tage ankern wir bei Patras am Eingang in den Korinthischen Meerbusen. Von hier führt jetzt die Eisenbahn an der Nordküste der Pelopones und über die Landenge von Korinth nach der ersehnten Hauptstadt von Griechenland. In Patras schüttet das hohle Schiff seine Insassen aus, die in übertriebener Furcht vor Poseidon's rauhem Spiel am Kap Tainaron, fast der südlichsten Spitze des europäischen Festlandes, den Landweg vorziehen. Nur drei Reisende erster Kajüte bleiben an Bord, ein ehemaliger Admiral der amerikanischen Flotte, ein österreichischer Graf B., früherer Reiter-Oberst, und ich selber. Wir allein genießen die köstliche Seefahrt um die Pelopones,

„Ringsum von Wellen angehüpft,
Nichtinsel, Du, mit leichter Hügelkette
Europens letztem Berg-Ast angeknüpft.“

(Goethe's Faust, 9511—9514.)

Bei der Ausfahrt von Patras erblicken wir vor uns das Reich des Odysseus, Kephallenia und die heute mit dem Namen Ithaka belegte Insel; nach unsrem Dörpfeld Dulichion und

Same der homerischen Gesänge, während die Ortsbeschreibung von Ithaka dem heutigen Leukas entspricht.

Zwischen Zakynthos und dem Festland pflügt das Schiff die blaue See und fährt noch am Nachmittag ganz dicht bei der kleinen Insel Sphakteria vorüber, wo der Kapitän mir eifrig ein natürliches Loch in dem Felsen zeigt.

Wieviel Erinnerungen werden hier wach! Hier lag Pylos, der Herrschersitz des alten Nestor. Hier hat 425 v. Chr. der athenische Demagog Kleon mit Hilfe des Feldherrn Demosthenes die auf der Insel Sphakteria bei Pylos eingeschlossenen Lakedämonier, darunter 120 Spartiaten, gefangen genommen. Diesem kleinen Siege, an dem auf seiten der Athener die Messenier teilgenommen, verdanken wir die in ihrer Verstümmelung noch göttlich schöne Nike des Päonios zu Olympia. Hätten damals die siegestrunkenen Athener mehr Selbstbeherrschung und politische Klugheit besessen, so würden sie nicht die dargebotene Friedenshand zurückgestoßen und sich noch vor dem tiefen Fall bewahrt haben.

Hier liegt hinter der Insel der Hafen von Navarin, wo am 20. Oktober 1826 jenes „unvorhergesehene Ereignis“ eintrat, daß die türkisch-ägyptische Flotte von den vereinigten Flotten der Engländer, Franzosen und Russen ohne Kriegs-Erklärung binnen wenigen Stunden in Grund und Boden geschossen, und dadurch zuerst und eigentlich die Befreiung des kleinen, mit Todesverachtung kämpfenden, aber von Parteiungen zerrissenen und ganz unpolitischen Griechenlands ins Werk gesetzt wurde.

Kap Matapan (Tainaron) erblicken wir um zehn Uhr abends, d. h. das rote Blinkfeuer, das die Schiff-Fahrt regelt. Auch dieser Ort ist in Sage und Geschichte berühmt. Hier soll Herakles den Höllenhund Kerberos aus der Unterwelt heraufgeschleppt haben. Hier soll Arion, der Töne Meister, auf seinem Delphin gelandet sein. Hier stand ein alter Tempel des Meerbeherrschers. Hier war ein Hauptwerbeplatz für Söldner in der spätgriechischen Zeit. Hier ist das Südende der Halbinsel Maina, die eigentlich den Türken nie unterworfen gewesen; zur Zeit des Befreiungskrieges stiegen die Mainoten von ihren Bergen herunter, fochten tapfer mit und plünderten tüchtig. Sie nennen sich noch heute gern Lakonen.

Den alten Griechen, welchen auf der Fahrt durch das Ägäische Meer mit seinen zahlreichen Inseln niemals der Anblick des Landes außer Sicht kam, war das offenere und einsame Meer, das jenseits des Kap Malea sich ihnen auftat, recht unangenehm und wegen der an dem Kap sich treffenden entgegengesetzten Winde auch schwer zu befahren. Daher das alte, vom Geographen Strabon (p. 378) überlieferte Sprichwort:

„Vergiß die Heimat, wenn du Malea umschiffst."

Aber ein guter Dampfer von heute spottet der Winde. Ich fand die See nur angenehm bewegt und schlief vortrefflich, von Poseidon eingewiegt.

Am Nachmittag des 6. März erblickten wir die hohe Insel Ägina, das felsige Salamis, bald auch die Akropolis, das königliche Schloß, den Lykabettos und warfen Anker im Piräeus, der seit fast 2400 Jahren der Hafen von Athen ist.

Eine Barke setzt mich mit meinen Koffern ans Land. Die in italienischer Sprache von dem Barkenführer vorgebrachte Forderung ward durch ein griechisches Wort, unter freundlichem Lächeln von uns beiden, auf die Hälfte herabgesetzt.

Höchst merkwürdig war für mich die Zoll-Abfertigung. Auf meiner zweiten Reise (1890) hatte ich mir eine Kiste rauchbarer holländischer Zigarren in Athen kaufen können. Inzwischen ist eine Art von Tabak-Monopol in Griechenland eingeführt. Zigaretten sind zwar gut und preiswert, auch allenthalben zu haben. Aber ich ziehe Zigarren vor und diejenigen Sorten, an welche ich gewöhnt bin, echte wie unechte. So hatte ich schon in Berlin, nach Befragung des österreichischen und des griechischen Konsulats, einen richtigen Feldzugsplan entworfen, die 150 Zigarren, die ich mitnahm, mir sorgfältig abwägen und das Zoll-Gewicht bescheinigen lassen und an die österreichische Zollbehörde das Ersuchen gestellt, 150 Zigarren durch die k. k. Lande befördern zu dürfen. Die Erlaubnis wurde mir in der liebenswürdigsten Weise erteilt. Als ich über Oderberg in Schlesien am 1. März d. J. um 6 Uhr morgens auf dem Wiener Nordbahnhof eintraf, wurde natürlich der die Zigarren enthaltende Kabinen-Koffer plombiert, ein Beamter mir zum Südbahnhof mitgegeben, dort wieder der Koffer in Verwahrung genommen und schließlich erst auf dem Schiff im Hafen von

Triest mir ausgehändigt. Die Gebühr war gering, sie betrug alles in allem nur sechs Kronen.

In der Zoll-Abfertigung zu Piräeus wollten sie erst meine Koffer gar nicht öffnen. Ich erklärte ihnen aber, daß ich 150 Pura (mit diesem spanischen Wort werden heutzutage in Hellas alle Zigarren belegt,) zum eignen Gebrauch mit mir führe. Nun erfolgte eine längere Beratung der Beamten. Schon öffnete ich meine Geldtasche, wo ich vorsorglich einige Goldstücke untergebracht. Aber ich behielt sie. Die ganze Forderung lautete auf eine Drachme, für den städtischen Oktroi; die Zigarren gingen zollfrei ins Land.

Ich weiß nicht, weshalb Hr. Gaston Dechamps in dem ersten Kapitel seines preisgekrönten Werkes über das heutige Griechenland die Zoll-Beamten im Piräeus mit den skythischen Polizei-Soldaten des alten Athen vergleicht. Ich selber habe sie stets liebenswürdig und anständig gefunden, sowohl auf den beiden früheren Reisen, als auch diesmal. Allerdings ist mir ja wohlbekannt, daß einst, vor nahezu dreißig Jahren, der Minister-Präsident Trikupis mit ihnen ein Hühnchen zu pflücken hatte und daß gerade jetzt wiederum die griechischen Zeitungen voll waren von gewissen Unregelmäßigkeiten in der Zoll-Verwaltung und von einer zu Unrecht verabfolgten Ohrfeige, die den Rücktritt eines Beamten zur Folge hatte.

Wer mit Gepäck im Piräeus landet und nach Athen will, tut am besten, auf die Eisenbahn zu verzichten und gleich am Kai einen Wagen zu nehmen, der für 6 Franken den Reisenden mitsamt seinen Koffern nach dem Gasthaus von Athen befördert. Mein Barkenführer hatte schon einen befreundeten Kutscher zur Stelle. Der heutige Weg führt längs des Hafens von Phaleron und dann über die herrliche Straße, die aus dem Vermächtnis des Bankiers Andreas Syngros errichtet ist, mit Fahrdamm, Reit- und Fußgänger-Weg, eingesäumt von kleinen Bäumchen, die dereinst zu schattenspendenden Laubträgern auswachsen sollen, wie auch zu hoffen steht, daß dereinst zahlreiche Villen diese Straße auf beiden Seiten einrahmen und verschönern werden.

Dann wird Athen eine prächtigere Verbindung mit seinem Hafen gewinnen, als sie einst die langen Mauern des Themistokles gebildet.

Im Hotel Grande Bretagne, am Verfassungs-Platz zu Athen, ward ich erwartet und fand freundliche Aufnahme.

Meine erste Einfahrt nach Athen war natürlich poetischer gewesen. Der Dampfer Niobe des österreichischen Lloyd hatte mich am 27. März 1886 aus Smyrna über das Ägäische Meer geführt. Am folgenden Tag um $6^1/_2$ Uhr morgens begrüßte ich das herrliche Kap Sunion (Kolonnä). Ägina, Salamis, Akropolis, zum erstenmal geschaut, machen einen unauslöschlichen Eindruck. Der Führer des mir von E. Curtius empfohlenen Hotel des Etrangers zu Athen kommt an Bord, geleitet mich in der Barke zur Zoll-Abfertigung und im Wagen nach Athen, auf der alten Straße, auf der Brücke über den wasserarmen Kephissos, durch den Wald knorriger, uralter Olivenbäume, in ein Hotel, das mir den Gedanken nahe legte, der Empfehlung von begeisterten, jede Bequemlichkeit verachtenden Altertumsforschern nicht mehr blindlings zu trauen. Der Führer, der mir 12 Franken abgenommen, war in den nächsten Tagen für mich unsichtbar.

II

Das alte Athen

ὦ ταὶ λιπαραὶ καὶ ἰοστέφανοι
καὶ ἀριζήλωτοι Ἀθῆναι.

O violenumkränzte, du glänzende Stadt, neidwürdigste, unser Athen du!

Aristophanes, Ritter, 1329.

Dem Größten gegenüber sind wir zunächst sprachlos. Athen wollte ich erst in diesem Büchlein ganz übergehen, da ich nicht zu hoffen wagte, zu allem, was schon zu seinem Preise gesagt ist, noch irgend etwas Nennenswertes hinzuzufügen.

Als Galen[1] in seiner Biologie das schwerste, die mathematische Theorie des Sehens, einfach auslassen wollte, erschien ihm im Traume ein Gott, der ihn zur Pflicht zurückbrachte. Mir ist kein Gott erschienen; aber eine Göttin, die Hoffnung, die mir rosige Wolken vorzauberte, wie ich sie vom Nike-Tempel der Akropolis aus gesehen, und mir versprach, ein kleines Wölkchen auch dem Auge meiner Hörer, wenigstens von fern, erscheinen zu lassen.

Dreißig Tage, in allen Fahrten zusammen, hat mir das gütige Geschick in Athen zu verweilen gestattet. Ich bin ihm dankbar. Denn, wäre es mir, wie einer sehr großen Zahl von Reisenden, gegangen, nur die zwei Tage zwischen Ankunft und Abfahrt des Schiffes dort verweilen zu dürfen; so wäre mir stets der Stachel im Herzen geblieben, während ich so heiter und frei von Athen geschieden bin, wie auf den schönen attischen Grabstelen der Überlebende dem Scheidenden die Hand zum Abschied reicht und gelassen sich in das Unabänderliche fügt.

---

[1] Vom Nutzen der Teile, X, 12.

Zwei Pole gibt es in Athen, zwischen denen die Seele des gebildeten und empfindenden Betrachters unablässig sich hin und her bewegt: die ragende Akropolis im Süden der heutigen Stadt und das National-Museum mit seinen Schätzen im äußersten Norden.

Unmöglich war es mir, bei meiner ersten Ankunft in Athen, am 28. März 1886, die glühende Ungeduld zu bändigen. Zwar hatte ich auf dem Dampfer mich mit einigen Reisegefährten, einem jungen deutschen Altertumsforscher, den ich zuerst in den Ruinen von Ephesos gefunden, und zwei amerikanischen Damen, verabredet, gemeinsam zur Akropolis zu fahren; aber, da sie mich warten lassen, werfe ich mich in den ersten Wagen und fahre hinauf. Es geht mir, wie dem Durstigen: erst trinke ich in vollen Zügen, dann langsamer, zuletzt mit kostender Zunge.

Erst stürme ich durch und überzeuge mich, daß auch alles da ist, die Propyläen, der Nike-Tempel, der Parthenon, das Erechtheion. Dann kommt das langsame, bedächtige Studium der entzückenden Einzelheiten, mit dem Buch in der Hand, an der Seite der Gelehrten, des allzeit dienstfertigen Hrn. Dörpfeld, der gewissermaßen die menschgewordene Gefälligkeit darstellt, auf meiner ersten Reise; des Hrn. Balanos, dem die schwierige Aufgabe geworden, die wankenden Säulen zu stützen, ohne das geringste am Charakter der Bauwerke zu ändern, auf meiner letzten.

Schließlich aber ist mir jede Säule, jedes Architrav genügend vertraut geworden; ich blicke in kein Buch mehr hinein, der antiquarische Standpunkt ist überwunden; ich lasse das Kunstwerk, das im Verfall nicht seinen Zauber verloren, rein und unmittelbar auf mich einwirken. Ich sitze davor, ich gehe umher. Die Säulen-Ordnungen, die Tempel wirken auf das Auge, wie Beethovensche Symphonien auf das Ohr. Natürlich ist das nicht so auseinander gelegt, wie ich es hier notgedrungen zu beschreiben versuche. Auf jeder Reise lebe ich alles von neuem durch.

Da steht nun leibhaftig vor mir, in der attischen Hauptebene, die im Süd-Westen vom Meer, sonst rings von Gebirgen umgeben ist, der über 150 m hohe, steil aufragende Kalksteinfelsen, welcher die Hochburg, die Akropolis von Athen, getragen und ihre Reste noch heute trägt.

Ich habe die berühmtesten Ruinen-Stätten betreten, nicht bloß im eigentlichen und im großen Griechenland, sondern auch in Ägypten und in Indien, — keine kann den Vergleich mit dieser aushalten.

Schon das Torgebäude (die Propyläen), das Diadem der Felsenburg, die Schöpfung des Perikles, unter Leitung des Mnesikles 437 v. Chr. begonnen und in fünf Jahren zu Ende geführt, ganz aus pentelischem Marmor, ist ja vorbildlich geblieben für die Jahrhunderte, ja für die Jahrtausende. Bereits in der griechischen und in der römischen Zeit. Epameinondas sagte seinen thebanischen Mitbürgern, wenn sie ihrer Stadt eine Stellung in Griechenland, wie die von Athen, geben wollten, müßten sie die Propyläen an den Aufgang der Kadmeia verpflanzen. Kleinere Nachbildungen der Propyläen treffen wir in den Trümmerstätten von Eleusis und von Epidauros. Als Goethe am Ausgang des 18. Jahrhunderts in die Kunst-Übung und Kunst-Wissenschaft reformierend eingreifen wollte, schuf er sich eine eigene Zeitschrift, die er mit dem Namen der Propyläen belegte. „Nach Motiven“ der Propyläen ist 1789 bis 1793 unser Brandenburger Tor zu Berlin von K. G. Langhans aufgeführt; freilich kann es mit der Schöpfung des Mnesikles nicht wetteifern. Prächtiger sind die Propyläen, welche, zur Verherrlichung der Wiedergeburt Griechenlands, König Ludwig I. von Bayern in München durch Klenze (von 1842 bis 1862) errichten ließ.[1]

Gewaltige Säulenhallen leiten zu der Torwand und folgen auf dieselbe. Die mittlere und größte der fünf Tor-Öffnungen hat eine Höhe von 7,4 und eine untere Breite von 4,2 m. Das Auge ist von den Abmessungen durchaus befriedigt.[2]

Übrigens ist dieser herrliche Bau eigentlich nie fertig geworden. Der Südflügel der Vorhalle konnte nicht dem ursprünglichen Plane gemäß ausgeführt werden; die letzte Hand ist überhaupt nicht

---

[1] Am Tage nach der Einweihung zog König Otto von Griechenland, nach 30jähriger Regierung von den Griechen vertrieben, wieder in seine Heimat ein.

[2] Neben dem schönen gibt es einen großen Typus der Tor-Öffnung, den Spitzbogen von 80 Fuß Höhe, in den Bauten der Groß-Mogul, zu Agra und Delhi.

angelegt worden: an einzelnen Stellen sieht man, daß der Marmor noch bis zu haarfeinen Fugen der riesigen Blöcke abgearbeitet werden sollte; die Versatzbossen in der Mitte der Marmor-Quadern sind vielfach noch gar nicht abgemeißelt.

Das goldene Zeitalter des Perikles war nur von allzu kurzer Dauer; der Peloponesische Krieg schuf andre Sorgen.

Am 6. März 1909 hatte ich das Vergnügen, mit dem Architekten Hrn. Balanos oben auf dem Baugerüst zu stehen. Er ließ von einer der Säulen der inneren Vorhalle eine der gewaltigen Trommeln, die etwas gegeneinander verschoben sind, mit dem Flaschenzug emporheben und brachte, zum erstenmal seit 2340 Jahren, den mittleren Zapfen aus Zypressenholz ans Tageslicht, der zum genauen Abschleifen der beiden Berührungsflächen dereinst benutzt worden war.

Und, wenn nun bei dem Nationalfest der großen Panathenäen der aus allen Bürgern bestehende Festzug durch jenes Tor eingetreten war, um der Göttin das neue Prachtgewand gewissermaßen persönlich zu überreichen, — welch' einziger Anblick bot sich den bei aller Vertrautheit des Bildes stets neu entzückten Augen dar?

Da ragte das Haus der jungfräulichen Göttin, der Parthenon, von Perikles in kaum zehn Jahren (447—438) mit Hilfe der Baumeister Iktinos und Kallikrates gegründet, von Pheidias geschmückt, — nicht ein Gebäude, nein, die lebendig gewordene Baukunst selber, wie sie niemals vorher und leider auch niemals nachher sich selbst offenbart hat. Die großen Abmessungen der dorischen Säulen, die 10,4 m hoch, unten 1,9 m breit sind, sich nach oben leicht verjüngen und in der Mitte, als ob sie lebendig wären, eine leichte Anschwellung (entasis) zeigen, dabei ein wenig nach innen geneigt sind, machen den Eindruck des ewig Unzerstörbaren; die feinste Ausführung aller Einzelheiten und der reiche Schmuck mit Bildwerken gewähren uns ein Bild des göttlich Schönen.

Des ewig Unzerstörbaren! Über zweitausend Jahre stand der stolze Bau, eine marmorne Urkunde der Weltgeschichte. Makedonier, Römer, Goten hatten die Stadt erobert, den Parthenon unberührt gelassen. Im 5. Jahrhundert wurde er in eine christliche Kirche umgewandelt und der Gottgebärerin

(theotokos) geweiht. Noch heute sieht man die Spuren der kümmerlichen Bilder an der Innenwand der Cella. Im Jahre 1204 wurde von den Franken „die große Kirche von Athen“ dem römisch-katholischen Gottesdienst überliefert. Im Jahre 1460 machten die Türken eine Moschee daraus. Noch 1674 hat der Maler des französischen Gesandten bei der hohen Pforte den Parthenon mit seinen berühmten Giebelgruppen gezeichnet. Aber am 18. September 1687 wurde von den die Burg belagernden Venezianern eine Bombe hineingeworfen, welche den Pulvervorrat der Türken traf und das herrliche Gebäude des Iktinos in der Mitte auseinander riß. In die Jahre 1801—1803 fällt die Plünderung des Lord Elgin, der sich von dem Sultan einen Ferman verschafft, „daß niemand seine Leute hindern sollte, wenn sie einige Steinblöcke mit Inschriften oder Figuren darauf wegzunehmen wünschten“. Somit müssen wir die Reste von Pheidias' Meisterwerken in London bewundern.

Aber der Parthenon hat die Panhagia und den Muezzin überdauert. Der Plan, ihn wieder neu aufzubauen, kam glücklicherweise nicht zur Ausführung.

Sehr erschrocken war ich im Jahre 1908, mächtige Gerüste zu sehen, welche die Westfront überragten. Doch galt es nur, die Säulen so weit zu festigen, daß nicht weiterer Einsturz drohte.

Ich muß offen gestehen, der jetzige Zustand der rötlich angehauchten Marmorsäulen mit den spärlichen Resten der Giebelgruppen, der Metopen und des großen umlaufenden Frieses, die klaffende Lücke in der Mitte, so daß die Stelle, wo die so hochgepriesene Goldelfenbein-Bildsäule der Athene gestanden, ganz frei dem blauen Himmel geöffnet ward, ist mir so lieb und wert geworden, daß ich nicht erfreut gewesen wäre, wenn über Nacht durch Zauberkraft das alte Werk in seinem Glanz unversehrt wieder neu erstanden wäre. Es ist das ja auch ganz unmöglich.

Vom Parthenon wendet sich der Schritt und der Blick, bei zahlreichen Resten, die den Kenner des Altertums fesseln, hinüber nach dem Erechtheion, der Herberge der athenischen Stadtgottheiten. Dieser Tempel ist erst ein Menschenalter nach dem Parthenon fertig geworden. In der östlichen und in der nördlichen Vorhalle bewundern wir die schönsten Beispiele ionischer

Säulen, in der Südwest-Ecke die Karyatiden-Halle. Sechs überlebensgroße Mädchen (Korae) von kräftiger Schönheit tragen das Dach. Wir wissen seit den Ausgrabungen von Delphi, daß dies Motiv schon in älteren Gebäuden verwendet worden. Aber von dem Erechtheion zu Athen sind alle die Nachahmungen ausgegangen, — auch solche, die an heutigen Gebäuden unsren Blick beleidigen.[1]

Habe ich den Rundgang über die Gipfel-Ebene der Akropolis vollendet und am Ost-Ende vom Belveder aus des herrlichen Ausblicks auf die heutige Stadt mich erfreut, so steige ich hinab zu dem Museum, das sich bescheiden auf einer niedrigeren Terrasse birgt, um nicht durch ein neues, fremdartiges Einschiebsel die Harmonie der Ruinenstätte zu stören.

Freundlich begrüßen mich die Wächter, denen ich bald bekannt werde, da ich fast täglich komme. (1886 fragte mich einer, ob ich ihm nicht eine Stellung beim Erb-Prinzen Bernhard verschaffen könnte, — dessen Liebe zur neugriechischen Sprache ja in Athen wohlbekannt ist, — da er mit seinem geringen Gehalt seine Familie nur kümmerlich durchbringe.)

Wunderbar sind die hier geborgenen Schätze. Im Jahre 1886 und namentlich 1890 fand ich bei ihrem Studium noch keine genügende Unterstützung in den Reisebüchern und sogar nicht in dem offiziellen Führer der Akropolis (procheiros hodegos tes Akropoleos, 1889), da die neuen Ausgrabungen zwischen dem Parthenon und dem Erechtheion, bis auf den felsigen Grund des Akropolis-Berges, so außerordentlich reichen Ertrag geliefert. Allerdings, der Bädeker von 1908 ist zu loben. Er vergißt nichts Wichtiges, doch kann er nur eine dürre Liste geben.

Goethe konnte leider nicht die Schätze dieser Säle schauen, — er, der in den Zahmen Xenien gesagt:

„Und so will ich ein für allemal
Keine Bestien im Göttersaal,
Viel Königsköpf' auf einem Rumpf,
Die müssen uns zur Verzweiflung bringen . . ."[2]

---

[1] Übrigens hat der Architekt B. Redtenbacher und der Archäologe Adolf Böttcher (Verf. der Akropolis von Athen, Berlin 1888) auch die Koren-Halle des Erechtheion nicht schön finden können.

[2] Zahme Xenien II, Jubil.-Ausg. in 40 Bänden, Bd. IV, S. 44.

Natürlich geht das zunächst auf das alte Indien. Aber als ich[1] auf der Insel Elefantine bei Bombay die riesengroße Bildsäule des Schiwa als Zerstörer, mit Tigerzähnen, acht Armen und einer Brustkette von Schädeln, geschaut, konnte ich nicht leugnen, daß sowohl das wilde Antlitz als auch die im Angriff und Kampf dargestellte Körperhaltung eine mächtige Wirkung ausüben.

Nun haben, wie hier zu sehen, auch unsre geliebten Griechen, noch kurz vor den Perserkriegen, Ungeheuer ausgemeißelt, mit drei Köpfen und drei Menschenleibern, die in drei gewundene Schlangen, noch dazu mit ausgebreiteten Flügeln in der Schultergegend, endigen![2]

Die Schlangenfüße der pergamenischen Giganten verletzen uns ja gar nicht, die Kentauren vom Parthenon, in Olympia, in Bassä, erscheinen uns als Kunstwerke ersten Ranges.

Vergleichende Anatomie wollen wir aus solchen Schöpfungen der künstlerischen Einbildungskraft nicht lernen, ebensowenig wie Weltgeschichte aus Märchen.

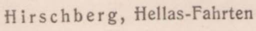
In derselben Halle des dreikörperlichen Ungeheuers (aithusa trisomatu teratos) ist ein kopfloser, gewundener Schlangenleib von so beängstigendem Realismus aufgestellt, daß man versucht wird, seinen Finger darauf zu legen, um zu prüfen, ob noch Spuren des entschwindenden Lebens zu fühlen sind. Ebenso prallte ich vor einem in der Ecke stehenden archaischen Marmorhund zurück, da ich sein Urbild noch tags zuvor in einem attischen Dorf leibhaftig vor mir gesehen.

Es ist ein ganz undankbares Geschäft, Museum-Schätze demjenigen auszumalen, der sie nicht gesehen; beinahe ebenso, wie Tafelfreuden einem Freund zu beschreiben, der nichts davon abbekommt. Aber von drei Dingen muß ich noch reden, weil sonst Galen's Dämon mich heimsuchen und heftig tadeln würde.

Das erste sind die Mädchen-Statuen, die man im Bauschutt aus der Zeit der Perserkriege gefunden und die wahrscheinlich als Weihe-Gaben in den Tempeln der Burggöttin gestanden. Es sind Porträt-Statuen. Ein Spötter könnte sagen,

[1] Um die Erde von J. Hirschberg, 1894, S. 504.

[2] Der feinsinnige Mahaffy nennt sie „barbaric monsters".





der Künstler habe den jungen Damen dasselbe zugerufen, wie im entscheidenden Augenblick der heutige Photograph: „Bitte, recht freundlich.“ Denn die meisten haben noch das starre Lächeln der älteren Zeit. Aber in einigen tritt doch schon eine feine Belebung der Gesichtszüge hervor.

Geradezu wunderbar aber erscheint der Geschmack in der Haartracht und in der Form und Verzierung des mantelartigen Überwurfs. Hier könnten die Moden-Schöpfer unsrer Tage ertragreiche Anlehen machen. Hier kann man lernen, daß wirklich das Naturell der Frauen so nahe mit der Kunst verwandt ist.

Das zweite und größere ist der Parthenon-Saal. Der Ostgiebel des Parthenon feierte die Geburt der Athena, wie sie gewappnet aus dem Haupt des Zeus hervorspringt; der Westgiebel den Sieg der Athena über Poseidon um den Besitz des Landes. Was nach dem Raub-Abbau des Lord Elgin erhalten geblieben und in London zu schauen, ist hier in Gips dargestellt. Dazu kommen einige Torsen im Original. Der unter Phidias Leitung angefertigte große Fries, die wunderbare Darstellung des großen Panathenäen-Zuges, ist in einigen Original-Platten, das übrige in Gips-Nachahmungen, vollständig vorgeführt.

Über diese Kunstwerke sind ganze Bibliotheken [1] geschrieben. Ein einfacher Liebhaber, wie ich, kann darüber nichts sagen, was Beachtung verdient. Nur eine rein persönliche Erfahrung möchte ich anführen.

Zu der Zeit, als ich mich auf der Schule bereits an den homerischen Gesängen und den Tragödien des Äschylos und Sophokles ebenso wie an den Schöpfungen unsrer klassischen Dichter-Periode und an Shakespeare begeisterte, war es sowohl mit meinen Kenntnissen in der Kunstgeschichte als auch namentlich mit meinem Besitz an Anschauungen der Bildhauer-Werke noch recht schwach bestellt. Was ich in meiner Vaterstadt Potsdam gesehen, z. B. die Schöpfungen französischer Bildhauer des 18. Jahrhunderts im Park von Sanssouci, welche griechische Götter und mir wohlbekannte Szenen aus den homerischen Gesängen darstellten, erweckte in mir die kindliche Überzeugung,

---

[1] Zur Orientierung dient immer noch Adolf Bötticher's Akropolis, Berlin 1883. Neuer ist Eugen Petersen's Athen, Leipzig 1908.

daß die Skulptur wohl auch eine Kunst sei, daß sie aber bezüglich ihrer Wirkung auf Einbildungskraft und Gemüt mit der Dichtkunst nicht entfernt zu wetteifern imstande wäre. Während meiner Studien zu Berlin und in der ersten Zeit meiner ärztlichen Tätigkeit ging ich wohl gelegentlich in die Museen und suchte auf dem Gebiet der Kunst-Geschichte und -Empfindung mich fortzubilden; hatte aber doch mit meinem Fach und seinen Hilfswissenschaften zu viel zu tun, um griechische Originalwerke der Bildhauerkunst genauer kennen zu lernen.

Da konnte ich es mir im Jahre 1877 gestatten, mit meiner Frau nach London zu reisen und die Season dort zu verleben. An einem der ersten Tage unsres dortigen Aufenthalts besuchten wir das Britische Museum. Wir durchwandern die Räume. Ich betrete einen Saal, mein Blick fällt auf drei göttliche Frauengestalten, von denen die eine sanft hingegossen sich an die andre lehnt. Ich bin ganz fortgerissen. Es waren die Werke des Phidias, hier in England Elgin Marbles genannt. Das war für mich eine Erweckung. Nach diesem Anblick glaubte ich an die Kunst, die den Marmor beseelt, und verdanke ihr ebenso schöne Erhebungen, wie der Dichtkunst und der Musik, wenngleich, nach der besondren Art meines Lebens, nun seltnere, aber dann erst recht dankbar empfundene.

Mehr als zwanzig Jahre später habe ich in dem wunderbaren Buch von Adolf Michaelis „Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen" (1908) gelesen, daß es größeren Kunstkennern ebenso, wie mir, gegangen ist. Im Jahre 1807, als Lord Elgin seine Schätze in England verkaufen wollte, aber das damals anerkannte Kunst-Orakel, Hr. Richard Payne Knight, sie für Handwerker-Arbeiten, zum Teil aus römischer Zeit, erklärte, besuchte ein junger Maler B. R. Haydon die Ausstellung und erklärte: „Ich hatte ein Gefühl, als ob mir tief im Herzen eine göttliche Offenbarung aufgegangen wäre, und ich wußte, diese Werke würden endlich die Kunst Europas aus ihrem Schlummer in finsterer Nacht erwecken."

Nicht die drei Tauschwestern sind diese kopflosen Frauengestalten, sondern, nach neueren Untersuchungen, Aphrodite und Peitho, die Göttin der Schönheit und der Überredung, während die dritte noch zu deuten bleibt.

Wie übel sind sie in dem kleinen Gips-Modell des Akropolis-Museum ergänzt, — zu den drei Parzen! Sie haben Köpfe bekommen und die hingegossene Göttin der Schönheit hat eine Spindel in der Hand.

Eines Tages wurde mir als Geschenk eines dankbaren Klienten ein großes Bronzewerk in die Wohnung gebracht; vier Arbeiter trugen es vorsichtig. Es war die Mißergänzung der drei Frauengestalten zu den drei Parzen. „Mir aus den Augen," rief ich, „bringen Sie es sogleich zurück." Erschrocken, sagte der Beauftragte des Geschäfts: „Aber es ist unsre beste, kostbarste Bronze!" Ich ließ mich nicht überreden, sondern wählte mir eine schön ziselierte Laokoon-Gruppe, an der ich mich noch heute erfreue.

Das dritte sind die Reliefs vom Geländer des Nike-Tempels, die Sandalen-Binderin und die Schreitende, welche den Stier zum Opfer führt, beide leider ohne Kopf, aber von göttlicher Schönheit. Als ich das erstemal, geradezu überwältigt, vor ihnen stand, kam ein Wächter, um den Fußboden des Gemachs zu fegen. „Vier Wochen lang würde ich den Tempelkehrer machen, wenn ich diese für meine Heimatstadt erwerben könnte," sagte ich zu dem französischen Maler, welcher die farbige Skizzierung der Kunstwerke des Akropolis-Museum zu seinem Lebenswerk gemacht hat.

Wenn man so oft durch diese Räume schreitet, hier stehen bleibt, dort niedersitzt, um seine Lieblinge zu betrachten, mitunter für eine ganze Stunde der einzige Besucher ist, dann wieder vor einem Trupp Reisender, die einer lauten Vorleserin oder eines erklärenden Führers sich erfreuen, in einen andren Raum flüchtet; so erlebt man auch einige scherzhafte Auftritte, die, weil sie zur Kennzeichnung des Treibens an athenischen Kunststätten gehören, dem geduldigen Leser nicht vorenthalten werden sollen.

Im Jahre 1886 waren die Relief-Platten vom Parthenon-Fries noch in einem etwas dunklen Zimmer hinter einem niedrigen, allerdings unverschlossenen Holzgitter gegen die Wand gestellt. („Die Aufstellung in den kellerartigen Räumen ist ganz unwürdig." So lautet das Verdikt des ersten Baedeker, vom Jahre 1883.) Als ich dort in stummem Staunen stand, sah mich eine

junge amerikanische Frau, die mit ihrem Gatten und Onkel mir zur See, von Smyrna nach Athen, Begleiter gewesen. „Doktor, was machen Sie hier?“ — „Kommen Sie nur hinein, zum Schauen.“ — „Das ist wohl eine Schlacht (that may be a battle)!“ sagte sie beim kurzen Blick auf die Reitergestalten der herrlichen Jünglinge. Aber, ehe ich in der Lage war, der Dame, die ihre Begleiter an Bildung und Benehmen überragte, die geringste Aufklärung zu geben; erschien der grau in grau gekleidete Onkel, klopfte der Nichte auf die Schulter und sagte gelassen: „Komm nur, mein Liebling; das meiste von dem Zeug ist ja in London.“ Ich weiß nicht, ob er in London die Betrachtung sich geschenkt, weil ja doch ein Teil davon in Athen zurückgeblieben.

Als ein ärmlicher Führer in wohlgesetzter, englischer Rede und gar nicht so üblem Ausdruck einem satten Gott in Zylinderhut und dessen Damen den wunderbaren Mythos von der Geburt der Athena, d. h. den Ostgiebel des Parthenon, erläuterte, sagte der Herr: „Ich glaube nicht an Mythologie.“ Und der Führer, der doch seinen Kindern Brot kaufen mußte, gab die philosophische Richtigkeit des Grundsatzes zu, konnte aber doch sein Gewissen nicht ganz übertäuben und erklärte bescheiden: „Aber der Mythos ist doch schön für die Kunst.“

Ich habe ganz gebildete und angenehme Führer in Griechenland angetroffen; ich selber habe nie einen genommen, da sie überflüssig sind, wenn man der Landessprache sich zu bedienen imstande ist.

Als ich kürzlich wiederum den Saal der Parthenon-Giebel betrat, las eine Amerikanerin ihrem gar nicht gestrengen Eheherrn den Baedeker vor: „Rechts an der Wand auf einem niedrigen Hochgestell die Überreste des Ostgiebels, darunter nur zwei Torsen im Original.“ „Was,“ sagte jener, indem er auf die kümmerliche Gips-Reproduktion hinwies, „hier ist ja das Original.“ Diese Narren sind ja ungefährlich. Doch schlimm sind die Erinnerung-Sammler. Erträglich noch diejenigen, welche ein Stück pentelischen Marmors auf der Burgfläche auflesen und in die Tasche stecken, obwohl ich auch das nicht schön finde. Aber letzthin wurde eine Dame dabei ertappt, als sie mit einem an dem Spazierstock befestigten Hammer ein Stück

von einer Säule des Parthenon abzuschlagen sich bemühte. Der Wächter begnügte sich damit, ihr das zu untersagen. Wie wäre es einem Griechen ergangen, der in dem amerikanischen National-Park von Yellowstone ein Stück der Versteinerung abzuklopfen versucht und in die Hände der bewachenden Soldaten[1] gefallen wäre? Auch bei uns würde man mit dem fremden Übertreter der heimischen Gesetze nicht so glimpflich verfahren, wie die artigen Griechen sich mit fremden Damen benehmen.

Ich will übrigens keineswegs hieraus ein allgemeines Urteil über die Amerikaner und namentlich über die Amerikanerinnen herleiten. Ich habe sehr gebildete, feinsinnige und strebsame Damen aus den Vereinigten Staaten in den griechischen Museen und Ruinen-Stätten angetroffen, mit guten Kenntnissen im Kopf, mit trefflichen Büchern in der Hand, dazu höchst dankbar, wenn man ihnen eine griechische Inschrift übersetzt, wenn man sie auf ein ihnen unbekanntes Buch, und sei es der alte Pausanias, aufmerksam macht.

Den Schluß des Besuches der Akropolis macht der kleine Nike-Tempel.

Es ist auch ein Athene-Heiligtum, wohl zur Verherrlichung der Schlacht von Platäa errichtet, wahrscheinlich zwischen 440 und 410; die Gelehrten sind nicht ganz einig. Dies kleine Tempelchen (von 8,3 × 5,4 m) ist aus den alten Werkstücken, die bei der Niederlegung einer türkischen Batterie zutage kamen, von drei Deutschen (Roß, Schaubert, Hansen) an seiner alten Stelle zu seiner alten Glorie wieder aufgerichtet.

Aber herrlicher noch, als der Tempel, ist die Aussicht auf Land und Meer, auf Oliven-Pflanzungen und die schön geschwungenen Berge von Attika, auf den Saronischen Meerbusen mit Salamis, Aegina, Hydra, auf Akrokorinth und Parnaß.

An jedem Nachmittag, den der Himmel uns in Athen schenkte, bin ich mit meiner lieben Frau hierher gepilgert, um den Sonnen-Untergang zu betrachten. Die Farben sind unvergleichlich und schwer in Worten zu beschreiben. Herrlich ist es, wenn nach Byron's Schilderung die Sonne wolkenlos, ein

[1] Vgl. mein Büchlein „Von New York nach San Francisco", 1888, S. 84.

Brand lebendigen Lichts, versinkt[1]. Die neugriechische Sprache hat einen merkwürdigen, dichterischen Ausdruck für den Untergang der Sonne, basileuo, d. h. eigentlich „König sein". Aber ebenso herrlich ist der Anblick, wenn dunkle Wolken den Himmel überziehen, die von der scheidenden Sonne purpurumumsäumt erscheinen, und der Hymettos plötzlich dunkelrot leuchtet und gleich danach in gesättigtem Blau erscheint.

Nach Sonnen-Untergang wird die Eingangstür zur Akropolis verschlossen. Aber wenn der Vollmond scheint, wird sie wieder geöffnet für die Besitzer von Eintrittskarten, die der General-Ephoros Hr. Kawwadias bewilligt. Dieser Vorzug wurde auch mir, am 9. März 1909, zuteil. Ich muß gestehen, daß für eine solche Mondscheinpartie die Ruinen von Luxor, die ja dabei etwas gespenstisches annehmen, mehr sich eignen, als der Parthenon, dessen gold-rötliche Säulen im Glanz der scheidenden Abendsonne am schönsten erstrahlen. Dazu hatte ich noch die Ritterpflicht, die englische Gattin eines griechischen Kaufherrn aus Smyrna und zwei junge Griechinnen aus derselben Stadt zu geleiten, in denen die mondbeglänzte Zaubernacht kein Echo fand.

Auch die alten Griechen waren nicht solche Mondscheinschwärmer, wie der Dichter der versunkenen Glocke, der sich zu der Phantasie versteigt, daß in solchen Nächten der altathenische Denker, Staatsmann, Priester mit den Göttern auf gleichen Fuß gestellt sich fühlte. Weit eher kann ich mit dem modernen kunst- und sachverständigen Beobachter (Michaelis) mitempfinden, daß in dem Mondenschimmer die erregte Phantasie alle Lücken ergänzt und alle Entstellungen überdeckt und nur das große ganze Kunstwerk vor sich sieht.

Natürlich habe ich bei meinen ersten Besuchen auch alle Merkwürdigkeiten des Burgberges durchforscht; ich bin zu der Burgquelle Klepsydra, zu den Grotten des Apollon und des Pan hinabgeklettert, die ich mir später nur von unten her ansah,

---

[1] The Corsair. Canto the third.
Slow sinks, more lovely ere his race be run,
Along Morea's hills the setting sun;
Not, as in Northern climes, obscurely bright,
But one unclouded blaze of living light.

wenn ich vom sogenannten Theseion, d. h. von Norden her, dem Burgberg mich näherte.

Im Süden des letzteren ragt das von Herodes Attikus (um 160 n. Chr.) errichtete dreistöckige Odeion hervor, das überdacht und zu musikalischen Aufführungen bestimmt war und 5000 Zuhörer faßte.

Daneben liegt auf dem Abhang des Berges das 460 v. Chr. als Filiale des epidaurischen Gottes gegründete Asklepieion, das ich erst bei meinem letzten Besuch vollständig ausgegraben und bequem übersichtlich vorfand. Es ist nicht nur ein Heiligtum des Heilgottes Asklepios, dem der fromme Dichter Sophokles nahegetreten ist, sondern auch eine Heilstätte, ein recht stattlicher Bau, wenn auch keine Klinik in unsrem Sinne. Unerläßlich war der Tempelschlaf (enkoimesis, incubatio) der Kranken und die Deutung der Träume durch den Priester. Daß neben diesem Priestertrug, weniger in Epidauros, als in Kos, vernünftige diätetische Ratschläge und wirkliche Behandlung geübt wurden, ist durch Zeugnisse hinlänglich beglaubigt.

Höchst bemerkenswert ist die Beziehung des athenischen Asklepieion zu der Kunst. Zahlreiche Votivtafeln aus demselben birgt jetzt das National-Museum, von denen einzelne an die Art des Parthenon-Frieses erinnern. Der göttliche Retter sitzt würdevoll, daneben steht seine Tochter Hygieia. Ein Tier-Opfer wird ihm dargebracht, eine ganze Familie naht sich ehrfurchtsvoll, der Diener trägt auf seinem Haupt den wohlgefüllten Korb mit den Geschenken. Jedenfalls haben diese Asklepios-Priester, wie wir ja auch aus den Inschriften von Epidauros wissen, ihr Honorar sich nicht entgehen lassen.

An das Asklepieion stößt das Dionysos-Theater und nimmt das östliche Drittel des Südabhanges vom Burgberg ein. Mit Wonne werfe ich mich in den prächtigen Marmorsessel, der mir zukommt. Trägt er doch die Inschrift „für den Priester des Asklepios“ (to hierei tu Asklepiu).

Hier, unter freiem Himmel, vor den 15000 Zuschauern, deren Sitze in den Felsen eingehauen und ganz bequem eingerichtet waren, in der herrlichen Aussicht auf Hymettos, Phaleron-Bucht und Ägina, der aber die Athener vielleicht weniger Aufmerksamkeit geschenkt haben, auf der halbrunden Orchestra, vor

dem Bühnengebäude, wurden die göttlichen Tragödien des Äschylos, Sophokles, Euripides und die nicht minder göttlichen Komödien des Aristophanes aufgeführt, die mit den Gesprächen des Platon das Schönste darstellen, was die Muse von Athen der staunenden Nachwelt hinterlassen hat.

Die Theater-Aufführung war ein religiöses Fest des Staates. Wie kläglich sticht davon puritanisches Muckertum der Neuzeit ab! Wie der Dichter, war der Schauspieler hochgeachtet, völkerrechtlich unverletzlich, im Kriegsfall als Gesandter verwendet. Jeder Bürger durfte und sollte schauen. Um den Armen das Eintrittsgeld zu erstatten, erhielt es seit Perikles jeder Bürger. Es betrug 2 Obolen, d. s. etwa 20 Pfennige, die aber damals die vierfache Kaufkraft von heutzutage besaßen. Bessere und teurere Sitze für den Reichen gab es nicht. Die Vorderreihe (proedria) war den ersten Beamten und fremden Gesandten, später den Priestern vorbehalten.

Als Sophokles seinen ersten Wettkampf mit Äschylos ausfocht, hat der Archont die Preisrichter nicht durch das Los ausgewählt, sondern die zehn Feldherren dazu bestimmt. Die Athener ließen ein Staats-Exemplar von den Werken der drei großen Tragiker anfertigen und im Archiv aufbewahren. Ja, wenn dies wieder aufgefunden werden könnte, dann wäre die schlechte, byzantinische Überlieferung des Textes, namentlich in den Chor-Liedern, mit einem Schlage beseitigt. Im zweiten Stück der Hamburgischen Dramaturgie sagt Lessing:

„Es ist nur ein Athen gewesen,
Es wird nur ein Athen bleiben.“

Wenn im König Ödipus das Schicksal noch so grausig den Menschen seine Übermacht fühlen läßt, — es gibt eine Versöhnung im Ödipus auf Kolonos, die allerdings der nicht versteht, der die griechische Tragödie einen Ersatz des Menschenopfers genannt hat.

Nein, die Verneinung und Vernichtung des Lebens ist auf dieser Bühne nicht vorgeführt worden. Unter diesem freien und blauen Himmel, am Abhang dieses Burgberges, war nicht der Platz für Gespenster.

Beklagenswert finde ich es, daß die heutigen Griechen das bewundernswürdige Drama ihrer alten Literatur nicht genügend

schätzen. Theater gibt es in Athen, schöne Gebäude, ein königliches, ein städtisches; sie stehen leer, ebenso wie die zahlreichen in den Provinzstädten, die ich gesehen. Wo noch ein alter Theaterzettel angeklebt war, fand ich Tosca oder ähnliche Greuel.

Wie der Geschmack in der Bildhauerkunst, so muß auch der für die Bühnenkunst im heutigen Griechenland wieder neu entstehen. Haben die alten Hellenen schon dreimal in der Welt eine Renaissance hervorgerufen, in Rom, bei den Arabern, bei den christlichen Völkern Europa's im 15. Jahrhundert, — warum sollen sie nicht den eigenen Urenkeln denselben Dienst erweisen können? Aber dazu gehört Arbeit und Genie. Die erste steht in der Macht des Menschen, die letzte ist eine Gabe des Himmels.

Natürlich glaube ich nicht, daß mit der Wiederaufführung der altgriechischen Tragödien allein schon viel erreicht wird, da jede Zeit ihre eigene Kunst braucht. Aber so ablehnend, wie Mahaffy, möchte ich mich nicht dagegen verhalten. Ich rede nicht von unsren Schüler-Aufführungen der Antigone, die vor nahezu 50 Jahren mich entzückt haben, — wahrscheinlich aber heute mich nicht befriedigen würden. Dagegen muß ich sagen, daß Ödipus der Tyrann, sowohl in Paris von Sully Mouny, wie auch in Berlin von Matkowsky vorgeführt, mir einen reinen Kunstgenuß gewährt hat, wenngleich die Schwierigkeiten des Chors noch nicht überwunden waren.

Der preußische Oberbaurat Strack hat 1862 die ersten glücklichen Funde im Dionysos-Theater gemacht, die griechische archäologische Gesellschaft hat es vom Schutt befreit und zu einem erquicklichen Ruheplatz umgewandelt.[1] Oft weilte ich hier während meines ersten Aufenthalts, erfreute mich während meines zweiten der weiteren Ausgrabung und Ordnung und an einem schönen Abend auch des Gesanges meiner lieben Frau, welche „Dich, teure Halle, grüß' ich wieder!“ vortrug. Jetzt ist alles auf das beste hergerichtet: ein gefälliger Phylax begrüßt den Fremden, der öfters kommt, und sein Töchterchen Persephone überreicht ihm einige rasch abgepflückte Feldblumen.

---

[1] Mahaffy mußte noch 1875 durch Steinwürfe einen jungen griechischen Barbaren verscheuchen, der auf die Reliefs an der Stütze des Bühnengebäudes mit der Pistole schoß!

Noch manche Reste des Altertums sind in der Nähe des Burgberges enthalten; für den rüstigen, großstädtischen Fußgänger, der in seiner eigenen Heimatstadt, in Paris, London, Rom, an weite Entfernungen sich gewöhnt hat, ist es eigentlich nur ein einziger Rundgang, obwohl er gar manche Stunde verschiedener Tage darauf verwendet.

Sowie man den Fahrweg von der Akropolis halbwegs herabgeschritten, kommt man zu einer Einsattelung, die zu dem östlich vom Burgberg gelegenen nackten Felsen von 115 m Höhe führt, dem Ares-Hügel (Areiopagos). Nach alten Sagen mußte hier Ares sich von Blutschuld reinigen, wurde hier Orestes freigesprochen; durch Athene's Vermittlung nahmen die Erinnyen, fortan als Eumeniden (die Wohlwollenden) verehrt, hierselbst ihren Wohnsitz. Leider sieht heutzutage ihr Felsspalt so aus, als ob sie ihren alten Charakter als Rachegöttinnen wieder angenommen hätten. Hier sollte die griechische Regierung einen Wachtposten aufstellen, um dem Areopag, der heute wieder dem Höchstgericht des Landes seinen Namen geliehen, ein würdiges Äußere zu sichern und gleichzeitig die besonders frechen Bettler zu verscheuchen, die hier dem Fremden so lästig fallen, wie ich (und andre) es sonst nirgends in Griechenland erlebt.

Südlich vom Areopag liegt der Musen-Hügel, der weniger durch das Denkmal des Philopappos (aus den Jahren 114—116 n. Chr.) ausgezeichnet ist, als durch die herrliche Aussicht, die er auf die Akropolis und Umgebung, in der Abendsonnen-Beleuchtung, bietet.

Steigt man wieder herab und verfolgt den breiten Fahrweg, der nach Norden führt, so hat man rechts den seit 1891 von Dörpfeld ausgegrabenen Teil der Unterstadt, links den Pnyx-Hügel, der sofort erstiegen wird. Welchen Reiz hat es, sich hier auf der Terrasse die wogende, wetterwendische Volksmenge und an einem mächtigen Felswürfel die Rednerbühne vorzustellen! Also hier läßt Aristophanes seinen braven Dikäopolis ausrufen: „Ein Zeichen ist geschehen, ein Regentropfen hat mich getroffen. Aus ist die Volks-Versammlung."

Weiter nördlich liegt auf freiem Platz das Theseion, der besterhaltene Tempel von ganz Hellas, nach Ansicht der Gelehrten dem Hephaistos und der Athene vor 421 v. Chr. errichtet,

und deshalb so wohlerhalten, weil er frühzeitig in eine christliche Kirche zu Ehren des heiligen Georgios umgewandelt worden. So erfreulich seine Erhaltung, sein Eindruck kann mit dem der Säulen des Parthenon nicht wetteifern. Noch viel weniger die 15 gewaltigen Säulen des Olympieion, des Tempels für den olympischen Zeus, den der Kaiser Hadrian um 130 n. Chr. neben seinem prahlerischen Tor erbaut. Die korinthischen Säulen haben 17,25 m Höhe und 1,70 m Durchmesser. Diese Ruinen erinnern an keinen griechischen Bau, eher an den Tempel von Baalbek.

Korinthische Säulen haben die Griechen in ihrer guten Zeit nur für kleinere Denkmäler benutzt, so für das des Lysikrates, aus dem Jahre 335 v. Chr., mit dem schönen Dionysos-Fries.

Nördlich vom Burgberg findet man noch, im jetzigen Bazar-Viertel und jetzt weit besser zugänglich, als vor 23 Jahren, die Reste der Bibliothek des Hadrian und die der Attalos-Stoa, einer riesigen zweistöckigen Markthalle.

„Aber, gemach!" wird hier der aufmerksame Leser ausrufen. „Wenn du schon so eilig, wie ein gemieteter Fremdenführer, uns durch die des Kunstwerts baren Reste später Altertümer schleppst; so führe uns nun behaglicher an einige schöne Orte, welche der attischen Muse heilig waren. Sind keine Tempel da, so finden wir Erinnerungen. Geleite uns zum Kolonos-Hügel, geleite uns zum Ilissos."

Natürlich habe ich schon am 31. März 1886, dem 4. Tage meines ersten Aufenthalts, die Wallfahrt nach Kolonos Hippios (Roßhügel) unternommen, dem auf einem Hügel belegenen Gemeindebezirk (demos) des alten Athen, wo das Grab des Ödipus gezeigt wurde, wo Sophokles geboren ist, der diesen Platz (im Ödipus auf Kolonos) gepriesen als Attika's schönste Flur, wo Nachtigallen in grünen Hags Waldnacht flötend klagen.

Pausanias, der ihn auch besucht, hat uns überliefert, daß Antigonos den Hain des Poseidon mitsamt dem Tempel verbrannt hat. Der niedrige Hügel, am westlichen Ende der jetzigen Stadt, 1/2 Stunde vom Eintrachtsplatz belegen, der heute dem Reisenden als Kolonos gezeigt wird, ist völlig kahl. Nicht mehr hört man das Rauschen der Bäume in dem benachbarten Hain des Heros Akademos, wo Plato gelehrt und durch sein Beispiel den Begriff der Akademie geschaffen, wo auch gymnastische

Übungen vorgenommen wurden und, bei den Altären des im Blitz herabfahrenden Zeus, des Herakles und der Athena die 12 uralten Ölbäume (moriae) standen, die Aristophanes in seinem unsterblichen Liede (Wolken, 1006) verherrlicht hat: „Im Hain Akademos wandelnd, wirst Du unter den Ölbäumen Deinen Wettlauf beginnen, bekränzt mit hellem Schilf, in Begleitung des verständigen Freundes, duftend von Gaisblatt und Frieden und Weißpappel, in der Frühlings-Lust, wenn die Platane mit der Ulme flüstert."

Das einzige, was man dem Ort nicht nehmen konnte, ist die herrliche Aussicht auf die Akropolis; das, was man ihm in der Neuzeit gegeben, ist die Grabstätte des großen Altertumsforschers Otfried Müller, der als Professor zu Göttingen, von Sehnsucht nach Hellas ergriffen, 1839 die Reise unternommen, 1840 zu Delphi erkrankt und in Athen gestorben und begraben ist. Eine lange altgriechische Inschrift von einem neugriechischen Dichter schmückt den weißen Grabstein.[1]

Neben Otfried Müllers Marmordenkmal findet sich das für den französischen Altertumsforscher Charles Lenormant, der 1859 zu Athen verstorben ist: beide auf Kosten der griechischen Nation errichtet, — beide 1875 von der Nachbarschaft „als Schießscheiben benutzt und von Kugelmarken gepfeffert", wie Mahaffy voll Entrüstung uns mitteilt.

Ich fand den Begräbnisplatz mit einem Eisengitter umgeben und in eine Einfriedigung (Temenos) umgewandelt, als ich ihn am 31. März 1886 zum erstenmal besuchte; und ebenso am 11. März 1909, als ich an einem schönen Nachmittag den Kolonos-Hügel zum Ziel eines Spazierganges machte. Wer von dem Eintrachtsplatz die Piräeus-Straße hinabsteigt und dann rechts in die Kürbis-Straße (hodos kolokythus) einbiegt, soll die Einheimischen nur nicht nach dem Kolonos fragen. den kennen die meisten nicht; sondern nach der Kapelle des heiligen Konstantinos (hagios K.). Von dort sieht er bald die beiden marmorweißen Grabdenkmäler auf der niedrigen Höhe. Als ich hier

[1] *ΤΕΧΝΗΣ ΚΑΙ ΣΟΦΙΗΣ ΕΛΛΗΝΙΔΟΣ ΕΣΧΕ ΣΕ ΜΥΣΤΗΝ ΜΥΛΛΕΡΕ ΓΕΡΜΑΝΙΗ ΠΑΤΡΙΣ* ...
Der hellenischen Kunst und Weisheit Kenner, o Müller, hielt dich dein hehres deutsches Vaterland ...

das letzte Mal in völliger Einsamkeit die Denkmäler betrachte und die Inschrift in meinem Tagebüchlein verzeichne, tritt staunend ein Offizier an mich heran und stellt die landesüblichen Fragen.

Auf dem Rückweg hatte ich noch in dieser Vorstadt, die nichts Städtisches, geschweige denn Großstädtisches zeigt, einen seltsamen Anblick: Kinder spielten mit Knöcheln, wie vor 2000 Jahren.

Zu Platon's Lieblingsplatz am Ilissos werde ich den Leser, wenn er mir folgen will, bald geleiten.

Das National-Museum, ganz im Norden des heutigen Athen, an der breiten Patissia-Straße in schönen Garten-Anlagen belegen, ist für den ernsthaften Reisenden, neben der Akropolis, in Athen der zweite Anziehungs-Punkt. Ich sah es in den 23 Jahren wachsen und gedeihen, den Inhalt mehrerer durch die Stadt zerstreuten Sammlungen in sich aufnehmen und vom Zentral-Museum, wie es noch 1886 genannt wurde, zum archäologischen National-Museum sich ausgestalten.

Mit den europäischen Museen, selbst den allerreichsten, wie dem britischen in London und dem Louvre zu Paris, ist es nicht zu vergleichen. Diese enthalten an Schätzen, was ihre Regierungen, Fürsten und Bürger aus Europa, Asien, Afrika zusammenschleppen konnten. Waren doch die Engländer im Anfang des 18. Jahrhunderts ernstlich darangegangen, „Alt-Griechenland nach England zu verpflanzen".

Das Museum zu Athen ist bodenständig: es vereinigt alles, was auf und in dem Boden von Hellas an Altertümern und Kunstwerken gefunden wird, und ist seinem Charakter nach nur mit dem ägyptischen National-Museum in Kairo zu vergleichen.

Viele Stunden des reinsten Kunstgenusses hat mir dieser große Palast geschenkt, den ich des Morgens von 9—10 Uhr oft genug fast allein besaß und auch in der folgenden Stunde nur mit wenigen teilte. Der Reichtum des Inhalts spottet jeder Beschreibung, die Aufstellung ist mustergültig. Für den, der griechisch versteht, ist die vollständige Liste von Baedeker fast entbehrlich; aber der Guide illustré des Direktor V. Stais, von dem der erste Teil (Marmorwerke und Bronzen) 1907, der

zweite (die mykenische Sammlung) 1909 erschienen, ist doch zum genaueren Studium unerläßlich. Der ebenso gelehrte wie liebenswürdige Verfasser, der übrigens, wie die meisten Gelehrten des neuen Griechenlands, die deutsche Sprache gut beherrscht, hat durch Erläuterung der neuesten, noch nicht gebuchten Funde mich wiederholentlich zu großem Dank verpflichtet.

Zu den herrlichen Photographien der hauptsächlichen Kunstwerke, die ich mir schon 1886 in dem Geschäft von Constantin Athanasiu & Co. gekauft, aufgezogen und in einer Mappe aufbewahrt, zur anregenden Betrachtung für mich und meine Freunde, ist ja seit kurzem ein monumentales Werk hinzugekommen, zur Erinnerung und Belehrung für den Epopten, zur Freude und Erbauung für jedermann:

Das Athener Nationalmuseum, phototypische Wiedergabe seiner Schätze mit erläuterndem Text von J. N. Svoronos, Direktor des Athener Münzkabinettes. Deutsche Ausgabe, besorgt von Dr. W. Barth, Athen 1908, I.

In diesem Museum erkennt man deutlich, daß die griechische Bildhauerkunst keineswegs, wie die gewappnete Athena, aus dem Haupt des Zeus hervorgegangen, sondern einen langen Weg von der Nachahmung des Schnitz-Idols bis zu den klassischen Schöpfungen der göttlichen Gestalten des Apoll, des Hermes, der Aphrodite zu durchlaufen hatte; dann aber vor mehr als 2000 Jahren eine Vollendung erreicht hat, die noch heutzutage die staunende Bewunderung nicht bloß der Liebhaber, sondern auch der ausübenden Künstler wachruft.

Aber auch bei der Kunstbetrachtung sind es einzelne Werke, die eine individuelle Saite des Herzens in jedem Beobachter besonders rühren. Da ist ein Aphrodite-Kopf, am Südabhang der Akropolis, bei den Ausgrabungen des Asklepios-Heiligtums 1878 gefunden, zwar verstümmelt, aber in seinem träumerischen Fernblick für mich von unendlicher Rührung, da er eine unauslöschliche Erinnerung verkörpert.

Erinnerungen übermannen mich auch, so oft ich die Haupt-Säle der Grab-Stelen betrete. Es sind ja vielfach nur handwerksmäßige Arbeiten, aber von höchstem Reiz und unwiderstehlicher Wirkung auf unser Gemüt. Da steht der bärtige Mann in der Vollkraft vor der sitzenden Gattin; mit einem Blick voll ernster

Trauer reicht er ihr die Hand zum letzten Lebewohl. Ich muß gestehen, daß wiederholte Betrachtung dieser attischen Grabmonumente, noch mehr als Studium der Reste altgriechischer Dichtkunst, in mir die Überzeugung wachgerufen, daß Goethe[1] den Griechen doch unrecht getan, wenn er von ihnen behauptet: „Das Verhältnis zu den Frauen, das bei uns so zart und geistig geworden, erhob sich kaum über die Grenze des gemeinsten Bedürfnisses."

Aber noch andre Empfindungen sind auf diesen Grabsteinen dargestellt. Da sitzt die Mutter und blickt voller Rührung — nur die Augenpartie des Gesichts ist erhalten, — auf ihr Töchterchen, das sich auf die Zehen erhebt und die Händchen zu ihr emporstreckt. Die Händchen sind von dem Künstler falsch gebildet, aber das eindrucksvolle der ganzen Gruppe ist ihm vortrefflich gelungen, so daß ich hier an Heine's Verse[2] erinnert werde: „Sie sang mit wahrem Gefühle und falscher Stimm', doch ward ich sehr gerührt von ihrem Spiele."

Zur Ergänzung dieser unvergleichlichen Sammlung von alten Grabdenkmälern gehört gewissermaßen die alt-athenische Gräberstraße am Doppeltor (Dipylon), die jetzt als Freilicht-Museum eingerichtet ist, jedem Besucher unvergeßlich durch das Reiter-Relief des jungen Dexileos über dem zu Boden gestürzten Gegner und durch das Grabmal der Hegeso, eines der schönsten von allen. Da sitzt die noch jugendliche, hochbusige Frau, mit zierlich gekräuseltem Haar, in reichfaltiger Gewandung, und schmückt sich zum letzten Mal aus dem geöffneten Kästchen, das ihr die Dienerin reicht, tiefe Trauer in den Mienen des leicht gesenkten Hauptes verratend.

Als ich im Jahre 1886 zum ersten Mal diese Grabdenkmäler betrachtet, mit ihren zahllosen Abwandlungen, — die scheidende Tochter nimmt ernst, aber gefaßt Abschied von den liebenden und geliebten Eltern; — da war ich geradezu entsetzt, in einer Steinmetzwerkstätte zu Athen das moderne Grabdenkmal einer Jungfrau zu erblicken: eine weibliche Gestalt hüpft schnell herbei; auf einem Beine stehend, schneidet sie mit einer großen Schere

---

[1] Ausgabe in 30 Bänden; 24, S. 11 (Winckelmann).
[2] Deutschland, 14—17.

„als ob Papier es wär'“, eine Rose ab, während auf einem Altar daneben eine Lampe verlöschend flackert.

Von dem ungeheuren Reichtum der antiken Welt an Marmor- und Bronze-Bildsäulen haben wir in den hinterlassenen Schriften der Alten gelesen, — staunend, mit schlecht verhehltem Neid, mitunter fast ungläubig. Neuen handgreiflichen Beweis haben uns in den Jahren 1900 und 1901 die unternehmenden griechischen Schwammfischer und Taucher aus der (zwischen Knidos und Rhodos belegenen) Insel Syme geliefert.

Sie entdeckten auf dem Meeresgrunde, 35 Faden (64 m) unter dem Wasserspiegel, bei Antikythera, der südlichsten Insel des Königreichs Griechenland, ein versunkenes altgriechisches Schiff mit einer ganzen Ladung von Marmor- und Bronze-Werken. Ungeheuer und rühmenswert waren die durch das stürmische Wetter noch gewaltig gesteigerten Anstrengungen der Taucher, von denen viele erkrankten, einer als Opfer der Taucherkrankheit (Lähmung des Rückenmarks und Gehirns) sein Leben lassen mußte; tatkräftig und über jedes Lob erhaben die Unterstützung der griechischen Regierung, die Dampfer, Hebemaschinen, Minister und Ephoren zur Stelle sandte und den Tauchern eine Belohnung von 150000 Drachmen gezahlt, denen die archäologische Gesellschaft noch 500 Drachmen für jeden hinzufügte.

Zu den hauptsächlichsten der überaus zahlreichen Funde gehört die Marmorbildsäule eines jungen besiegten Barbaren, von Hrn. Kawwadias „aposkopeuon“ (der in die Ferne Blickende) getauft, soweit wohl erhalten, wie sie fast 2000 Jahre lang im Meeres-Sande vergraben lag, während die linke Hälfte des Rumpfes und der Glieder durch das Meerwasser ganz zerfressen ist.

Aber das Bedeutendste ist die lebensgroße Bronze-Statue eines nackten jungen Mannes, die man, nach der Reinigung und Zusammensetzung aus den zerbrochenen Teilen, entzückt als das bronzene Gegenstück des Hermes von Praxiteles bezeichnet hat, — jedenfalls die schönste aller Bronze-Statuen aus dem klassischen Altertum.

Hr. V. Stais glaubt, es sei Paris; Hr. Svoronos beweist, daß sie Perseus darstelle, aus Argos stamme, vielleicht aus der Werkstätte des Lysippos. Übrigens war das Schiff wohl nicht

die Beute eines antiken Pierpont Morgan, sondern vielleicht auf Befehl des Kaiser Konstantinos, der für seine neue Hauptstadt alle Stätten der alten Kunst ausplündern ließ, von Argos ausgesegelt und vom schlimmen Nordwind südwärts verschlagen und gescheitert. Schriftzüge auf einem von den Tauchern emporgebrachten Astrolabium deuten auf die Mitte des dritten Jahrhunderts, einzelne Gefäße auf das 3. und 4. Jahrh. n. Chr.

Die wunderbare Vasen-Sammlung zeigt uns die ganze Entwicklung der antiken Töpferei und herrliche Spuren der antiken Malerei: Grablegungen und Hochzeitszüge, wo mit einfachen Umrißlinien das Seelenleben in vollendeter Weise zum Ausdruck gebracht wird.

Die mykenischen und verwandten Funde führen uns in die homerische Heldenzeit. Die Löwenjagd auf dem eingelegten Dolch, die goldnen Becher von Waphio mit dem Fang der wilden Stiere und mit der Zähmung derselben beweisen uns, daß schon vor mehr als dreitausend Jahren Werke geschaffen wurden, die einen für alle Zeiten bleibenden Kunstwert besitzen und auch den heutigen Beschauer entzücken.

Wenn es mir, mehr noch wegen meiner ungenügenden Kenntnis in der Altertumswissenschaft und in der Kunstgeschichte, als wegen der notwendigerweise engen Grenzen dieses Buches, ganz unmöglich scheint, von dem vollen Gehalt dieses Museums eine auch nur einigermaßen erschöpfende Darstellung zu liefern; so fällt es mir allerdings leichter, über die äußeren Erlebnisse in diesen geheiligten Räumen zu plaudern.

Das Verhalten der Angestellten ist lobenswert. Der Pförtner, der Schirme und Stöcke aufzubewahren hat, aufmerksam und gefällig;[1] ja mehr als das. Den ihm zustehenden Obolos von 20 Lepta wollte er von mir nicht mehr nehmen, nachdem er beobachtet hatte, daß der Direktor, Hr. Stais, freundlich mit mir gesprochen. „Ochi, eisthe archaiologos.“ (Nein, Sie sind ja ein Altertumsforscher.) Die Wächter in den einzelnen Sälen dürfen nach den angeschlagenen Verfügungen keine Trinkgelder annehmen; sie machen auch nicht den leisesten Versuch, solche

[1] Aber ultra posse ... Die Aufsichtsbehörde könnte vielleicht auf die Bequemlichkeit der Fremden ihre Fürsorge erstrecken.

zu erlangen. Archäologen sind **sie** allerdings keineswegs; sie können keine Auskunft erteilen, auch nicht demjenigen, der ihre Sprache versteht; aber sie wissen z. B. bei der erwähnten Statue aus Antikythera, die noch keine Nummer hat, also in dem Register des Katalogs von Hrn. Stais nicht gleich zu finden ist, die richtige Seite zu zeigen.

Die Besucher des Museum sind natürlich äußerst verschieden. Zuerst am frühen Morgen erscheinen diejenigen, die dort arbeiten, griechische und europäische junge Gelehrte, auch griechische Handwerks-Künstler, welche zerbrochene Glieder und Teile zusammenfügen, so daß aus Trümmern Schaustücke erwachsen. Mit ihnen habe ich öfters geplaudert. Auch eine Künstlerin ist hier tätig, die Tochter des Hrn. Dörpfeld, welche aus ganz zerbrochenen Tonscherben attische Vasen sozusagen hervorzaubert. Immer bleiben die antiken Teile klar sichtbar, damit kein Irrtum stattfindet. Nur bei der Perseus-Statue ist der ausgezeichnete Künstler Hr. Alfred André von diesem Grundsatz abgewichen; er hat die kleinen Lücken des Bildwerks ergänzt, um nicht bloß dem Altertumsforscher, sondern auch dem Kunstfreund ein Ganzes vor Augen zu stellen.

Der Eintritt in die Museen ist schon seit langer Zeit — nach dem Muster von Paris und London, wie man mir sagte, — völlig freigegeben. Darum sieht man auch viele Hellenen unter den Besuchern, auch ärmlich gekleidete, ferner Landleute in Nationaltracht, Matrosen, Kinder. Sie stören niemals, sind zum Teil sehr aufmerksam und wißbegierig; fragen auch gelegentlich und sind für Belehrung dankbar.

Von den Nicht-Hellenen, die man als Barbaren nur in dem ursprünglichsten Sinn des Wortes bezeichnen kann, da ihre Sprache von den Hellenen meist nicht verstanden wird, sind die bejammernswertesten diejenigen, die, aus dem hohlen Bauch eines großen Meerschiffs ausgespien, in einer Karawane von Wagen herbeigeführt und durch lautschreiende Führer in einer Stunde durch die Säle geschleift werden. Etwas weniger schlimm daran sind diejenigen, welche, sei es aus Unfähigkeit, den Weg zu finden, oder aus Trägheit, ihn selber zu suchen, sich einen eignen Führer nehmen, der sie auf ihrem einzigen Besuch geleitet und ihnen in französischer oder englischer Sprache solche

Erläuterungen gibt, wie sie seit den Tagen des Herodot oder des Pausanias üblich gewesen. Die athenischen Führer sind nicht einmal die schlimmsten.

Einmal traf ich zwei rührend unbehilfliche Wesen, ältliche, gebildete Damen aus Pommernland, voll Sehnsucht nach griechischer Schönheit, voll Entzücken, daß es ihnen einmal gelungen; durch ihre Verhältnisse an das Schiff gebunden und nur zu einem Besuch des Museum eingerichtet. Ich will mich wahrhaftig dessen nicht rühmen, aber es hat mir das größte Vergnügen bereitet, ihnen ein halb' Stündchen als Führer zu dienen und einige Hauptstücke zu erläutern, — mehr Vergnügen, als mit einigen der eleganten jungen Griechinnen, deren Bekanntschaft ich im Hotel gemacht, die Französisch und Englisch wie ihre Muttersprache hantierten, aber mit dem Ruhm ihres Vaterlandes leider nur sehr wenig Bescheid wußten.

Jedoch, wer öfters da ist, sieht, daß es auch andre gibt, die verständnisvoll schauen, geschmackvoll auswählen und verweilen. Hat man eine Stunde lang in demselben Saal allein mit einem oder einer zweiten zugebracht; so schmilzt das Eis der Konvention selbst von dem Busen der Engländerin: sie richtet ein paar freundliche Worte an den Herrn, der ihr nicht einmal vorgestellt ist.

Lächerliche Szenen erlebt man aber auch in diesen geweihten Räumen. In dem großen mykenischen Saal fragte mich ein ältlicher Herr vor den großen Glaskästen mit den stylisierten Goldmasken, die einst auf den Gesichtern von vornehmen und reichen Toten gelegen, ob diese Masken durch Aufpressen auf die Totengesichter hergestellt seien. Stumm drückte ich mit dem Finger seine Nasenspitze ein und ging meines Weges.

III

Das neue Athen

Griechenland wurde 1832 durch das zweite Londoner Protokoll zu einem unabhängigen Königreich erklärt; es war des türkischen Joches ledig und wählte Prinz Otto von Bayern zum König, der 1833 in Nauplia seinen Einzug hielt. Heftige Kämpfe erhoben sich sogleich über den Ort der Hauptstadt des neu zu ordnenden Staates. Patras oder Ägina wurden vorgeschlagen wegen der zu erwartenden Vorteile für den Handel. Athen, das in dem Befreiungskrieg fürchterlich gelitten, war 1832 ein elendes Dorf, das der Bischof von Lincoln nach eigener Anschauung folgendermaßen beschrieb: „Einige neue Holzhäuser, ein oder zwei festere Bauten, und die zwei Reihen von Holzbuden, die den Bazar bilden, das sind die bewohnten Gebäude, deren Athen sich rühmen kann."

Es war ein Glück für Griechenland, daß die Idealisten siegten, daß im Januar 1835 Athen zur Hauptstadt gewählt, daß das königliche Schloß daselbst erbaut wurde. Was wäre aus Griechenland geworden, ohne Athen? Ein Körper ohne Seele.

Das Wachstum Athens war staunenswert. Während 1821, beim Beginn der griechischen Erhebung, 10000 Christen und 1500 Türken in Athen lebten, nach der Befreiung 1835 nur 1500 Christen und 300 Türken; war 1871 die Bevölkerungsziffer auf 44000 gestiegen, 1879 auf 66000, 1896 auf 111486, 1906 auf 120000, mit Einschluß der Vororte und Nachbardörfer auf 145000, 1908 auf 175000.

Athen hat als politischer und geistiger Mittelpunkt des Hellenentums seine Anziehung auf die Land-Bevölkerung und auf die zahlreichen in der Türkei und in den Haupthandelsplätzen

Europa's lebenden Griechen ausgeübt, — obwohl ich andrerseits gute Freunde unter den Griechen von Paris und Berlin besitze, die noch nie die Hauptstadt Griechenlands mit ihren Augen gesehen haben.

Bei diesem raschen Wachstum von Athen, das, wenn man dem Unterschied in der Bevölkerungsziffer der beiden Staaten Rechnung trägt, wohl an das von Chicago erinnert, konnte es nicht fehlen, daß mir selber in den 23 Jahren, die zwischen meinem ersten und meinem letzten Besuch verstrichen sind, ganz erhebliche Fortschritte und Umwandlungen sich aufdrängten. Die erste ist das Aufgeben der Nationaltracht. Wenn ich 1886 an einem schönen Sonntag-Nachmittag zur Akropolis emporstieg, die an diesem freigegeben war, während an den Wochentagen ein Eintrittsgeld von einer Drachme gezahlt werden mußte, konnte ich mich an dem Gewimmel des geschmückten Volkes erfreuen, an den Jäckchen, Schürzchen und roten Troddelmützen der Mädchen und Frauen und an der Palikaren[1]-Tracht der Männer, die ja eigentlich von den Albanesen stammt. Der rote Fez, seitlich herabhängend mit langer Troddel, schmückt das schnauzbärtige Haupt. Der kurze Mantel ist über die Schultern geschlagen. Den Leib deckt die weiße Fustanelle, die Beine tragen schienenartige Gamaschen, die Füße rote Schnabelschuhe mit Quasten. Statt des Mantels sieht man auch eine Ärmel-Jacke, die vom Rücken herabhängt. Einige tragen auch statt der Jacke einen hemdartigen Überrock. (Der arkadische Hirt trägt noch einen breiten Gürtel, in dem er alles aufbewahrt, was ihm lieb ist, seinen Tabaksbeutel und sein Vermögen.) Heute gehört das zu den seltenen Erscheinungen.

Das zweite ist das großstädtische Gewühl in der Hauptverkehrs-Ader, der Stadion-Straße, die von dem bei dem Königs-Palast (anaktora) gelegenen Verfassungs-Platz zu dem in der Nähe des Volks-Palastes, der Demarchie, gelegenen Eintracht-Platze hinleitet, jetzt mit Asphalt gepflastert ist, elektrische Bahn, elektrische Bogenlampen enthält, das Parlamentsgebäude, die Statue des berühmten Generals Kolokotronis aus den Befreiungs-Kriegen, Ministerien, Banken und Läden, in denen man alles

[1] pallikari = Held.

kaufen kann, was andre Großstädte bieten, sogar Havanna-Zigarren.

Aber alles ist noch im Fluß. Steigt man die Sophokles-Straße hinab, die vom Mittelpunkt der heutigen Stadt, dem Finanz-Ministerium, zur Piräeus-Straße hinführt; so findet man noch einen Mangel an Sauberkeit, der mit dem schönen Namen der Straße im Widerspruch steht und der mich an eine Szene in Smyrna erinnert, als die Wirtin des Hotels zur Ausbesserung meines Überziehers mit lauter Stimme nach Aphrodite rief und ein unglückliches, kleines, buckliges Mädchen schüchtern hereintrat.

Die Athener sehen wohl ein, was ihnen noch fehlt und haben z. B., gerade während meiner letzten Anwesenheit, unsren Stadtbaurat Ludwig Hoffmann aus Berlin berufen, damit er ihnen für die Residenzstadt Griechenlands einen praktisch durchführbaren Bebauungsplan, den es bisher nicht gab, aufstelle und den Bemühungen der Stadtverwaltung, Athen zu einer modernen Fremdenstadt auszugestalten, mit Rat und Tat an die Hand gehe. Eines muß ja erhalten bleiben, der herrliche Ausblick auf die Akropolis, von allen Hauptstraßen aus, in immer wechselndem Bilde.

Aber vieles war doch schon gut und schön, als ich zum ersten Mal meinen Fuß auf den Boden des neuen Athens setzte. Gut waren die Wohltätigkeits-Einrichtungen, Kranken- und Waisenhäuser, die 1890 der ebenso für das klassische Altertum wie für das Wohlergehen der neuen Einwohner begeisterte Demarch meiner Frau und mir persönlich und voller Stolz zeigte. Das Waisenhaus, eine milde Stiftung, finden wir ausgezeichnet. Die Kinder werden in Handwerken unterrichtet, in der Tischlerei, Schmiederei, Schusterei, Schneiderei. Sie arbeiten schon ganz hübsche Sachen, die zu ihrem Nutzen verkauft werden, so daß sie ein kleines Kapital gleich mitbekommen, wenn sie als Muster-Handwerker in die Provinz gehen. Zum Schluß spielte ihre freiwillige Kapelle uns die deutsche Hymne vor, die griechische und einen Walzer.

Schön waren vor allem in dem zur Stadion-Straße gleichlaufenden Universitäts-Boulevard die drei der Pflege der Wissenschaft gewidmeten Paläste, Universität, Akademie, Bibliothek.

Bereits 1837, noch ehe der Königs-Palast fertig geworden, wurde die Universität (panepistemion) für das Königreich begründet und ihre Behausung von dem dänischen Architekten Hansen in den Jahren 1837—1842 mit einer Säulenvorhalle ionischen Stils errichtet.

Das Gebäude verkörpert das nüchterne, aber arbeitsame bayrische Hellas, wie es der vielverkannte König Otto gewissermaßen auf den rauchenden Trümmern des Befreiungskampfes neu begründet hat.

Rechts vor der Vorderseite finden wir die Bildsäule des zum Osterfest 1821 von dem türkischen Pöbel zu Konstanstantinopel an der Tür seiner Kirche gehenkten Patriarchen Gregorios; links die des griechischen Freiheits-Dichters und Helden Konstantinos Rhigas, der den griechischen Treubund (hetairia) begründet, als Erwecker des Freiheitsgedankens zu den Vorläufern des Unabhängigkeitskampfes gehört, auch die griechische Marseillaise (deute paides ton Hellenon, „auf Hellas-Söhne!“) geschaffen und, als erster Märtyrer der Freiheit, 1798 von den Türken zu Belgrad erdrosselt worden. Er hat nur das Alter von 42 Jahren erreicht.

Das Denkmal zeigt ihn als einen jugendlich kräftigen Mann, der die zerbrochene Kette in der Hand hält. Auf dem Sockel steht die folgende Inschrift:

Σπέρματ᾽ ἐλευθερίης ὁ Φεραῖος σπεῖρεν ἀοιδός.
Ἀλλ᾽ ὁ μὲν ὤλετο, φεῦ· σπέρμα δ᾽ ἔβλαστε μέγα.

„Saaten der Freiheit streute er aus, der Sänger von Pherä.
Fiel er auch selber im Kampf, herrlich erblühte die Saat.“

Dieses schöne Distichon, das die Reisebücher nicht erwähnen, habe ich mir schon 1886 abgeschrieben und gemerkt. Es diente mir öfters zu einem unschuldigen Scherz. Wenn mich ein Grieche besuchte, der zu Athen studiert hatte, fragte ich ihn nach diesen Versen, — fast keine wußte dieselben auswendig.

Im Innern der Vorhalle des Universitäts-Gebäudes ist ein Fries von allegorischen Fresko-Malereien, welche die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft in Alt-Hellas sowie die vier [1] Fakultäten (scholai) darstellen. Die Universität ist nach deutschem

[1] Jetzt sind es fünf.

Muster eingerichtet und hatte naturgemäß im Anfang auch einige deutsche Professoren gehabt. Jede der vier Fakultäten hat einen großen Hörsaal mit entsprechender Aufschrift, z. B. theologike. 1886 gab es 60 ordentliche und außerordentliche Professoren (kathegetai) und 1500 Studenten; jetzt sind mit den Privatdozenten 106 Lehrer vorhanden, dabei über 2500 Studenten. Die Professoren, denen Kollegien-Gelder nicht gezahlt werden, haben nur mäßige Gehälter. Die große, aber zu niedrige und mit wenig passenden Deckengemälden geschmückte Aula, die mir der Pförtner bei jedem meiner Besuche aufschloß, — es waren ja immer Osterferien, — bewahrt dankbar die Ölbilder der ersten, längst verstorbenen Lehrer, sowie derjenigen, die ihnen gefolgt und schon wieder abgeschieden sind. Vergeblich suchte ich allerdings das Bild meines verstorbenen Fachgenossen und Freundes Andreas Anagnostakis, dem das neue Hellas so viel zu verdanken hat, und möchte an dieser Stelle die Anregung zur Ausfüllung dieser Lücke einfügen, wenn sie wirklich noch vorhanden ist. Mit Anagnostakis machte ich 1886 meinen ersten Rundgang durch die Universität, durch die aus pentelischem Marmor auf Kosten des reichen Kephalleniers Wallianos gleichfalls in altgriechischem Stil errichteten Bibliothek und durch das prächtigste aller athenischen Gebäude, die Akademie, die, wie er, als Vorsitzender, mir damals sagte, leider noch keine Akademiker besaß.

Das Gebäude der Akademie ist auf Kosten des in Wien lebenden Baron Sina errichtet; seine Ehrenbildsäule schmückt den Hauptsaal.

Zwischen den Marmorbildsäulen des Sokrates und des Platon steigt man die Marmortreppe empor zu der ionischen Säulenhalle des ganz aus pentelischem Marmor, nach den Plänen des Wiener Architekten Hansen von E. Ziller gebauten Palastes, dessen Giebelfeld eine Marmor-Gruppe, die Geburt der Athene, enthält. Auf dem von zwei vorspringenden Seitenflügeln begrenzten Vorplatz erheben sich zwei mächtige Säulen, welche Standbilder der Athene mit vergoldetem Schild und Speer und des Apollon tragen. Farbiger und Gold-Schmuck ziert auch das Gebäude. Heiter erstrahlt es unter der griechischen Sonne. Da nach den Reisebüchern die Säulen zu hoch

sind und nicht an ihre Stellen passen, der Farben- und Gold-Schmuck nicht geschmackvoll scheint; so wiederholt dies gläubig fast jeder von den Reisenden, unter denen ja bekanntermaßen die Fehler-Finder sehr zahlreich sind. Ich muß den Versuch, uns die Bauart und den Farbenschmuck der Alten hier in Athen lebendig vor Augen zu bringen, für lobenswert erklären.

Warum sollen die heutigen Griechen nicht versuchen, das Andenken an die perikleïschen Zeiten lebendig zu erhalten? Mir gefällt das Gebäude. Zum Glück mir nicht allein. Hr. Mahaffy, dem niemand Kenntnis und Geschmack absprechen kann, erklärt es für eines der eindrucksvollsten öffentlichen Gebäude in ganz Europa.

Die mächtige Hinterwand des großen Hauptsaales zeigt uns ein Kolossal-Gemälde von Griepenkerl in Wien, das den Kampf der Götter mit den Giganten darstellt. An den Seitenwänden sind die Werke und die Leiden des Prometheus wiedergegeben. Von diesem war jede Spur der Überlieferung den braven Palikaren abhanden gekommen, die letzthin gleichzeitig mit mir in dem Saal sich am Schauen ergötzten. Bei meinem ersten Besuch sah ich auch die andren Säle, die sehr gut ausgestattet sind, auch mit stilvollen Bücher-Schränken.

In der Akademie ist die Münzen-Sammlung untergebracht, die in dem Baedeker früher eben nur genannt war, jetzt mit fünf kleingedruckten Zeilen abgefertigt ist und deshalb nur von sehr wenigen Reisenden aufgesucht wird. Aber der Besuch ist sehr lohnend. Im Jahre 1886 wurde ich von dem Rektor der Universität, Hrn. Delyannis, dem Bruder des Minister-Präsidenten, persönlich dem Vorsteher, Hrn. Postolakas, vorgestellt, der mir die reichen Schätze seiner Sammlung auf das liebenswürdigste zeigte und erläuterte. Bei meinem letzten Besuch, 1909, hat der jetzige Vorsteher, Hr. Svoronos, mir die Hauptstücke der inzwischen bedeutend vermehrten Sammlung zugänglich gemacht. Erstlich das älteste griechische Geld, das aus Eisenpfeilen bestand. Dann die beilförmigen Kupferstücke im Gewicht eines Talents (38 kg) mit eingeritztem altertümlichen T (in Kreuzform), die mehrere Stellen der alten Schriftsteller erst unsrem Verständnis näher bringen.

Die altgriechischen Silber-Münzen soll im 7. Jahrhundert v. Chr.

Pheidon aus Argos eingeführt haben. Die ältesten athenischen stammen aus der Zeit des Solon. Sie zeigen den Kopf der Athene und auf der andren Seite die Eule. Die aus der Zeit des Perikles sind besonders schön. Da die Griechen mit der Hand prägten, so erscheint gelegentlich das Profil verdoppelt. Der Rand ist nicht besonders ausgeprägt; das Gewicht war entscheidend. Auch ein gefälschtes Stück, das durchlocht ist, wurde gefunden.

Von den Privat-Häusern in der Universitäts-Straße ist das berühmteste das von Schliemann. Es ist aus Marmor gebaut, mit Loggien geschmückt und mit Statuen auf dem platten Dach und trägt die geschwollene Inschrift Iliu melathron, d. h. Ilion's Obdach. Auch im Innern, das ich 1886 besuchte, sieht man zahlreiche, altgriechische Inschriften; über einer Tür las ich sogar das Wort eumareia, d. h. Bequemlichkeit. Der Diener zeigt die mit dem Ruhm des Besitzers vollgepfropften Zimmer. Von dem platten Dach hat man eine herrliche Aussicht auf das neue Athen und die Akropolis, welche schöner ist, als die vom Lykabettos-Berge, einmal, weil alles näher liegt und die Einzelheiten deutlicher hervortreten; sodann, weil von hier aus die Akropolis gegen den blauen Himmel sich abhebt, von jener Höhe aus aber gegen den Philopappos-Hügel geworfen wird. Der Hausherr war nicht zugegen. Ich erblickte ihn nur flüchtig, als er durch den „Ölwald" ritt.

In der Phidias-Straße, dicht bei dem Universitäts-Boulevard, liegt das deutsche archäologische Institut, das kein Deutscher unbesucht lassen sollte. Von Zeit zu Zeit gibt es da ein wissenschaftliches Fest, nämlich Vorträge über Gegenstände der Altertumswissenschaft; ich selber hatte das Vergnügen, am 17. März 1908 die Vorträge des Hrn. Dr. Karo und des Hrn. Prof. Heberdey, Vorsteher des österreichischen archäologischen Instituts, über das Schatzhaus der Knidier in Delphi zu hören.

Zwei mit Gartenanlagen geschmückte Plätze besitzt das neue Athen, den vor dem ragenden Königs-Palast belegenen Verfassungs-Platz (platía tu syntagmatos), wo die vornehmsten Hotels liegen und der Fremden-Verkehr sich geltend macht; und den Eintrachts-Platz (p. tes homonoias), wo das Volksleben zutage

tritt, das in der Gegend der Bürgermeisterei und des alten Bazars seinen Höhepunkt erreicht.

So schöne und berühmte Garten-Anlagen, wie das alte Athen z. B. im Akademos-Hain besaß, hat das neue noch nicht wieder gewonnen.

Der von der ersten Königin Amalia geschaffene Schloßgarten neben dem Königspalast bietet schattige Gänge und schöne Durchblicke und ist dem Publikum geöffnet. Ich habe ihn gleich besucht und mich auch an dem Anblick der Leib-Gardisten erfreut, die Fez, Fustanella und rote, quastengeschmückte Schnabelschuhe tragen. Zwischen Schloßgarten und den Ruinen des Olympieion, östlich von dem nach der Akropolis führenden Fahrweg (hodos Amalias), hat die Stadt einen öffentlichen Garten errichtet, der an Sonn- und Festtagen von fröhlichen Spaziergängern wimmelt. An seinem Süd-Ende steht ein mittelmäßiges Denkmal des von Hellas bekränzten Byron. Der Garten umgibt das von den Gebrüdern Zappas auf ihre Kosten errichtete Ausstellungsgebäude (Zappeion), das 1888 eröffnet wurde, und, da es „nach den Grundsätzen deutschen Geschmacks entworfen“ sein soll, den Zorn von Hrn. G. Deschamps erregt hat.

In einem kleinen Teil des Gebäudes war letzthin eine griechische Kunst-Ausstellung, die ich besuchte. Nun, der gute Wille ist zu loben. Es war weder viel noch gut, — Gemälde, Statuen, Bronzen.

Weit schöner war auf der Terrasse vor dem Zappeion, woselbst der Besitzer des benachbarten Cafés Tische und Stühle aufgestellt hat und seine Kunden gut bedient, die herrliche Aussicht bis auf das Meer, das eine erfrischende Brise sendet, und auf das jenseits der Ilissos-Brücke vor uns liegende Stadion.

Schon bei einem früheren Besuch war ich mit meiner Frau zum Ilissos hinabgestiegen; aber vergeblich suchten wir nach einem so schönen Plätzchen, wie Phaidros es dem Sokrates[1] gewiesen: unter einer hohen, weitausladenden Platane, im Schatten duftender Gesträuche, bei einer rieselnden Quelle, mit hohem, schwellendem Grase. Wir fanden nur gelbe, baumlose

[1] Platon, p. 230, B.

Ufer, das Flüßchen selbst als schmalen Wasserfaden, zu dem allerdings unter einem Felsen hervor, ganz deutlich sichtbar, eine Quelle hinabfließt. Hier saß eine tüchtige Athenerin, klopfte Wäsche, nickte freundlich meiner Frau zu und lud sie schalkhaft durch eine Gebärde ein, ihr doch zu helfen.

Das Stadion war damals in trauriger Verfassung. Im Jahre 330 v. Chr. erbaut, für 50000 Zuschauer, 140 n. Chr. von dem reichen Herodes Attikus ganz mit Marmor belegt, aber in den Jahrhunderten des Verfalls zur Versorgung der Kalköfen benutzt; war es unter König Georg 1869/70 durch Ziller soweit ausgegraben, daß man seine bedeutenden Abmessungen (204 × 33,3 m) und die Höhe des Zuschauer-Raumes zu erkennen vermochte. Aber, als ich 1908 zu einem kurzen Besuch wiederkehrte, sah ich staunend den Neubau. Auf Kosten des alexandrinischen Griechen Awerof (und zwar für 3200000 Mark) ist 1896—1906, in genauer Anlehnung an das alte, das Stadion wieder neu in Marmor hergestellt. Die alten Zielsäulen (Doppelhermen) sind wieder aufgestellt, bzw. durch neue identische ersetzt. (Zum Glück ist das vatikanische Feigenblatt in Athen nicht landesüblich geworden.) Das ganze macht einen glänzenden Eindruck und wurde im April 1906 mit olympischen Spielen eingeweiht, die alle vier Jahre wiederholt werden sollen.

Herrlich ist die Aussicht von den höchsten Reihen; ihrethalben ist, wie ich hörte, auch der Torbau so niedrig gehalten, daß er, wenn man das Stadion von weitem betrachtet, in gar keinem Verhältnis zu dieser gewaltigen Marmormasse zu stehen scheint.

Ein sehr hübscher Spaziergang ist auch der nach dem nordöstlich von Athen gelegenen, 577 m hohen Berge Lykabettos, den schon der alte Strabon (p. 454) gewissermaßen als Zubehör der Stadt bezeichnet. Die heutige Stadt ist ihm nähergerückt und in den 23 Jahren, die meine Beobachtungszeit bilden, immer näher. Der Aufstieg ist leicht, selbst für eine Dame, die Aussicht herrlich: sie umfaßt die ganze attische Ebene und den Saronischen Meerbusen.

Die neuen Verbesserungen der Verbindungen gestatten uns, nachmittags nach dem 14 km entfernten Ort Kephisia am

Fuße des Pentelikon mit seinen weißschimmernden Marmorbrüchen zu fahren, wo die neuen Athener ihre Villen haben, wie einst die alten zur römischen Zeit.

Hier hat einst[1] A. Gellius im Hause seines reichen Gönners Herodes Attikus seine „attischen Nächte“ begonnen. Der heutige Reisende trinkt seinen Kaffee in einem hübschen Garten und findet nach kurzer Wanderung einen wirklichen Wald von Pinien, wo er behaglich im Grase liegen kann, völlig einsam: denn die Griechen kommen nicht hierher. Der Ort ist so schön, daß die mitgenommenen Ansichts-Postkarten ganz von selber sich mit metrischen Zeilen bedecken.

Hellas, aller Zeiten Wunder,
Aller Zeiten Musterbild.
Raffael nicht ohne Hellas,
Schiller, Goethe ganz davon erfüllt.

Wer vergißt der Thermopylen,
Marathon und Salamis,
Wer Arkadiens Gefilde,
Wer Athens Akropolis?

Der Verfasser der alten Reisebeschreibung von Hellas, Pausanias, aus dem 2. Jahrhundert unsrer Zeitrechnung, hat es leider unter seiner Würde gehalten, von Unterkunfts-Orten nur ein Wort zu erwähnen, obwohl dies seinem heutigen Leser ebenso interessant sein würde, als manche seiner Mythen und Genealogien.

Es ist eine irrtümliche Annahme, daß es im Altertum keine Gasthäuser gab, sondern alles von der Gastfreundschaft geleistet wurde. In den Fröschen des Aristophanes befragt Dionysos den Herakles nach den Gasthäusern mit den wenigsten Wanzen, und beklagt sich die zweite Gastwirtin, daß ihr der Gast durchgebrannt sei und die Matratze mitgenommen habe.

Es gab im Altertum, außer den öffentlichen Obdach-Häusern (katagogia) an Hafen- und Wallfahrt-Plätzen, private Gasthäuser (pandokeia), die Betten lieferten, und Wirtshäuser (kapeleia), welche Wein und Speisen hergaben, genau wie heutzutage noch in den kleineren Orten Griechenlands; doch kam auch Vereinigung der beiden Einrichtungen vor.

[1] Um 169 n. Chr. Vgl. Noct. Att. I, II.

Wahrscheinlich war es unter den römischen Kaisern[1] auf diesem Gebiet weit besser bestellt, als zur Zeit der Türkenherrschaft, noch im 19. Jahrhundert.

Denn als Byron 1809 und 1810 durch Griechenland reiste, waren Hotels noch ganz unbekannt; er schrieb darüber: „Ich wohnte bei Hellenen, Türken, Italienern und Engländern, heute im Schloß, morgen in einer Hütte; heute bei einem Popen, morgen bei einem Hirten.“

Als Edmond About 1852 seine gallige Stimmung durch Griechenland führte, fand er in Athen vier Hotels, in der Provinz nur Chanis, die nichts als ein Obdach gewähren, — türkisch nach Namen und Einrichtung. Allmählich ist es besser geworden. Der Baedeker von 1883 nennt zehn Gasthäuser zu Athen, der von 1906 schon 15, darunter drei ersten Ranges.

Ich habe an mir selber erfahren, wieviel besser ich 1909 aufgehoben war, als 1886. Das Hotel Grande Bretagne am Verfassungs-Platz mit 120 Betten entspricht allen Erwartungen. Für ein gutes Zimmer beträgt der Pensionspreis 25 Franken (Gold), ohne Getränke. Natürlich kann man auch billiger wohnen und dabei ganz gut. Mein Reisegefährte bevorzugte das Hotel Royal in der Stadion-Straße, da er sich nicht an Pension binden wollte, und zahlte 5 Drachmen für ein sehr gutes Zimmer, bei aufmerksamer Bedienung.

Schon in Athen fand ich an einzelnen Häusern, sogar in guten Straßen, die Überschrift xenodocheion hypnu, d. h. Schlaf-Gasthaus. Da ist Verpflegung nicht zu haben. In der Provinz ist dies die gewöhnlichere Einrichtung. Gute Hotels in der Provinz fand ich in Patras, Delphi, Nauplia; befriedigende in Wolo, Korinth, Sparta, Kalamata; mittelmäßige in Larissa, Tripolis; schlechte in Lamia, Salona, Trypi.

Unsauberkeit ist der größte Fehler der letzteren. Hier muß die Regierung eingreifen. Wenn sie allmonatlich und unerbittlich ihren Arzt zur Prüfung sendet, wird es besser werden.

---

[1] Bei den Römern wird der popinarius, der Speisen und Getränke verkauft, von dem caupo, dem Herberg-Wirt, unterschieden. — Galen tadelt die Gastwirte, welche Gänse nudeln und Wein pantschen. (VI, 435 und 805.)

Die Fremden werden zahlreicher kommen, so wie in Italien, und Geld ins Land bringen.

Wenn erst die Eisenbahn nach Saloniki fertig sein wird, kann Griechenland mit Italien wetteifern. Weitere Kreise in Europa werden den Unterschied zwischen griechischen Kunstwerken und römischen Nachahmungen ebenso kennen lernen, wie wir seit Lessing den Unterschied zwischen Sophokles und Racine nicht mehr vergessen. Die Landschaft in Griechenland ist vielfach schöner, das Volk angenehmer, — wenn es nicht durch den Zustrom der Reisenden verdorben wird.

IV

Ein Besuch bei Trikupis

Am Mittwoch den 31. März 1886 hatte ich im grauen Reise-Anzug, den Plaid über die Schulter gehängt, meinem Freund und Fachgenossen, dem Professor der Augenheilkunde Andreas Anagnostakis, einen Vormittags-Besuch gemacht, da er eine Reihe von Augenkranken mir zeigen und ihre Behandlung mit mir besprechen wollte. Sowie wir fertig waren, sagte er in seiner lebhaften Weise: „Gehen wir nun zum Trikupis!" „In diesem Anzug?" warf ich fragend ein. „Ach, das tut gar nichts," erwiederte mein Freund, „Sie kennen noch nicht die demokratischen Sitten unsres Landes." So gingen wir.

Unterwegs besprachen wir die politische Lage. Rußland hatte im Friedensvertrag zu S. Stefano vom 3. März 1878 der besiegten Türkei keine Zugeständnisse für Griechenland auferlegt, aber der Berliner Kongreß (vom 13. Juni bis zum 13. Juli 1878) ihm eine Erweiterung seiner Nordgrenzen zugesprochen. Da die Verhandlungen zwischen der Pforte und Griechenland nicht zum Ziele führten, hatte 1880 eine Sonder-Konferenz zu Berlin Thessalien und das südliche Albanien den Griechen zugeteilt: am 24. Mai 1881 wurde tatsächlich von den Türken fast ganz Thessalien und der epirotische Distrikt von Arta an die Griechen abgetreten.

Doch die lieben Griechen waren nicht damit zufrieden. „Je mehr man kriegt, je mehr man will. Nie schweigen ja die Wünsche still." Als im Jahre 1885 der Staatsstreich in Ostrumelien und der Krieg zwischen Serbien und Bulgarien die orientalische Frage wieder aufrollten, hoffte das Ministerium

Delyannis durch drohende Rüstungen neue Zugeständnisse zu erzwingen. Aber die Großmächte blieben unerbittlich und sandten eine Kriegsflotte nach dem ägeischen Meer.

Charilaos Trikupis, der größte Staatsmann des neuen Griechenlands, der, 1832 zu Nauplia geboren, die Rechte studiert, 1865 als Diplomat den Vertrag mit England über die Abtretung der Ionischen Inseln an Griechenland abgeschlossen, dann als Volksvertreter der radikalen Partei sich angeschlossen, seit 1867 wiederholentlich Minister des Äußern und Minister-Präsident gewesen, stand damals an der Spitze der Opposition (antipoliteusis) gegen Delyannis.

Die Lage war hochernst. Die Zeitungen (z. B. Chronos Athenon, „Die Zeit Athens“) brachten am Kopf jeder Nummer „Keryxate ton polemon“, d. h. „erklärt den Krieg“. An öffentlichen Gebäuden las ich die Inschrift: „Es lebe das Vaterland, es lebe der Krieg.“

Die Nation und die Majorität der Kammer zeigten die größte Kriegsbegeisterung. Aber Trikupis war der Überzeugung, daß der Krieg unmöglich sei, und daß die Rüstungen nur den Staats-Bankrott herbeiführen würden; er hat ja auch Recht behalten.

An diesem Tage hatten die Abgeordneten in Athen sich eingefunden. Trikupis musterte die Heerschar seiner Getreuen. Sein Haus glich einem Taubenschlag der Kommenden und Gehenden. Trotzdem empfing er mich freundlich; Anagnostakis gehörte zu seinen überzeugten Anhängern und hat seine politische Stellung später mit Verlust seiner Klinik bezahlt.

Trikupis ist hochgewachsen, von bräunlicher Gesichtsfarbe, mit starkem, schon ergrauendem Schnurrbart, von energischem Ausdruck. Trotzdem er viel zu tun hat, bittet er mich, Platz zu nehmen und zu verweilen. Von Zeit zu Zeit spricht er mit mir, bald englisch, bald griechisch.

Er richtet Fragen an mich, die ihn mir als einen jener klugen Männer enthüllen, welche in jedem Augenblick und bei jeder Gelegenheit sich zu unterrichten streben: „Sie sind mir als Philhellene vorgestellt. Sie kommen aus der Hauptstadt eines mächtigen Reiches, die beinahe soviele Einwohner zählt, als unser ganzes Griechenland. Können Sie mir einen Vorschlag zur Verbesserung unsrer Verhältnisse machen?“ — „Ihre Frage

ist für mich gleichzeitig eine Ehre und eine Beschämung. Was kann ich, ein unpolitischer Privatmann, wohl Nützliches beibringen? Nun, ich möchte an den Vergleich der Bevölkerungszahlen anknüpfen. Deutschland hat etwa 47 Millionen Einwohner, auf 100000 Seelen wird ein Abgeordneter zu unsrem Reichstag gewählt, es sind ungefähr 400. Das kleine Hellas hat, wie ich höre, gegen 250 Abgeordnete. Die heftigen Parteikämpfe in der Kammer hemmen die Entwicklung des Landes. Könnte die Zahl der Abgeordneten nicht vermindert werden? Ich habe auch schon von einem alten Priester, der allerdings wohl Ihrer Partei nicht angehört und dessen Ansicht ich nicht zu der meinigen machen will, den Ausspruch gehört: ‚Das ist das Unglück von Hellas, daß es nicht nur einen König hat, sondern viele Zaunkönige.'"[1] Da überzog ein melancholisches Lächeln das Gesicht des Herrn Trikupis: „O ja, Sie haben recht. Ich habe selber an diesen offenbaren Schaden unsrer Verfassung schon gedacht. Unter 150 dürfen es nicht sein. Aber, sowie ich aus der Bule (Parlament) einige Schreier los werde, schreien dieselben zu Hause noch stärker." Dies sagte er englisch.

(Nun, nach einigen Tagen, als am 6. Mai 1886 Delyannis das Ultimatum der Mächte ablehnte und, da die Blockade über alle griechischen Häfen verhängt wurde, zurücktreten mußte; hat Trikupis mit kräftiger Hand die Zügel der Regierung ergriffen, die Abrüstung bewirkt und durch ein neues Wahlgesetz die Zahl der Abgeordneten auf 207 festgelegt. Daß er 1893 den Staats-Bankrott erklären mußte und den auswärtigen Gläubigern nur 30 Prozent der Zinsen anbieten konnte, war der größte Kummer seines Lebens; 1896 ist er zu Cannes verstorben.)

Außer dem Hausherrn zogen mich damals auch noch Andre ins Gespräch. Da kam ein ganz junger, hübscher Advokat, neugewählter Abgeordneter, stolz und geschniegelt, und brachte die zweite Frage aufs Tapet, die man in Griechenland mit Europäern immer erörtert, die Aussprache des Griechischen. Ich hatte ja natürlich die Umgangssprache von einem Griechen so erlernt,

---

[1] *Αὕτη εἶναι ἡ δυστυχία τῆς Ἑλλάδος, ὅτι ἔχει ὄχι μόνον ἕνα βασιλέα, ἀλλὰ πολλοὺς βασιλίσκους.* Im Griechischen ein Wortspiel, das sich nur schwer im Deutschen wiedergeben läßt.

wie die Griechen sie sprechen; sonst wäre ja Verständigung unmöglich gewesen. Aber bezüglich der Frage, wie die Aussprache der alten Griechen gewesen, war ich damals noch sehr skeptisch, während ich später allerdings der Meinung der Neugriechen mich etwas mehr genähert habe.

Da fragte mich der Advokat: „Glauben Sie, daß die Sprache der Götter solche Laute geduldet, wie hautai hai aitiai?“[1]

Ich erwiederte, daß ich mit Göttern noch nie geredet; daß ich nicht wüßte, wie die alten Griechen ausgesprochen, daß ich aber für die altgriechischen Dichtungen unsre Aussprache vorläufig vorzöge, da sie wohlklingender sei. „In meinem Hause,“ sagte ich, „habe ich gebildeten, musikalischen, aber des Griechischen unkundigen Damen Stücke aus Homer und aus Sophokles nach unsrer erasmischen Aussprache vorgetragen. Danach hat mein Lehrer des Neugriechischen, Hr. Mitsotakis aus Kreta, dieselben Stücke nach neugriechischer Aussprache wiederholt. Die Damen haben die erste Vortragsweise vorgezogen. Außerdem gibt es griechische Worte, nicht bloß alte, jetzt ungebräuchliche Formen, sondern noch heutzutage übliche, deren neugriechische Aussprache sich ziemlich schwierig gestaltet.[2] Auf das letzte ging der Herr Abgeordnete gar nicht ein. Das erste bekämpfte er heftig: „O, ich habe denselben Versuch auch gemacht, aber mit ganz andrem Erfolge. Als ich in Bonn studierte, habe ich im Hause meines Professors der alt-griechischen Sprache den Euripides nach unsrer richtigen Art vorgelesen, der Professor nach seiner falschen: die Tochter hat meine Aussprache für wunderschön, die des Vaters für chinesisch erklärt.“

Da aber brach Herr Trikupis, der zwar am Schreibtisch sich andre Notizen gemacht, jedoch gleichzeitig aufmerksam uns zugehört hatte, in lautes Lachen aus und rief: „O, du Narr! ihr Beifall galt ja dem Tänzer!“

Ich erhob mich, Trikupis auch; lachend schüttelten wir

---

[1] *Αὗται αἱ αἰτίαι*, diese Ursachen, neugriechisch ausgesprochen, avtae ae aetiae.

[2] Z. B. 1. *πεπαίδευνται*, sie sind erzogen worden, und 2. *ἀναπόφευκτος*, unvermeidlich.

uns die Hände. Ich empfahl mich. Herr Trikupis hat noch an demselben Tag meinen Besuch erwiedert.

Wer damals, im Frühjahr 1886, die Entwicklung des griechischen Konfliktes nur von ferne, z. B. an der Hand der Berliner Zeitungen, verfolgte, mußte die Griechen für kindische oder halb verrückte Chauvinisten erklären. Wer sie aber zu dieser kritischen Zeit in ihrem eignen Lande beobachtet hatte und in der Lage war, als Freund in ihrer Muttersprache ihre Schmerzen zu erkunden und zu besprechen, der konnte sie gerechter beurteilen, auch wenn er manches zu tadeln und zu bessern fand.

Ein Volk, das drei Jahrhunderte lang von barbarischen Herrn in schmählichster Knechtschaft gehalten worden, kann die Spuren der Unterdrückung in zwei Generationen noch nicht völlig verwischen. Man kann von ihm nicht verlangen, daß es die politische Lage ganz kühl und richtig beurteilt.

Vor 60 Jahren hatten die Hellenen, und mit ihnen die griechischen Albanesen, heldenmütig gekämpft, um das türkische Joch abzuschütteln. Es ist sehr natürlich und auch lobenswert, daß sie das Andenken an diese Heldentaten frisch bewahren und in Wort und Bild zu preisen lieben; es ist sehr menschlich, daß sie vergessen haben, wie sie aus eigner Kraft, trotz des in Strömen vergossenen Blutes, ihr Ziel nicht zu erreichen vermochten; wie nur das Eintreten der Großmächte ihnen die Freiheit gesichert, wie nur der bayrische Fürst mit seinen Beamten dem Hader der Clans-Häupter ein Ende gesetzt, ein geordnetes Staatswesen und eine wirkliche Regierung in dem modernen Athen begründet hat.

Leider wurde die passendste Regierungsform nicht gleich gefunden; die völlig demokratische Verfassung, mit 250 Abgeordneten, der stete Ministerwechsel, der den Wechsel aller Beamten, bis zum Nachtwächter herab, nach sich zog, das rein persönliche Moment, das dem Ringen der Parteiherrschaft zugrunde lag, hat nachteilig auf den politischen Charakter der Griechen eingewirkt. Ebenso die Vertreibung des ersten Königs im Jahre 1862, die von denen am meisten bereut wurde, die sie ins Werk gesetzt hatten; und die Abschaffung des Senats im Jahre 1864, gegen welche der neugewählte König, ein

dänischer Prinz, aus höherer politischer Einsicht, aber ohne Erfolg, Einspruch erhoben hatte.

Gewiß, der Freiheitsdrang des griechischen Volkes ist lobenswert; aber er geht weiter, als in England und Deutschland. Ich habe 1886 einige Universitäts-Professoren kennen gelernt, die schon 60 Jahre alt geworden und für den abstrakten Begriff der Freiheit so schwärmten, daß sie sogar ein wenig Unordnung mit in Kauf zu nehmen bereit waren.

Erfreulich hingegen war, daß nach der Befreiung eine fieberhafte Tätigkeit einsetzte, um das Volk zu unterrichten und das Nationalgefühl zu heben.

Tausende von Schulen sind gegründet worden, wozu vaterlandsliebende reiche Griechen, die Gemeinden und die Klöster das ihrige beigetragen haben, da der arme Staat nicht alles leisten kann, was durch das Gesetz des pflichtmäßigen Schulbesuchs gefordert wird. Ich fand im Verkehr mit den Einheimischen nur wenig Analphabeten, obwohl ja die Auszählung bei den Rekruten immerhin noch eine genügende Anzahl ermittelt, — allerdings, zum Trost für das junge Volk der neuen Griechen, eine geringere, als in Italien und in Spanien.[1]

Groß ist der Bildungsdrang, auch der Ärmeren. Auf den Schiffen sah ich oft einen Kreis von dürftig gekleideten Leuten um einen versammelt, der die Zeitung vorlas und auch gelegentlich Erklärungen hinzufügte. Einmal war von Phototelegraphema die Rede; der Vorleser wußte nicht, was das ist: übrigens steht das Wort nicht einmal in einem gewöhnlichen Wörterbuch der neugriechischen Sprache. Ich erklärte ihnen, daß dies Apparate wären, die von den Höhen aus Licht-Signale in die Ferne sendeten, zu militärischen Zwecken; und daß, nach dem alten Dichter Äschylos, Klytämnestra die Eroberung des über 500 km entfernten Troja durch Feuerzeichen sofort erfahren habe. Die Leute waren höchst dankbar für die Belehrung und grüßten mich jedesmal, so oft sie mich sahen, mit tiefer Verneigung.

---

[1] Deutschland 0,05 v. H., Großbritannien 1, Frankreich 4, Griechenland 30, Italien 31,3, Rußland 62, Portugal und Spanien 70 (1909). — 1872 hatte Frankreich noch 19,13.

Es gibt ja auch eine Universität zu Athen mit 60 Professoren und gegen 2000 Studenten. Fast möchte man meinen, daß zuviel studiert werde.

Während Hände zum Landbau verlangt werden, industrielle Unternehmungen noch erst der Entwicklung harren, ist die Zahl der Ärzte und der Advokaten zu groß. In Athen fand ich 1886 an 23 Augenärzte, d. h. beinahe so viele, wie damals in der Millionen-Stadt Berlin. Um sich zu betätigen, werfen sich die unbeschäftigten Advokaten auf die Politik. Ärzte und Advokaten sind die Demarchen, auch der kleineren Orte.

Das National-Gefühl, das übrigens auf das innigste mit ihrer Religion zusammenhängt, ist bei den neuen Griechen weit höher entwickelt, als bei den alten Hellenen. Daß sie der Ahnen rühmend gedenken, finde ich sehr natürlich und halte, auf politischem Gebiete, die ganze Frage nach der Reinheit des hellenischen Blutes für gegenstandslos. Die heutigen Griechen sind Abkömmlinge der alten, wenn auch Slawen und Albanesen in ihr Land eingewandert und sich ihnen reichlich zugemischt haben. Die neuen Griechen gleichen vielfach, an Gestalt wie an Sitten, den alten; sie sprechen dieselbe Sprache, die in 2500 Jahren nur eine geringe Abänderung erfahren hat.

So oft man mir die naive Frage vorlegte: „Lieben Sie die Hellenen?“, habe ich stets höflich und wahrheitsgetreu geantwortet, daß ich nur als Philhellene die Reise unternommen; und ich würde niemandem raten, der auf freundliche Behandlung hofft, diese ernsthaft gemeinte Frage ins Lächerliche zu ziehen, etwa durch die Antwort: „Gewiß, die Hellenen schon, aber noch mehr die Helleninnen.“

Dies erhöhte Nationalgefühl wirkt wie ein Moralgesetz. Aus National-Stolz zeigen sich die Griechen dem Fremden von der besten Seite. Ich habe auf dieser ganzen Reise (1886) nichts Übles oder nur Unangenehmes in Hellas erfahren. Auf dem Festland bin ich kaum zweimal angebettelt worden. Selbst harmlose Dinge werden nicht geduldet, wenn sie die Volks-Ehre anzutasten scheinen. Ein braver Invalide auf der Akropolis, dem ich freiwillig bei jedem Besuch der letzteren ein paar Zigaretten zu spenden gewohnt war, ersuchte mich eines Tages darum, als ich gerade selber nicht damit versehen war. Sofort

wurde er von dem Kassenbeamten am Eingang — damals kostete jeder Besuch der Akropolis noch eine Drachme, — auf das stärkste zurecht- und darauf hingewiesen, was wohl der Europäer von hellenischen Beamten denken solle.

Aber im März des Jahres 1886 war das warme Nationalgefühl der Griechen auf einen bedenklichen Hitze-Grad gestiegen. Es wurde mir trotz vielfacher Unterhaltung mit gebildeten und mit einfachen Griechen und trotz regelmäßiger Durchsicht der griechischen Zeitungen, welche die Meinungen von Europa und die gerechtfertigten Ansprüche von Hellas tagtäglich endlos erklärten, doch nicht ganz leicht zu verstehen, wie so die Mehrzahl des griechischen Volkes in den Kriegstaumel geraten war und nun trotz der ungeheuren Opfer, welche die Kriegsbereitschaft erforderte, schon seit Monaten darin verharrte.

Erinnerung an die Befreiungskriege, das Gefühl von Haß und Verachtung gegen die Türken spielen eine große Rolle. Man will die unter dem Türkenjoch schmachtenden Brüder in Epirus, in Klein-Asien befreien. Die Griechen streben nach der Einheit, wie sie Deutschland, wie sie Italien sich geschaffen.

Wenn ich bescheiden darauf hinweise, — denn ich werde häufig ausgefragt, — daß Deutschland doch alles seiner eignen Kraft verdankte und nichts von der Güte der Mächte erhoffte; so dringe ich damit nicht durch. Den wunderbaren Taten, welche das Werk der deutschen Einigung geschaffen haben, wird zwar Anerkennung gezollt; aber die Deutschen hätten nur durch Überzahl die Franzosen besiegt. Es ist ja wohl zu berücksichtigen, daß Frankreich stets, und jetzt wieder, mit seinem Philhellenismus kokettiert hat.

Italien kommt schon viel schlechter bei ihnen fort; das eigne Verdienst der Nation um das Einigungswerk wird gering geschätzt, der Hinweis auf die bedeutende Entwicklung des geeinten Italien, auf sein Gedeihen und seine Goldwährung macht keinen Eindruck.

Ja, ein junges Volk kann ebenso verwöhnt werden, wie ein junges Kind, wenn man ihm zu oft den Willen tut. Die Mächte haben den Griechen die Unabhängigkeit gesichert, haben ihnen die Ionischen Inseln gegeben, haben ihnen nach dem russisch-türkischen Kriege Thessalien zuerkannt. Jetzt begehren die

Griechen noch Epirus dazu, da Fürst Alexander von Bulgarien das Gleichgewicht auf dem Balkan gestört habe. Vergeblich wendet man ein, daß die Bildung einer größeren Macht im Norden der Balkan-Halbinsel nur nützlich sein könne; vergeblich, — daß sie die Zeit verpaßt. Sie haben eben nicht zugegriffen und erörtern jetzt noch in den Zeitungen, daß sie bald fertig sein und den Krieg gegen die Türken beginnen werden. Die aber stehen mit 140000 Mann an der Grenze, kriegsbereit und kampfentschlossen.

Nicht bloß der Kaffeehaus-Politiker, auch der Bauer unterschätzt den Kriegswert der Türken. Als ich am 30. März 1886 Eleusis besuchte, folgte ein albanesischer Landmann, da er mich mit dem Kutscher griechisch sprechen hörte, meinem Aufstieg und fragte mich, sowie Salamis unsrem Blick erschien: „Weißt du, was du da siehst?“ Und als ich dies bejahte, „weißt du, was da vonstatten ging? Da haben wir Griechen die Türken zur See besiegt.“ Als ich ihm erklärte, es seien die Perser, nicht die Türken besiegt worden, schüttelte er den Kopf und sagte, das sei einerlei, und die Türken würden wieder demnächst besiegt werden; ließ sich auch auf den Unterschied der alten Flitzbogen und der heutigen Hinterlader und Kanonen nicht weiter ein.

Als ich einmal den Rekruten-Übungen beiwohnte und vielleicht in meinen Mienen nicht volle Zufriedenheit äußerte, fragten mich die Herren, die mich umgaben: „Woher bist du, verstehst du den Drill besser?“ Ich sagte: „Ich bin ein Preuße, lebe in Berlin, bin aber geboren in Potsdam, wo einst das Leibregiment der langen Kerle von Friedrich Wilhelm dem Ersten ausgebildet worden und wo heute noch die Garde-Regimenter stehen.“ Nun ging das Fragen erst recht los und wurde fast verfänglich. „Wenn du aus Berlin bist, so sage uns: was hat Bismarck[1] für eine Meinung über Hellas?“ Einen Augenblick überlegte ich und antwortete sodann kühnlich: „Glaubt ihr, daß

---

[1] Mahaffy, der 1884 bei einem Maultier-Ritt durch Morea im Dorf H. Petros (Kynuria) der Gastfreundschaft des Demarchen sich zu erfreuen hatte, mußte erst „tausend Fragen über Hrn. Gladstone und Fürst Bismarck“ über sich ergehen lassen, ehe die Mahlzeit anging.

Bismarck ein kluger Politiker ist? Ihr bejaht die Frage. Nun gut, wenn Bismarck eine Meinung über Hellas hat, wird er sie dann einem Privatmann, wie ich bin, enthüllen?"

Sie kannten übrigens ganz gut das geflügelte Wort Bismarcks, daß Deutschland nicht die Knochen eines einzigen pommerschen Grenadiers für die Lösung der ganzen orientalischen Frage opfern würde. Sie glaubten, daß Deutschland kein unmittelbares Interesse im Osten habe, wie etwa England und Rußland; aber sie waren damit unzufrieden, daß Deutschland, zusammen mit den übrigen Großmächten, Griechenland nicht freie Hand ließ, namentlich zur See. Dies habe ich öfters von verschiedenen Leuten gehört, besonders auch von Schiffskapitänen. Fragte ich diese, was sie auf dem Meere wollten, so erwiderten sie, „türkische Schiffe kapern". Ein Kapitän wollte sogar Saloniki von der Seeseite aus mit stürmender Hand nehmen.

Überhaupt fand ich, daß die großgriechische Idee damals eifrigst gepflegt wurde, und daß diejenigen Griechen, welche außerhalb des Königreichs wohnen, z. B. die von Smyrna, darin am weitesten gehen. Sie mochten wohl zufrieden sein, wenn die ganze Balkan-Halbinsel, sämtliche Inseln des Ägäischen Meeres und das Küstengebiet von Klein-Asien zu Hellas geschlagen würden. Unter diesen Umständen wollten sie für ihr Teil sogar auf einen König verzichten. Andre Hellenen träumen von einem griechischen Kaiser, der wieder den Thron von Byzanz besteigen wird: sowie er in die Hagia Sophia eintritt, wird der 1452 bei der türkischen Eroberung in die Mauer verschwundene Priester wieder hervortreten und die heilige Handlung, die damals unterbrochen wurde, glanzvoll beendigen.

Dabei war durch die fortdauernden Kriegsrüstungen die Not recht groß geworden und in steter Zunahme begriffen. Es herrscht Zwangkurs des Papier-Geldes; es besteht Kupferwährung, wie vor 3000 Jahren. Der goldene Napoleon gilt 26 Papier-Drachmen. Der Silber-Frank hat 25 Prozent Agio und ist unsichtbar geworden. Zahlt man für eine Tasse Kaffee mit einer Fünf-Drachmen-Note, das heißt mit einem der Länge nach durchschnittenen Zehn-Drachmen-Papier; so erhält man zwei Hände voll Kupfermünzen zu 5 und 10 Lepta und kann dieselben in sein Taschentuch einbinden und über die Schulter nehmen. Die

Beamten werden seit Monaten nicht mehr regelmäßig bezahlt. Die Musen schweigen unter den Waffen. Die Universität von Athen starrt von Bajonetten. Alle Studenten tragen die Uniform. Ebenso die Ingenieure und Kaufleute, die Landbauern und die Hirten, bis zum 30. Jahre. Handel und Industrie liegen ganz danieder.

Übrigens ist bei den Soldaten die Kriegsbegeisterung doch geringer, als bei den Politikern und den politisierenden Bürgern der Kaffee-Häuser. Den Beweis liefert die große Zahl der Dienstpflichtigen, welche sich zu spät oder gar nicht stellen.

Die Rüstungen schreiten trotz aller Anstrengungen nicht gehörig vorwärts. Erst hatte man Pulver, das nicht schoß. Jetzt fehlt es noch an Kleidungsstücken. Ich sah genug Soldaten in Zivil-Hosen exerzieren. In den Grenzbezirken herrscht Krankheit und heischt viele Opfer. Die Kriegs-Patrioten erklären dies für übertrieben und suchen sich mit dem schlechten Trost abzufinden, daß die Verluste der Türken noch weit größer seien.

Es fehlt namentlich an Geld, einem der wichtigsten Mittel zur Kriegsführung.

Nur wenige Leute haben die Besonnenheit bewahrt, nämlich Herr Trikupis und seine Partei. Er ist überzeugt, daß der Krieg jetzt den Untergang des Vaterlandes bedeute. Aber er wird in der Kammer niedergeschrien. Die regierenden Männer wollen nicht umkehren.

Ich hatte schon in Berlin die Überzeugung gewonnen, daß sie gern zur Umkehr sich bequemen würden, wenn sie höhere Gewalt nachweisen könnten. Diese Ansicht ist durch die Tatsachen bestätigt worden. Als die langmütigen Mächte endlich die Blockade durchführten, gaben alle Kriegswütigen nach.

Trikupis kam zur Regierung, begann die Abrüstung und eine Ära der Reformen, die jeder Freund von Hellas freudig begrüßen muß.

Die vorstehenden Erörterungen hatte ich vor 23 Jahren für meine Frau niedergeschrieben und habe jetzt nur einige Kürzungen, keine Änderungen vorgenommen. Sie haben einigen Wert nicht bloß zur Beurteilung des damaligen Zustandes, sondern auch zum Vergleich mit dem heutigen, wo ja (im Sommer

1909) die Frage der Angliederung von Kreta an Hellas wiederum das Gemüt des griechischen Volkes auf das heftigste erregt, während allerdings die Regierung diesmal einen tadellosen Standpunkt innegehalten hat.

Jedenfalls möchte ich aber heute einige Bemerkungen hinzufügen, nachdem ich mit den Hellenen noch besser bekannt geworden.

Wissen möchte ich, ob der Verfasser des Artikels Griechenland in Meyer's großem Konversations-Lexikon (1904, Bd. VIII, S. 307) länger und öfter in Griechenland geweilt hat, als ich; und worauf er sein absprechendes Urteil über den National-Charakter der heutigen Griechen begründen will.

Mir liegt es fern, den Griechen zu schmeicheln. Das wäre der schlechteste Dienst, den man ihnen erweisen könnte. Ich habe zwar im neuen Griechenland nicht solche Engel gefunden, wie ein überschwänglicher Philhellene sie schildert, sondern Menschen; aber angenehme, liebenswürdige Menschen.

Ich bin in die Häuser vornehmer, gebildeter Griechen gekommen, ich habe die Hütten der Armen betreten. Was ich gesehen, hat mich in der allgemein verbreiteten Überzeugung bestärkt, daß in Griechenland ein gesundes Familien-Leben, Frauen-Tugend, Verehrung der Eltern, Liebe zu den Kindern sozusagen erbeigentümlich ist.

„Frauen von freien Sitten" müssen in Griechenland wohl vorkommen; denn in einem Provinzial-Wirtshaus besagte der gedruckte Anschlag im Zimmer, daß sie „nicht aufgenommen werden". Doch der Fremde sieht und hört nichts von ihnen, weder in Athen, noch in den andren Städten des Festlands. Die Stadt Korfu hat nicht die rein griechische Sitte bewahrt. An den Korfioten hat man noch andres zu tadeln, z. B. eine Judenverfolgung im Jahre des Heils 1891.

Aber der Fremde, welcher in Griechenland nicht leben, sondern nur reisen will, fragt zunächst nicht nach dem Vorhandensein von Tugenden, sondern nach dem Fehlen von Lastern und Verbrechen. Er fragt zuvörderst nach der allgemeinen Sicherheit.

Diese ist in Griechenland für den Reisenden ganz vollkommen gewährleistet. Im Jahre 1870 wurde ja allerdings nicht weit von dem alten Schlachtfeld Marathon eine Gesell-

schaft reisender Engländer von albanesischen Hirten gefangengenommen und, als gegen den Willen der griechischen Regierung der englische Gesandte zu Athen Verfolgung der Räuber durch Soldaten durchsetzte, auch leider ermordet. Die Räuber wurden alle gefangen und hingerichtet. Die Regierung traf ihre Maßregeln und hat eine gute Gendarmerie (Chorophylakes) eingerichtet.

Seitdem sind fast vierzig Jahre vergangen. Europäische Reisende sind nicht wieder beraubt oder angefallen worden. Von Italien und Spanien kann man das gleiche für diese Zeit nicht rühmen.

Trotzdem muß man sich vor Übertreibungen hüten. Herr Engel geht wohl zu weit, wenn er die griechischen Zustände den deutschen fast vorziehen möchte. Die statistischen Zahlen sprechen eine unerbittliche Sprache.

Hat der Reisende über die Sicherheit sich beruhigt, so fragt er nach der Annehmlichkeit. Nun, diese ist bezüglich der Wege und der Gasthäuser im Innern durchaus noch nicht befriedigend; das weiß jeder von vornherein. Aber die Menschen sind angenehm, freundlich und zuvorkommend, namentlich gegen den, der mit ihnen reden kann. Unfreundlichkeit gehört zu den allerseltensten Ausnahmen.

Als ich 1909 auf einem Streifzug durch die kleineren Altertümer Athens, d. h. durch die ärmsten, ältesten Gassen der Stadt, bei dem Lysikrates-Denkmal auf einem leeren Stuhl nahe bei einem elenden Café Platz nahm, kam der Wirt und sagte, die Stühle seien nur für seine Gäste. Ich erklärte ihm, daß ich nichts genießen möchte, aber den Sitz gern bezahlen wolle. Er nahm nichts, seine eignen Gäste ermahnten ihn zur Freundlichkeit; er brachte mir ein Glas Wasser und verbeugte sich höflich.

So oft ich in Spanien etwas zu tadeln fand, erwiederte jeder, der Gepäckträger, der Eisenbahn-Beamte, der Aufwärter im Gasthaus, voll ungebändigten Stolzes: „Warum bist du in unser Land gekommen, wenn es dir hier nicht gefällt?“ Der Grieche, der doch auch eine feurige Vaterlandsliebe zur Schau trägt, läßt ruhig die Erörterung zu; er liebt das Wortgefecht und hat Freiheits-Sinn genug, um abweichende Meinungen zu gestatten.

Sehr lebhaft entwickelt ist das Gefühl für Gastfreundschaft, vielleicht ein Erbteil aus alter Zeit. Es gilt der Satz: der Gastfreund unsres Gastfreunds ist unser Gastfreund.

Als ich in Larissa, am 20. März des Jahres 1909, einem griechischen Kaufmann, den ich eben erst durch meinen Reisegefährten kennen gelernt, die Mitteilung machte, daß ich gern die Thermopylen besuchen und gleich danach mit der Eisenbahn weiterfahren möchte, aber dazu in dem Dorf Linokladi übernachten müßte, wo es kein Wirtshaus gäbe; da schrieb er mir flugs einen Brief an einen befreundeten Tabakshändler in diesem Ort und versicherte mir mit aller Bestimmtheit, daß ich die beste Aufnahme finden würde.

Die Demarchen in Arachowa und in Andritsaina, die uns nie gesehen, waren um dieselbe Zeit auf die Empfehlungen ihrer atheniensischen Freunde hin gern bereit, uns mit Wohnung, Speis' und Trank auf das beste zu versehen und haben vielleicht unnütze Einkäufe gemacht, da wir unsren Plan änderten und diese beiden Orte gar nicht besuchten.

Aber die merkwürdigste Geschichte einer rasch erworbenen Gastfreundschaft erlebte ich auf meiner ersten Reise.

Am 6. April 1886 fuhr ich mittags von Neu-Korinth auf dem griechischen Dampfer „Hellas", um über Patras nach Olympia zu gelangen, durch den spiegelglatten, tiefblauen Korinthischen Meerbusen. Es war eine herrliche Fahrt. Der Steuermann aus Galaxidi, welcher mit seinem nackten Fuß in das Steuerrad mit eingriff, schien von meiner auf Leinwand geklebten Karte Griechenlands hoch entzückt; er kannte keine Karte und brauchte keine, da er jeden Winkel des Golfs seit früher Kindheit sozusagen tagtäglich vor Augen gesehen.

Mein Tischnachbar beim Abend-Essen ist ein gebildeter Mann, mit dem ich mich bequem unterhalte. „Sind Sie ein Deutscher?" — „Ja." — „Ein Philologe?" — „Nein, ein Arzt." — „Ich auch, Professor O. aus Athen." — „Ich bin Professor Hirschberg aus Berlin." — „O, wie freue ich mich, Sie zu sehen. Mein Sohn hat bei Ihnen studiert. Sie haben ihm auch erst durch eine passende Brille das Studium ermöglicht. Sowie er von Ihrer Anwesenheit gehört, wollte er Sie in Athen besuchen, hat aber keinen Urlaub erhalten. Er steht natürlich jetzt als

Militär-Arzt im Norden. Wo wollen Sie hin?“ — „Nach Olympia.“ — „Ich werde Ihnen Empfehlungen mitgeben.“ — „Ich danke für Ihre Freundlichkeit, brauche aber keine; ich habe von unsrem Gesandten eine Karte an den deutschen Konsul zu Pyrgos.“ — „Ach, der kann Ihnen dort wenig helfen. Ich werde den einflußreichsten Mann in der ganzen Pelopones, Herrn Avgerinos, ehemaligen Demarchen von Pyrgos, zu Ihrem Gastfreund machen. Sie erwerben ihn im Schlaf. Morgen kommt er bei Zante auf das Schiff.“ Danach schrieb er einige Zeilen auf eine Visiten-Karte, übergab sie mit einigen Worten dem Aufwärter und empfahl sich, da er in Patras ausstieg.

Wie er es gesagt, so geschah es. Als ich am Morgen des folgenden Tages auf dem bei Zante vor Anker liegenden Schiff mein Frühstück beendigt, trat ein hochgewachsener, fein gekleideter Herr, mit weißem Schnurrbart und höflichen Manieren, auf mich zu und sagte: „Ich bin Herr Avgerinos, Ihr Gastfreund.“ Er stellte mich seiner Frau und seinen Begleitern vor. Die Unterhaltung beginnt. Man bietet mir Erfrischungen. Man will meine Eisenbahn-Fahrkarte von Katakolo nach Pyrgos bezahlen. Herr Avgerinos betrachtet es in Pyrgos als selbstverständlich, daß ich bei ihm absteige. Ich erkläre, daß ich sofort nach Olympia fahren, aber nach der Rückkehr ihm meine Aufwartung machen wolle. Mit der Würde eines Herrschers winkt er einen Kutscher herbei. „Du wirst den Herrn, meinen Freund, sogleich nach Olympia fahren.“ — „Ja, Herr.“ — „Du wirst ihn gut fahren.“ — „Gewiß, Herr.“ — „Du wirst ihn für 20 Drachmen fahren.“ „Ja—a—a, o Herr.“ Der Preis war ganz genügend, ja der übliche nach dem damaligen Baedeker (der ersten Ausgabe, von 1883), obwohl ich ihn ohne die Hilfe des Gastfreundes vielleicht nicht erzielt hätte.

Am Nachmittag des 8. April bin ich zurück aus Olympia und besuche Herrn Avgerinos. Ich erhalte die üblichen Süßigkeiten. Herr Avgerinos steckt mir eine Rose in das Knopfloch, zeigt mir seine Altertümer, seinen großen Garten und geht mit mir spazieren, indem er freundlich meinen Arm nimmt. Alle Leute bleiben stehen und grüßen ehrfurchtsvoll. Ich komme mir vor, wie mein Kollege E. M. in Paris, mit dem Rothschild, um ihm einen Gefallen zu erweisen, über die Boulevards spaziert.

Einem alten Mann, der besonders tief gegrüßt und der keine Jacke anhatte, gebe ich ein Zehn-Lepta-Stück (Dekara). Er steht verdutzt, betrachtet das Geldstück und — steckt es ein. Ein homerisches Gelächter erschallt, verbunden mit dem Rufe: „Er ist ja gar kein Bettler."

Am folgenden Tag geleitet mich im Auftrag des Herrn Avgerinos ein Gastfreund desselben nach Katakolo zu einem dritten Gastfreund, einem Kaufmann, da es in dem kleinen Hafenort kein ordentliches Wirtshaus gibt, und die Ankunft des Dampfers unbestimmt, sein Verweilen nur kurz bemessen ist. Ich sitze in der guten Stube, schreibe Briefe nach Hause, erhalte ein vortreffliches Frühstück, Kaviar, Hühnchen, ungeharzten Wein. Ein Trinkgeld der Magd zu geben wurde mir nicht verstattet.

Als der Kanonenschuß die Ankunft der „Thessalia" vom Österreichischen Lloyd meldet, geleitet mich der dritte Gastfreund in einer Barke zum Schiff, empfiehlt mich dem Kapitän als den Gastfreund des allbekannten Herrn Avgerinos und verläßt mich erst, als er sich überzeugt hat, daß ich eine gute Kabine erhalten.

Alles wurde so freundlich und anspruchlos geboten, daß es ein Vergnügen war, es anzunehmen. Jedermann muß zugeben, daß diese Gastfreundschaft eine schöne Sitte des griechischen Volkes darstellt.

V

Praxis in Griechenland

Ilias, XI, 514.

Obwohl Griechenland schon bei meiner ersten Reise gut ausgebildete Ärzte, die in Athen studiert und zum Teil in Frankreich oder in Deutschland ihre Studien vollendet hatten, in mehr als genügender Anzahl besaß, fand ich im Volke doch noch jene Eigenschaft des Morgenlandes, alles Europäische, Fremde, von weit Hergekommene besonders hoch zu schätzen und dem Heimischen vorzuziehen, — auch auf dem Gebiet der ärztlichen Kunst und Wissenschaft.

So ist es mir denn auch, obwohl ich nur zur Betrachtung der Altertümer und der schönen Natur nach Griechenland gereist bin, nicht erspart geblieben, viele Kranke zu sehen und zu beraten.

Einige Beobachtungen, die ein allgemeineres Interesse haben und auch das Bild des griechischen Volks-Charakters zu ergänzen im Stande sind, möchte ich kurz hier anfügen.

Am Sonntag den 28. März 1886 war ich nach der Rückkehr von dem ersten, wißbegierigsten Ausflug auf die Akropolis soeben in mein bescheidenes Zimmer des damals noch kleinen Hotel des Etrangers zurückgekehrt und mit dem Auspacken meiner Sachen beschäftigt; da klopfte ein Herr mir auf die Schulter und sprach zu mir auf griechisch: „Bruder, du sollst mir nur sagen, wann ich so machen muß.“ Gleichzeitig mit diesen Worten hatte er einen Revolver aus der Tasche gezogen und gegen seine rechte Schläfe gerichtet. „Bruder,“ erwiderte ich, „ist er geladen?“ Als er dies bejahte, fuhr ich fort: „So leg ihn dort abseits auf den Tisch. Ich habe vor Antritt dieser

Vergnügungsreise meiner Frau versprochen, soweit an mir liegt, mit gesunden Gliedmaßen wieder heimzukehren. — Nun was bekümmert dich, mein Bruder?" —

„Ich habe den schwarzen Star und werde binnen Jahresfrist stockblind. Das will ich nicht erleben, so sehr ich das Leben liebe."

Es war ein angesehener, hochgebildeter Mann. Von meinem Freunde in Athen hatte er meine Ankunft vorher erfahren. Ich untersuchte ihn sorgfältig und sagte: „Mein Bruder, du bist ein Esel," — wobei ich mich des altgriechischen, bei den Gebildeten noch gebräuchlichen, nicht des Volks-Ausdrucks bediente, — „deine bisherigen Ärzte sind gleichfalls Esel.[1] Schenk deinen Revolver einem andren, der ihn nötiger hat. Du brauchst ihn nicht, du wirst durch diese Erkrankung niemals blind werden."

Da packte mich der Grieche und tanzte mit mir durch das Zimmer, als ob ich den griechischen Männertanz gelernt hätte.

Ich gab ihm noch Ratschläge für die Behandlung und hatte die Freude, auf meiner letzten Reise, 23 Jahre später, zu beobachten, daß der Herr, obwohl jetzt ein Greis, doch nicht blind geworden war, sondern noch ganz leidlich sehen konnte.

Aber für mich war die Zufriedenheit dieses ersten Kranken die Ursache einer ausgedehnteren Praxis. Dazu kam, daß, ohne mich zu befragen, meine beiden athenischen Freunde, der eine mein Fachgenosse, also Augenarzt, der andre Professor an der Universität, nach der in Griechenland üblichen Sitte, noch dazu mit gehörigen Lobeserhebungen, meine Ankunft den Zeitungen gemeldet hatten, jeder der seinigen, der erste der nea Ephemeris (d. h. dem neuen Tageblatt), der zweite dem Chronos (d. h. der Zeit).

Als ich nun zwei Tage später, am Abend des 30. März 1886, von einem sehr erfolgreichen Ausflug nach Eleusis zurückgekehrt, begrüßte mich der Wirt meines Hotels mit Schmunzeln und Händereiben und zeigte auf einen ganzen Haufen von Menschen, die im Gastzimmer an den Tischen saßen, auch etwas verzehrten, und auf dem Flur sich drängten, und sagte: „Herr, alle diese

[1] Diesen Mangel an Kollegialität mag man mir verzeihen. Ich mußte auf das verdüsterte Gemüt des Kranken kräftig einwirken.

sind Augenkranke, die auf dich warten." — „Nun, so mögen sie wieder gehen," erwiederte ich. „Ich kann hier niemanden sehen, es sei denn, daß mich ein Arzt darum ersucht." — „O, wenn es weiter nichts ist, so verzehre in Ruhe dein Abendbrot; danach werden sie alle mit Ärzten wiederkehren." — Und so geschah es.

Einige Tage später erhielt ich von dem Kaiserlich deutschen Gesandten, Freiherr von den Brincken, den folgenden Brief.

Athen den 1. April 1886.

Hochverehrter Herr Professor.

Herr Rikakis, Präsident der Griechischen Kammer, hegt den dringenden Wunsch, Eure Hochwohlgeboren, wenn thunlich, wegen eines Augenleidens zu consultiren, und bittet mich die Erfüllung dieses Wunsches zu befürworten.

Da Herr Rikakis hier eine hohe und geachtete Stellung einnimmt, und zu meinen näheren Bekannten gehört, so gestatte ich mir sein Anliegen für den Fall ganz ergebenst zu Eurer Hochwohlgeboren Kenntniß zu bringen, daß Wohldieselben überhaupt Willens und geneigt sind, während des hiesigen Aufenthalts ärztliche Consultationen zu gewähren.

Eventuell würde ich daher für die gewogentliche Bestimmung der Stunde dankbar sein, zu welcher Herr Rikakis sich Morgen bei Ihnen vorstellen darf.

Mit Vergnügen benutze ich diesen Anlaß zur Versicherung der ausgezeichnetsten Hochachtung, mit welcher ich die Ehre habe zu sein

Eurer Hochwohlgeboren
ganz ergebenster
Brincken.

Natürlich sagte ich sofort zu und fuhr am 2. April mittags um 2 Uhr bei Herrn Rikakis vor. An der Schwelle des Hauses empfing mich die Gemahlin desselben, die ein silbernes Tablett mit einigen Süßigkeitten und gefüllten Gläschen trug.

Herr Rikakis selber ist ein nicht mehr junger, stattlicher, sehr gebildeter Herr mit weißem Schnurr- und Backenbart. Ich gab meinen Rat in Gegenwart seines Haus- und seines Augenarztes. Das mir mit freundlichem Händedruck übermittelte

Honorar wies ich höflichst dankend zurück. Nun gab es die üblichen Aufwartungen des Morgenlandes, Süßigkeiten, Kaffee, Zigaretten. Herr Rikakis gab nachmittags seine Karte bei mir ab.

Zu meinem Glück reiste ich am folgenden Tage nach der Pelopones. So entging ich den Folgen dieser bedeutsamen Consultation.

Auf meiner zweiten Reise hatte ich ein kleines Abenteuer, das meinen ehemaligen Studiengenossen, den Professor X., der damals gleichzeitig mit mir in Athen weilte, der griechischen Sprache und Sitte unkundig war und überall Räuber witterte, gewiß aufs höchste erschreckt haben würde.

Ruhig fuhr ich mit meiner lieben Frau an einem schönen sonnigen Sonntag-Morgen, am 23. März 1890, durch den prachtvollen Ölbaumwald der Kephissos-Niederung, auf der heiligen Straße nach Eleusis zu: da überholt uns im schärfsten Galopp ein kühner Reiter und ruft dem Kutscher ein gebietendes „Halt“ zu (stassu), indem er die Rechte gegen uns ausstreckt.

Aber die Hand war waffenlos, der Mann war kein Straßenräuber. „Augenblicklich,“ sagte er, „mußt du umkehren und meinen Bruder, den du gestern gesehen hast, am grünen Star operieren.“

„Kein Mensch muß müssen,“ erwiederte ich, „die Operation wird mein Freund Anagnostakis machen, der deinen Bruder schon behandelt hat.“

Das Vorspiel zu diesem Drama hatte sich am Abend zuvor ereignet. Als ich von einem Ausflug eben zurückgekehrt war, stürzte eiligst ein Bote in mein Zimmer und rief: „Herr, Herr, ich soll dich bitten, sofort gegenüber nach dem Wirtshaus der Fremden ins Zimmer Nr. 10 zu kommen. Dort harrt deiner Hilfe ein schwer kranker Herr.“ — „Wende dich an meinen Freund Andreas Anagnostakis, der hier in Athen Professor der Augenheilkunde ist.“ — „Der eben bittet dich zu kommen. Er hat noch in seiner Klinik zu tun, wird aber gleich zur Stelle sein.“ Ich komme, ich finde in einem mäßig großen, einfenstrigen Zimmer 27 Menschen und frage den Kranken: „Wer ist dein nächster Verwandter?“ — „Dieser hier, mein

Bruder." — „Dieser soll bleiben, alle andren aber zunächst das Zimmer verlassen." Sie entfernen sich zögernd und murrend; ich höre, wie einer sagt: „Er mag ja ein guter Arzt sein, er ist aber ein grober Deutscher."

Die Krankheit war leicht zu erkennen und ebenso das Heilmittel. Es handelte sich um akutes Glaukom; eine sofortige Operation war notwendig. Dies erklärte ich dem Kranken unumwunden. Inzwischen war Anagnostakis gekommen und sagte: „Ich habe es ihm ja auch sofort angeraten, er wollte es mir aber nicht glauben."

Noch eine Reihe von Kranken habe ich gesehen, die mir Anagnostakis vorstellte, und dazu die Zeit benutzt, am Vormittag des 28. März, wo meine liebe Frau die Ehre hatte, von der Kronprinzessin, der Schwester unsres Kaisers, empfangen zu werden.

Auf meiner letzten Reise erklärte ich auf das bestimmteste, nachdem wiederum gegen meinen Willen eine Zeitungsnachricht über mein Kommen erschienen war, daß ich keinen Kranken sehen würde, der mir nicht von einem griechischen Augenarzt gezeigt oder übersandt wäre. So bin ich denn diesmal nicht allzusehr in der Betrachtung der Altertümer gestört worden.

Daß auf dem Lande, ja auch in der Stadt, an den Eisenbahn-Haltestellen jeder Leidende, den ich teilnahmsvoll befragte, sofort von mir Rat, sogar ein Rezept heischte, will ich nur andeutungsweise hier erwähnen.

Schließlich möchte ich aber noch über zwei sonderbare Kollegen berichten, deren Bekanntschaft ich in Griechenland gemacht habe.

Als ich auf meiner ersten Fahrt 1886 Olympia besuchte, lernte ich daselbst an der Mittagstafel des braven Wirtes Georgi einen Wander-Arzt kennen, der mir sein Herz ausschüttete. Er hatte es nicht leicht. Wie unsere ehemaligen thüringischen Balsam-Träger (Olitäten-Krämer) schleppte er seinen großen Kasten mit den Heilmitteln auf seinem Rücken von Dorf zu Dorf; mitunter, wenn der Weg zu schlecht, bediente er sich auch eines Esels. Er bedarf eines gewaltigen Zungenschlags, um die harten Herzen der peloponesischen Bauern zu rühren und Münzen aus ihren kleinen Geldtaschen hervor zu locken.

Er macht alle Verrichtungen der niederen Wund-Arzneikunst und schiebt deren Grenzen natürlich so weit als möglich vor; selbstverständlich gehört dazu auch die Augenheilkunde.

Er zeigt mir eine schmierige Flasche mit Augenwasser und ein Bündel von Stiften des „göttlichen Steins" zum Ätzen, das ich nur mit Grauen betrachte. Ich gebe mir die größte Mühe, ihm die Grundsätze der augenärztlichen Sauberkeit in Kürze auseinanderzusetzen und ihm die Ätz-Stifte zu verbieten, und versehe ihn aus meiner Reise-Apotheke mit einigen unschädlichen Heil- und Linderungsmitteln.

Hier haben wir den lebendigen Rest uralter griechischer Einrichtungen. Schon Hippokrates war ein reisender Arzt, wenngleich er es anders trieb und sich an den verschiedenen Orten seßhaft machte. In späthellenistischer Zeit steht das Wort Periodeut (Reisender) geradezu für Arzt, z. B. bei dem Kirchen-Vater Athanasios (295—373 n. Chr.).

Einen andren seltsamen Herrn, der noch mehr als mein unmittelbarer Kollege bezeichnet werden könnte, lernte ich 1909 auf dem Markt zu Tripolitza in Arkadien kennen. Er hatte einen Tisch mit seinem Kram aufgestellt und pries mit beredter Zunge seine unfehlbare Fähigkeit, die richtigen Brillen zu finden, die Sehkraft zu erhalten, ja wiederzugeben. Als ich mit meinem Freunde an seinen Tisch herantrat, beide mit Kneifern bewaffnet, beide in sehr mäßigem Grade kurzsichtig, wandte er sich sofort an uns, erklärte, daß wir die stärkste Kurzsichtigkeit hätten und er uns richtige Gläser geben werde. Da ich ihm erwiederte, wir seien selber Auguren, war er keineswegs abgeschreckt, sondern pries seine eignen Studien in Athen und seine Diplome.

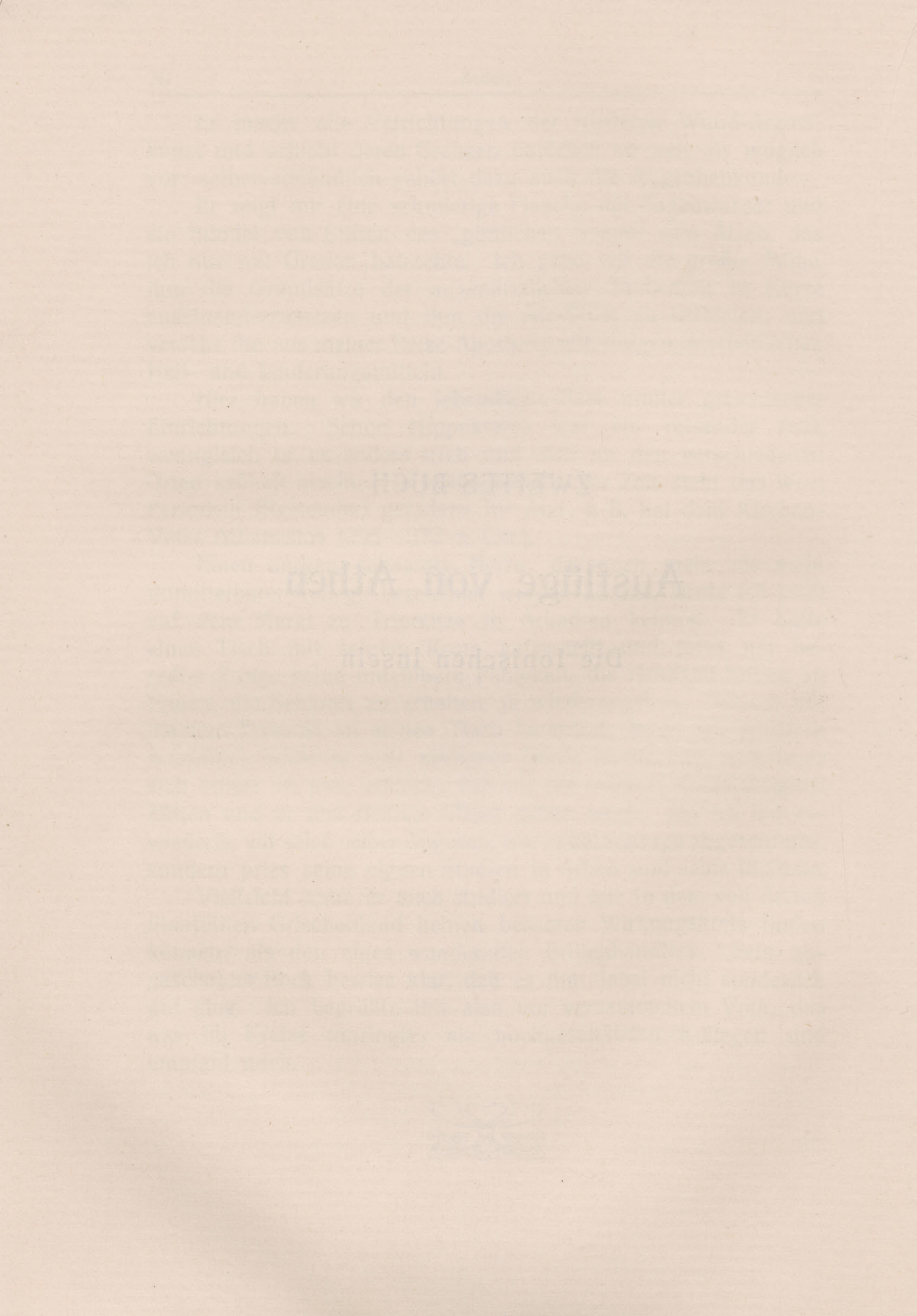
Vielleicht hatte er auch studiert und nur in dem von Ärzten überfüllten Griechenland keinen besseren Wirkungskreis finden können, als den eines wandernden Brillenhändlers. Sein abgeschabter Rock bewies klar, daß es ihm dabei nicht sonderlich gut ging. Ich begrüßte ihn also vor versammeltem Volk, das uns im Kreise umringte, als hochgeschätzten Kollegen und empfahl mich.



ZWEITES BUCH

Ausflüge von Athen

Die Ionischen Inseln



I

Piräeus

Der kürzeste Ausflug, den der Liebhaber des Altertums von Athen aus unternehmen kann, ist der nach dem Peiräeus, dessen neue Stadtteile ja allerdings jedem, der nach Athen reist, genügend bekannt werden: auf dem Marktplatz eine häßliche Perikles-Büste auf hoher Säule, lange gerade Straßen, am Kai und im Basar das südliche Hafen-Gewühl.

Erst Themistokles hat den Athenern eine Seemacht geschaffen und den Hafen befestigt, der in den Jahren 460—445 mit der Hauptstadt durch die langen Mauern verbunden wurde. Im Jahre 404 wurden diese von den triumphierenden Lakedämoniern niedergerissen, aber 393 von Konon wieder aufgebaut. Sulla's Eroberung (86 v. Chr.) vernichtete die Blüte der Hafenstadt. Im Mittelalter und zur Türkenzeit hatte sie keine Bedeutung. Zur Zeit des griechischen Befreiungskrieges war „Porto Leone" nur kleinen Barken zugänglich. Großartig und rasch ist der Aufschwung, den Peiräeus im neuen Griechenland genommen.

Am Donnerstag den 1. April 1886, früh morgens, holte mich Dr. B., ein junger deutscher Archäolog, zum Ausflug ab, dessen Plan ich ihm überlassen, da er den Ort schon kannte. Aber seine Führung war unpraktisch. Statt im Hafen von Peiräeus, wohin wir mit der Eisenbahn gefahren, einen der dort aufgestellten Wagen zu nehmen, führte er mich zu Fuß rings um die ganze Südseite des Hafens herum, erst längs des Emporion, des alten Handelshafens, dann längs des Kantharos, des alten Kriegshafens. Hier stiegen wir empor auf die Felsen der in das Meer vorspringenden Halbinsel Akte und hatten von oben

einen hübschen Überblick auf den Mastenwald im Hafen, auch auf die englischen, französischen, österreichischen Kriegsschiffe, die dort zurzeit vor Anker lagen, und auf die beiden Molen, welche die Hafenbucht bis auf einen schmalen Eingang sperren. Auf der nördlichen, die zum Teil noch antik ist, sind jetzt Batterien aufgeführt.

Hierauf gingen wir nach dem südöstlich von Akte gelegenen kleinen Hafen Zea, der jetzt versandet ist, aber die deutlichen Reste der berühmten antiken Schiffshäuser zeigt, kleine molenartige Vorbauten, die radienförmig in das kreisrunde Becken vorspringen.

An dem Badehäuschen lagen Kähne. Es kostete große Mühe, einen zu mieten (für sieben Drachmen). Der alte Mann, der uns ruderte, sprach lieber italienisch, als griechisch. Mit einem Blechmaß schöpfte er etwas Seewasser und verschlang einige lebendige glashelle Krabben. Erst ruderte er uns ostwärts und zeigte den neben Zea gelegenen Hafen Munÿchia und die offene Reede von Phaleron; dann westwärts, so daß wir die Ufer-Befestigung von Akte deutlich sahen, setzte uns aber dann bald ans Land, indem er Müdigkeit vorschützte. Wir kletterten empor. Wir erblickten die deutlichen Reste der antiken Doppelmauer und antiker Steinbrüche und langten erschöpft in Peiräeus an.

Behaglicher und ertragreicher war der zweite Ausflug, den ich am 27. März 1890 mit meiner Frau unternahm. Wir fahren gleich vom Hotel aus im Wagen durch die Kephissos-Ebene nach Peiräeus, nehmen in der Mitte des Hafens ein Boot und rudern zwischen den Schiffen durch bis zu den Molen, kehren dann, zu Fuß und hierauf mittelst der Pferdebahn, längs des Süd-Kai zurück zu unsrem Wagen; fahren durch die Stadt, über die schmale Landzunge, welche Akte mit dem Festland verbindet, an den Resten des antiken Theaters vorbei, nach dem Hafen Zea und von da an der Südküste von Akte entlang, auf einer neuen, schönen Fahrstraße, die allerdings bald aufhört. Seitlich davon liegen neue Villen und die kümmerlichen Reste der antiken Doppelmauer, mit vorspringenden viereckigen Türmen. Nun zurück zum Hafen Zea und zu der ragenden Munychia, wo ich emporsteige zu den spärlichen Resten der alten Zitadelle und zu

der entzückenden Aussicht auf die drei Häfen, die attische Ebene und die umgebenden Berge, auf Athen und auf die Akropolis und endlich auf das tiefblaue Meer, einerseits bis Kap Sunion und die ersten Kykladen, andrerseits bis Ägina, Salamis, Eleusis und darüber hinaus. Hierauf fahren wir nach Phaleron, wo ein neues elegantes Seebad erstanden ist, und dann zurück nach Athen.

Dieses Seebad, das mit Eisen- und Straßenbahn bequem von Athen zu erreichen ist, besuchte ich an einem schönen Vormittag 1908 und saß lange am Ende des in die flache Bucht hinausgebauten Damms und erfreute mich am Spiel der Wellen.

Peiräeus ist eine Hafenstadt mit 74500 Einwohnern,[1] verhältnismäßig reicher Industrie und großem Verkehr. Wer die athenischen Zeitungen liest, wird oft genug Raufereien und Bluttaten im Peiräeus finden. Aber die Sicherheit des ruhigen und umsichtigen Reisenden ist ungestört. Im Jahre 1908 kehrte ich um Mitternacht auf den Dampfer „Moltke" zurück, der weit vom Lande im Hafen vor Anker lag. Der Barkenführer forderte zwei Drachmen in italienischer Sprache. Ich sagte auf griechisch: „Mein Guter, die Hälfte ist genug." Er brachte mich gut an Bord und bedankte sich.

Einige Tage danach lag in Neapel mein Schiff unmittelbar am Kai, durch die Brücke mit dem Lande verbunden. Ich kam nach Mitternacht aus dem Theater. Mein neapolitanischer Freund duldete nicht, daß ich die kurze Strecke vom Wagen zum Dampfer allein gehe, sondern begleitete mich bis zu dem wachthabenden Matrosen am Land-Ende der Brücke. Vielleicht war es nötig.

---

[1] Der Volkszählung, die am 27. Okt. 1908 im Königreich Griechenland ausgeführt ist, entstammen meine Zahlen, die ich der Güte meines Freundes S. Antonopulos zu Athen verdanke.

II

Eleusis

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein.
Das Eleusische Fest von Schiller.

Als ich am Nachmittag des 29. März 1886 eine Rundfahrt durch Athen mit meinem Freund Andreas Anagnostakis vollendet und ihm dabei mitgeteilt hatte, daß ich am nächsten Tage Eleusis besichtigen wollte, war er so freundlich, unsren Kutscher zu fragen, ob er mich nach Eleusis fahren wolle. „Mit Vergnügen," sagte dieser, „ich bin ja selbst aus Eleusis." Der Preis wurde auf 18 Drachmen festgesetzt, mit folgender Begründung von seiten des Professor Anagnostakis: „Mein Freund ist kein Lord, sondern ein Arzt, wie ich selber." (Ho philos mu den einai lordos, einai iatros, hopōs ego.) Die Entfernung beträgt ja nur 22 km. Aber bei meinen späteren Besuchen hatte ich mehr zu zahlen, 1909 sogar 25 Drachmen.

Wenn Herr Seiler (1902) schreibt, daß es sich „schon verlohnt, einmal nach Lefsina mit der Eisenbahn hinüberzufahren," so hat er einen schlechten Rat gegeben. Obwohl der Preis für eine Fahrt hin und zurück nur 5 Drachmen 40 Lepta beträgt, auch die Zahl der Züge, wenigstens in neuester Zeit, dem Bedürfnisse genügt; so kommt der Reisende dabei doch ganz um die genußreiche Betrachtung der alten heiligen Straße, auf welcher einst der Festzug von Athen nach Eleusis des Abends seine Wallfahrt antrat und die im wesentlichen mit der heutigen Fahrstraße nach Lefsina zusammenfällt.

Pünktlich um 7½ Uhr morgens, am 30. März 1886, hielt der Wagen auf dem Verfassungs-Platz, nahm meinen wohlver-

sehenenen Speisekorb auf, der das übliche gebackene Hühnchen, einige hartgekochte Eier, ein Weißbrot und 1/2 Flasche Côte Parnes, attischen Rotwein des Hauses Solon, enthielt, und fuhr los.

Von der Dreifaltigkeits-Kapelle (Hagia Trias) an der Südwest-Ecke des heutigen Athen, dicht bei dem Dipylon, das bei den Alten, als Ausgangspunkt des eleusinischen Festzugs, das heilige Tor hieß, gelangt man zuerst in die alte Ölbaum-Pflanzung der Kephissos-Ebene, wo ein besonders knorriger alter Ölbaum als der des Platon bezeichnet wird, hat einen schönen Rückblick auf die Akropolis und bemerkt die Spuren antiker Grabdenkmäler. Die Ebene ist gut bebaut, die seitlichen Höhen rauh und unfruchtbar, mit Buschwerk und Fichten besetzt. Der Weg zieht in einem schluchtartigen Paß über das Ägaleos-Gebirge zu dem alten Kloster Daphni. Obwohl wir erst 7 km gemacht, muß hier der Kutscher ausruhen. Die Rast der Pferde und ihres Herrn benutze ich zu einem Besuch des verfallenen byzantinischen Klosters. Auf den Trümmern eines ehemaligen Apollon-Heiligtums ist es um das Jahr 1000 begründet und war einst groß und glänzend — zur Zeit der fränkischen Herzöge aus dem Hause de la Roche im 17. Jahrhundert, wovon ihre marmornen Sarkophage noch heute Zeugnis ablegen. Die Kirche hat die Form des griechischen Kreuzes, von der Kuppel blickt ernst und finster das große Mosaikbild des weltbeherrschenden Christus (Chr. Pantokrator) herab, wie wir es aus den byzantinischen Kirchen und Kapellen zur Genüge kennen.

Heiterer war dereinst das Heiligtum, das wir sehr bald nach der engsten Stelle des Passes und den Resten antiker und mittelalterlicher Befestigungen erreichen, — es war der Aphrodite geweiht gewesen. Durch aller Zeiten Wandel soll eine gewisse Überlieferung sich erhalten haben. Noch heute macht junges Volk aus Athen fröhliche Ausflüge nach diesem Platz.

Bald gelangen wir an das Meeres-Ufer, erblicken die Insel Salamis, welche die eleusische Bucht fast zu einem Binnen-See abschließt, lassen die beiden kleinen Salz-Seen, die von der eleusischen Bucht nur durch schmale Landzungen getrennt sind, hinter uns, gelangen in die fruchtbare thriasische Ebene, wohin die Sage den Raub der Persephone verlegt, und rasten in einer

erbärmlichen Schenke des elenden Dorfes Lefsina, das von dem alten Glanz des hochheiligen Eleusis nur den verdorbenen Namen übrig behalten.

Ein glücklicher Zufall hatte es so gefügt, daß zwei Tage zuvor, mit einer Empfehlungskarte des Professors Ulrich Köhler, damaligen Leiters des 1875 begründeten deutschen archäologischen Instituts zu Athen, Herr Demetrios Philios, Ephoros zu Eleusis, mich besuchte, mit seiner Gattin, einer Österreicherin, um wegen ihren Augen meinen Rat zu erbitten.

Der Ephoros ist ein sanfter, liebenswürdiger Mann, der seinem Platz sein ganzes Leben geweiht hat. Er war damals gerade bei der Arbeit, deren Ergebnisse er erst zehn Jahre später in einer zusammenfassenden Schrift[1] veröffentlicht hat. Jedenfalls hatte er schon damals manches gefunden, was die Reisebücher noch nicht enthielten, und ließ es sich nicht nehmen, mir alles genau zu zeigen und auch durch einen Plan zu erläutern.

Herr Philios erschien mir als das Muster eines solchen griechischen Altertums-Verwesers und seines stillen, beschaulichen Daseins. „Ich habe ein kleines Haus, ein kleines Vermögen, ein kleines Gehalt (1200 Drachmen jährlich!); so leben wir einfach und zufrieden.“ Das waren seine Worte. Er hatte eine gebildete, anmutige Gattin gefunden, die auf meiner zweiten Fahrt 1890 Freundschaft mit meiner Frau schloß und ihr als Gastgeschenk ein Umschlagtuch aus jenem zartesten Gewebe verehrte, das man durch einen Ring ziehen kann. Am Tage meines ersten und dem meines zweiten Besuches waren wir die einzigen Fremden zu Eleusis.

Diese zweite Besichtigung war für mich erfolgreicher, weil durch den Fortgang der Ausgrabungen das Ganze übersichtlicher geworden. Als ich zum drittenmal, am 10. März 1909, den heiligen Ort besuchte, war das freundliche Ehepaar bereits verstorben. Sowie ich aber dem Vertreter des jetzigen, zur Zeit abwesenden Ephoros, dem Aufseher (Epistates), den Namen Philios nannte, erglänzte freudig sein Antlitz und mit verdoppeltem Eifer zeigte er mir alles, bis zu den neuesten Funden,

---

[1] Eleusis, ses mystères, ses ruines et son musée par Démétrios Philios, Directeur des fouilles (1882—1892). Athènes, 1896.

welche das Museum birgt. Diesmal traf ich auch einige andre Reisende auf der Ruinen-Stätte.

Eleusis, heiliger Wallfahrts-Ort, wo mehr als ein Jahrtausend lang die Griechen Beseeligung gesucht und gefunden! Eleusinische Mysterien und Weihen, besungen bei den Dichtern der Alten, von dem Verfasser des Hymnus auf Demeter, über Pindar und Sophokles bis zu Theokrit herab, und bei denen der Neuzeit, bis auf unsren Goethe und Schiller! So wenig erklärt und verkündigt von den Schauenden (Epopten) und Wissenden, und doch, wie ein alltägliches Sprichwort, in aller Munde — seit mehr als 2500 Jahren!

Die eleusinischen Erz- und Erb-Priestergeschlechter, unter denen die Eumolpiden hervorragten, pflegten und verbreiteten die Sage, daß in grauer Vorzeit die Stadt Eleusis, — d. h. „die Ankunft", nämlich der Demeter, — trotz der Hilfe des Thrakers Eumolpos vom attischen König Erechtheus besiegt und an Athen angegliedert wurde, aber die Leitung der Mysterien vertragsmäßig behielt. Tatsächlich dürfte der Priesterstaat Eleusis erst im 7. Jahrhundert v. Chr. der attischen Republik einverleibt worden sein. Zu geschichtlicher Zeit war Eleusis die zweite Stadt in Attika, hatte ihre Akropolis und ihre langen Mauern bis zur See, wie Athen.

Hier wurde 475 Aeschylos geboren, der Begründer der attischen Tragödie.

Die eleusinische Sage kennt der Deutsche aus Schiller's Gedicht besser, als aus dem großen Hymnus auf Demeter, den Pausanias öfters als ein homerisches Gedicht anführt, das aber erst im 18. Jahrhundert wieder ans Licht gezogen worden und das wohl um 650 v. Chr. entstanden ist. Das Mägdlein (Kore), Demeters Tochter, wird von Pluto nach der Unterwelt entführt. Die Mutter irrt umher, es zu suchen, kommt nach Eleusis und wird hier gut aufgenommen. Die Störungen der Natur, welche durch Demeters Umherirren entstehen, zwingen die Götter einzugreifen. Pluto vergleicht sich mit der Schwiegermutter dahin, daß Persephone in der fruchtbaren Zeit des Jahres bei den Oberirdischen, in der unfruchtbaren bei den Unterirdischen weilen solle. Demeter spendet den Eleusiniern das Brot-Korn und befiehlt den Tempelbau.

Das alte Heiligtum zu Eleusis wurde von den Persern zerstört, von Perikles mit Hilfe des Iktinos prachtvoll und gewaltig wieder aufgebaut, in makedonischer Zeit erweitert, in römischer mit Propyläen versehen, von den großen römischen Kaisern verschönt, um 218 n. Chr. durch Feuer beschädigt, aber 396 durch christliche Mönche, die den Goten Alarich begleitet, gänzlich zerstört, und der Kult durch den oströmischen Kaiser Theodosius (408—450) aufgehoben. Als im 19. Jahrhundert die griechische Landschaft sozusagen neu entdeckt wurde, fand man den Ort des Heiligtums von den Hütten des albanesischen Dorfes Lefsina bedeckt. In den Jahren 1882 bis 1887 hat die griechische archäologische Gesellschaft wieder die Stätte durch Ausgrabung freigelegt, unter Aufwendung von 150000 Drachmen, während die griechische Regierung 200000 Drachmen ausgab zur Enteignung der auf dem Hügel befindlichen Ansiedlungen.

Der heutige Reisende wird ja, wenn er zuviel verlangt, auch hier enttäuscht sein, ebenso wie in den beiden andren berühmtesten Kult-Stätten von Hellas, zu Olympia und zu Delphi. Die prächtigen Tempel sind gefallen, man sieht nur ihre Grundmauern.

Wer aber die Geschichte des Orts in Rechnung zieht, Erinnerungen hoch zu schätzen gelernt hat, — in meinem Alter sind Erinnerungen mächtiger, als Hoffnungen, — seine Einbildungskraft walten läßt: der sieht gleich vor dem Eintritt in die Propyläen den alten Brunnen umtanzt von den Reigen der eleusinischen Frauen, wie vor Jahrtausenden, und hört die heiligen Gesänge, die sie zu Ehren der Göttin erschallen ließen.

Meinem bescheidenen Freunde Philios muß es ein großes Entzücken gewährt haben, als er den verschütteten Brunnen wieder aufdecken konnte. Denn schon in dem alten Hymnos auf Demeter sagt die Göttin, indem sie sich den Sterblichen enthüllt: „Ich bin Demeter, die hochgeehrte, den Unsterblichen und den Menschen zur Wonne und Freude bestimmt. Auf, einen großen Tempel und einen Altar soll mir das ganze Volk errichten am Fuße der Stadt und der ragenden Mauer, oberhalb der Quelle des schönen Reigens (Kallichoros), auf dem erhabenen Hügel.“

Dies war also die älteste Stelle der Andacht. Der Perieget Pausanias (I, 38) sagt es ausdrücklich. Der fromme Mann hat aber bezüglich des Weiteren sich in ein heiliges Schweigen gehüllt: „Was innerhalb der Mauern des Heiligtums liegt, zu beschreiben untersagt mir mein Traum; denn natürlich sollen die Uneingeweihten das, was sie nicht sehen dürfen, auch nicht einmal hören." Heißt es doch auch schon in dem Hymnos auf Demeter (477 f.): „Die heiligen Gebräuche darf man nicht zeigen noch hören noch verbreiten. Gottesfurcht hemmt die Stimme."

Den Eingang zu der Kultstätte bilden jetzt die Reste der prachtvollen Propyläen, die von dem römischen Reise- und Bau-Kaiser Hadrian nach dem Vorbild der athenischen errichtet worden. Ein Kaiser-Medaillon, das einst den Giebel geschmückt hat, liegt noch auf dem Boden. Dann kommen die kleinen Propyläen, die im 1. Jahrhundert v. Chr. von Appius Claudius Pulcher wieder hergestellt worden, wie die Gelehrten aus den aufgefundenen Inschriften ermittelt haben.

Aber mächtig zieht es mich hin zu der „geheimnisvollen Einfriedigung (mystikos sekos), die Iktinos erbaut hat, so groß, daß sie die ganze Volksmenge eines Theaters fassen kann, der auch den Parthenon auf der Akropolis für die Athene erbaut hat, indem Perikles die Arbeiten leitete." Das ist der ganze Bericht, den der alte Geograph Strabon vor 19 Jahrhunderten niedergeschrieben.

In der Tat, sowie man aus der mächtigen Vorhalle des Philon, die erst 311 v. Chr. fertig geworden, in den Perikleïschen Tempel eintritt, der den ursprünglichen, von den Persern zerstörten überbaut und erweitert; so hat man einen gewaltigen Raum von 54 × 52 m vor sich, mit den Spuren von 42 Säulen, die ein oberes Stockwerk getragen und, was das allermerkwürdigste ist, mit acht Sitzreihen, die ringsum liefen, von denen die nordwestliche Seite, da aus dem Felsen gehauen, noch bis heute erhalten ist. Sonst ist ja der griechische Tempel nur das Haus des Gottes; die Andachtshandlung der Priester und der Gemeinde vollzieht sich draußen, an dem Altar. Hier aber war Raum geschaffen für eine gewaltige, geweihte, andächtige Menge, die hören und schauen durfte, was dem Auge und Ohr der

Ungeweihten verborgen blieb. Eine in den Felsen gehauene Treppe leitet uns empor zu der die Grundfläche des Weihe-Tempels überragenden Felsen-Terrasse, von der aus die Geweihten einst das obere Stockwerk betraten. Heutzutage nimmt hier oben der Reisende Platz und überschaut die ganze Ausgrabungsstätte auf das bequemste und sieht noch vieles, dessen Beschreibung den Leser, der nicht Betrachter war, gewiß ermüden würde.

Bei meinem letzten Besuch fand ich hier vier selbständige Amerikanerinnen, die eine vollständige Thee-Einrichtung mitgebracht, auf der oberen Tempel-Terrasse, wo in alter Zeit das Feuer der frommen Begeisterung glühte, die Spiritus-Flamme entzündeten und auch mir eine Tasse des würzigen Getränks anboten. Die jüngste von ihnen, eine von jenen gereifteren American Girls, hatte auch die griechischen Buchstaben gelernt und wollte, wie sie mit köstlicher Naivetät gestand, demnächst noch die Sprache dazu lernen, so daß ich ihr zum Danke für die Bewirtung einen griechischen Vers in ihr englisches, mit Goldschnitt verziertes Buch über Griechenland einzeichnete.

Das kleine Museum am Rande der einstigen Akropolis fesselt hauptsächlich den Altertumsforscher, z. B. durch ein merkwürdiges Relief aus dem ersten Jahrhundert v. Chr., das die sämtlichen eleusinischen Gottheiten enthält, zu denen ja noch besonders Dionysos, unter dem Namen Jakchos, ferner Hades (Pluto), Artemis gehörten und endlich noch zwei, die einfach als Gott und Göttin bezeichnet werden, da man ihre Namen nicht auszusprechen wagte.

Der kunstliebende Reisende gedenkt aber jenes schon vor langer Zeit (1859) zu Eleusis gefundenen Reliefs, das jetzt zu den Hauptzierden der wunderbaren zweiten Halle des National-Museums zu Athen gehört und aus der Mitte des 5. Jahrhunderts v. Chr., der Zeit unmittelbar vor Phidias, stammt. Der jugendliche Triptolemos [1], der Sohn des Königs Keleos aus Eleusis, emp-

[1] Neuerdings will man in ihm den Nisos aus Megara erblicken, der den königlichen Ring und das goldne Haar der Weisheit empfängt. — Übrigens stimmt jene Sage, daß Triptolemos, von Demeter unterwiesen, den Getreidebau über die ganze Erde verbreitet habe, nicht mit dem Hymnos auf Demeter, wo die Göttin zu Eleusis bereits den Getreidebau vorfindet. Mythos ist nicht Geschichte.

fängt aus der Hand der auf ein Zepter sich stützenden Demeter die Weizenähre, während die fackeltragende Kore ihn bekränzt.

Es gibt kaum ein andres griechisches Werk, das eine so tiefe religiöse Empfindung in so zarter Weise zur Anschauung bringt. Dabei ist es ein bedeutendes Kunstwerk, trotz der rührenden Einfachheit der Gewandfalten. Bemerkenswert ist auch, daß göttliche Frauen nicht altern; Demeter erscheint wie eine nur wenig ältere Schwester der Kore.

So oft ich dies Bildwerk betrachtete, erwuchs in mir das Verlangen, von den eleusinischen Festen, den Weihen, den Geheimnissen etwas Sicheres zu erfahren. Aber das Wichtigste wissen wir nicht und werden es auch wohl niemals erfahren. Wir kennen nur die äußeren Zutaten. Im Frühjahr, wenn die ersten Blumen sprießen, wurde die Rückkehr (anodos) der Persephone zu den Überirdischen gefeiert, in den kleinen Mysterien; im Herbst, zwischen Ernte und Aussaat, die großen, eines der bedeutendsten Feste des attischen Staates.[1]

Da zogen (am 19. Boëdromion) die Priester und die Eingeweihten, viele Tausende, mit Myrten und mit Eppich bekränzt, mit Ähren, Ackergerät und Fackeln in der Hand, des Abends von Athen auf der heiligen Straße nach Eleusis, wo sie die heilige Nacht am 21. und 22. begingen.

In tiefem Dunkel und in lautloser Stille saßen die Tausende in dem großen Theater-Tempel. Dann wurden unter höchster Feierlichkeit solche Szenen, wie die Rückkehr der Persephone aus dem Hades, dramatisch vorgeführt unter Begleitung von Musik und liturgischen Erklärungen, Heiligtümer gezeigt und mystische Formeln ausgesprochen.

(Die Neophyten wurden zuerst in die kleinen Mysterien eingeweiht, dann in die großen; ein Jahr später konnten sie Schauende [epoptae] werden.)

Die erste Nacht galt vielleicht den Mysten, die zweite den Epopten.

Die Gebräuche der Weihe sind uns im sechsten Bruchstück

[1] Haben doch seine Bürger lieber ihr Gemeinwesen an den Rand des Abgrunds gebracht, als daß sie den Alkibiades, der die heiligen Gebräuche freventlich nachgeahmt, unbestraft ließen.

des Werks über die Seele von Plutarch wenigstens angedeutet.

„Im Augenblick des Abscheidens erfährt die Seele denselben Eindruck, wie diejenigen, welche in die großen Mysterien eingeweiht werden. Zuerst Umherschweifen und beschwerliche Rundläufe und bedenkliche, schier endlose Märsche im Dunkel. Danach, vor dem Ende, jeglicher Schrecken, Schauder, Zittern, Schweiß und Entsetzen. Aber dann strahlt ein wundersames Licht auf und reine Plätze und Wiesen empfangen sie, mit Musik und Tanz und der Majestät heiliger Töne und hehrer Erscheinungen, wo der bereits völlig Eingeweihte, frei und erlöst, umherwandelt und bekränzt die Feier begeht und mit frommen und reinen Menschen verkehrt: er sieht von der Höhe, wie der ungeweihte Pöbel der Menschen unrein in Schlamm und Nebel sich selbst mit Füßen tritt und peinigt und voll Todesfurcht im Unheil lebt, ohne Vertrauen auf das jenseitige Glück."

Höchst anschaulich hat, nur zum Teil damit übereinstimmend, Goethe in der 12. seiner römischen Elegien die Einweihung geschildert, wo allerdings die Enthüllung des Geheimnisses, so gefälllig der Dichter sie auch dargestellt, wohl schwerlich den eleusinischen Ritus wiedergibt.

„Da bebte der wartende Neuling,
Den ein weißes Gewand, Zeichen der Reinheit, umgab.
Wunderlich irrte darauf der Eingeführte durch Kreise
Seltner Gestalten; im Traum schien er zu wallen. Denn hier
Wanden sich Schlangen am Boden umher, verschlossene Kästchen,
Reich mit Ähren umkränzt, trugen hier Mädchen vorbei.
Vielbedeutend gebärdeten sich die Priester und summten;
Ungeduldig und bang harrte der Lehrling auf Licht.
Erst nach mancherlei Proben und Prüfungen ward ihm enthüllet,
Was der geheiligte Kreis seltsam in Bildern verbarg.
Und was war das Geheimnis? als daß Demeter, die große,
Sich gefällig einmal auch einem Helden bequemt,
Als sie Jasion einst, dem rüstigen König der Kreter,
Ihres unsterblichen Leibs holdes Verborgne gegönnt.
Da war Kreta beglückt! Das Hochzeitbette der Göttin
Schwoll von Ähren, und reich drückte den Acker die Saat."

Vielleicht ist Schiller, in seiner Klage der Ceres, der Wahrheit näher gekommen.

„Führt der gleiche Tanz der Horen,
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Tote neu geboren,
Von der Sonne Lebensblick!“

Die trostreichen Offenbarungen bezogen sich auf das Leben nach dem Tode, auf die Unsterblichkeit der Seele.

Hiermit stimmen die erhaltenen Stellen aus alten Dichtern. So schon in dem Hymnos an Demeter[1]:

„Seliger, wer das schaute der sterblichen Erdebewohner!
Wer ungeweiht, wer fremd ist dem Heiligen, nimmer gemeinsam
Hat er das Loos, wie ein Toter, im dumpfigen Wuste des Nachtreichs.“

So auch Pindaros: „Selig, wer jene geschaut hat und dann unter die hohle Erde hinabsteigt; er kennt des Lebens Ende, er kennt den von Zeus verheißenen Anfang.“

So ferner Sophokles: „O dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weihen geschaut haben, wenn sie zum Hades hinabsteigen. Für sie ist allein ein Leben in der Unterwelt; für die andren eitel Drangsal und Not.“

So läßt endlich Aristophanes den Chor der Eingeweihten in der Unterwelt singen: „Denn wir allein haben Sonne und heiliges Licht, die wir eingeweiht waren und ein Leben geführt, gottesfürchtig gegen Fremde und Angehörige.“

Noch wichtiger vielleicht, als die Dichter-Sprüche, ist die Stelle bei Platon (Phaedon, p. 69): „Die Stifter der Weihungen haben die bedeutende Lehre aufgestellt, daß, wer uneingeweiht und unvollendet in den Hades kommt, im Schlamm liegen, die Seele der Geweihten aber mit Gott verkehren wird.“

Noch Cicero (von den Gesetzen II, 14, 36) erklärt: „In den Mysterien erkennen wir die wahren Grundlagen des Lebens und lernen nicht bloß glücklicher zu leben, sondern auch mit schöneren Hoffnungen zu sterben.“

Fürwahr, der fromme Gläubige findet Erbauung, der kritische Beobachter Anregung auf dem geheiligten Boden von Eleusis.

Aber die Bewohner des jetzigen Dorfes zeigen wenig Anteil an solchen Gedanken. Nirgends habe ich in Griechenland

[1] Die Gelehrten erörtern übrigens die Frage, ob diese Verse nicht ein späteres Einschiebsel darstellen.

die Erwachsenen gleichgültiger, nirgends die Buben schlimmer gefunden. Schon auf meiner zweiten Reise hörte ich, als ich die Felsentreppe emporkletterte, die helle Stimme meiner, auf dem Tempelboden zurückgebliebenen Frau ausrufen: „phygete, phygete" (d. h. packt euch)! — und sah sie umringt von einem zudringlichen Schwarm von Jungen, die, frech wie die Fliegen, erst auf meine tatkräftige Dazwischenkunft sich murrend zurückzogen.

Auf meiner letzten Reise wurde ich wieder von den Knaben umschwärmt und umbettelt und, als ich sie gebührend zurückwies, mit Stückchen antiken Marmors beworfen, die allerdings zum Glück ihr Ziel verfehlten, mich aber doch so ärgerten, daß ich die Feinde regelrecht in die Flucht schlug, indem ich in marathonischem Sturmlauf, den sie von meinen angegrauten Haaren doch nicht mehr erwartet hatten, mit hoch geschwungenem Regenschirm auf sie eindrang.

Bei dem elenden Café des Ortes traf ich meinen Kutscher und einige Honoratioren. Ich erzählte mein Erlebnis in gewähltem Griechisch: Die Kinder haben mich mit Steinen beworfen (Ta paedia lithobolesan emena). Der Kutscher aus Athen, der sprachkundig war, wiederholte es in der Sprache des Volkes (riptane petrais). Aber weder der gewählte noch der gewöhnliche Ausdruck machte den geringsten Eindruck auf die Mienen der gemächlich Dasitzenden. (Übrigens hat es Herr Philios noch 1896 für erwähnenswert gehalten, daß alle Einwohner von Eleusis ohne Ausnahme das Neugriechisch ebenso gut sprechen, wie ihre Muttersprache, d. h. Albanesisch.)

Doch wird es hoffentlich bald besser werden. Ein Höherer ist beleidigt worden und hat kräftig eingegriffen. Drei Tage später ist, wie ich in den griechischen Zeitungen gelesen, der Kronprinz, als er in seinem Automobil durch das Dorf fuhr, von einem boshaften Knaben mit einem Stein mitten auf die Stirn getroffen worden. Zum Glück war die Verletzung unbedeutend. Der Kronprinz ließ augenblicklich halten, nahm den Knaben, legte ihn über und spendete ihm die sicheren Beweise seiner landesväterlichen Liebe.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß Steine zu schleudern in dem steinigen Griechenland noch heute so

üblich ist, wie zu den Zeiten der homerischen Kämpfe. Aus freier Hand, wie aus der Schleuder, werfen die Knaben den Stein, sowohl weit wie auch sicher. Für eines ist es auch nötig, nämlich die scharfzähnigen Schäfer- und Wächter-Hunde sich vom Leibe zu halten, die öfters nicht eher zurückweichen, als bis sie wirklich einen Stein in die Weiche bekommen haben. Aber auch sonst greift auf dem Lande der Grieche öfters zum Stein, wo wir andre Mittel gebrauchen. Will der Bauer Hühner von ihrem Platz scheuchen, so schleudert er einen Stein dicht vor ihren Standort. Will der Maultiertreiber das mit Gepäck beladene Tier zurückhalten, so wirft er einen Stein vor seine Vorderfüße; will er es zur Eile antreiben, so schleudert er ein Steinchen in seine Seite. Er möchte es mit dem Reittier wohl auch so machen, wenn nicht der strafende Blick des Reisenden ihn daran hinderte.

III

Kap Sunion

Γενοίμαν ὑπὸ πλάκα Σουνίου.
Wäre ich unter Sunion's Hochebene.
Sophokles, Aias.

Auf meiner ersten Hellas-Reise bin ich am 27. März 1886 auf dem Dampfer Niobe des Österreichischen Lloyd von Smyrna nach Peiräeus abgefahren. Am folgenden Tage erwachte ich um $6^1/_2$ Uhr morgens, noch gerade rechtzeitig genug, um auf dem hohen Kap Sunion, der Südspitze von Attika, die 11 Marmor-Säulen, den Rest des alten Tempels, begrüßen zu können. „Stais Kolonnais" nennt das Volk jetzt das Kap nach diesen Säulen.

Wie herrlich muß der Anblick gewesen sein, als der Tempel noch aufrecht stand! Wie erwünscht kam den geplagten Schiffern des Altertums, wenn sie den Wechsel der Meeres-Strömung und der Winde am Kap überwunden und das kleine, öde Felsen-Eiland [1] östlich davon passiert hatten, der plötzliche Anblick des Lykabettos und der Akropolis von Athen, die über die niedrigen Küstenhügel hinweg, für kurze Zeit, ihnen sichtbar wurden. Bald glänzte ihnen dann auch die vergoldete Spitze des kolossalen Erzbildes der Athena Promachos von der Akropolis entgegen.

Aber nicht auf dieser, sondern erst auf der folgenden Fahrt kam ich dazu, einen Ausflug nach dem Kap zu unternehmen. Am 22. März 1890 fuhr ich des Morgens früh mit der attischen schmalspurigen Eisenbahn nach Laurion. (Das sind 64 km, der Fahrpreis beträgt 12 Drachmen für Hin- und Rückfahrt.)

---

[1] Jetzt Gaidaronisi, Esel-Insel; im späten Altertum Insel des Patroklos, des Admirals von Ptolemäos II. Philadelphos (265 v. Chr.).

Die Bahn führt erst nördlich nach Patissia, dann östlich zwischen dem großartigen Hymettos und den letzten Ausläufern des Pentelikon, hierauf südlich durch die zweite fruchtbare Ebene von Attika, die Mesogäa, d. h. Mittelland. Ölbäume, Reben, auch Getreide wird angebaut. Nur wenige Ortschaften berühren wir. Attika ist nicht stark bevölkert.

Bei Keratia tritt die Bahn in das öde laurische Erzgebirge ein. Der Ort Laurion ist erst vor 30 Jahren entstanden, hat aber schon 6000 Einwohner.

Der telegraphisch bestellte Wagen, der für Hin- und Rückfahrt 12 Drachmen kostete, war zur Stelle, übrigens der einzige. Es war ja auch außer mir kein „Europäer" dem Zuge entstiegen.

Durch die einsame Heide, die schon mit den schönsten Blumen in Weiß, Rot, Blau und Purpur prangt, fahre ich auf dem gut gehaltenen Wege, der zahlreiche Ausblicke auf das Meer gestattet, auch auf die Insel Makronisi, im Altertum Helena genannt, weil hier die Schöne mit ihrem Paris zum ersten Male gelandet sein soll; und bald auch den Vorblick auf die gegen den klaren, blauen Himmel projizierten, schlanken Säulen nebst Architraven gewährt.

Ich klimme empor und betrachte sie aus der Nähe. Der Bau ist zierlicher, als der von Ägina, dem sogenannten Theseion zu Athen in der Anlage ähnlich. Er wurde damals für einen Tempel der Athene gehalten, steht auf der Grundlage eines früheren, den die Perser zerstört hatten, und stammt noch aus der besten Zeit des seebeherrschenden Athen.

Nichts stört mich in meiner köstlichen Einsamkeit. Ich höre nur das Summen einer Biene und ganz aus der Ferne die Glöckchen der weidenden Schafe. Herrlich und umfassend ist die Aussicht, — nach Süden auf das Ägäische Meer und die Insel Belbina (H. Georgios); nach Süd-Osten auf die Reihe der Kykladen, Keos, Kythnos, Seriphos; nach Süd-Westen auf die Pelopones. Das Meer ist blau und spiegelglatt, von wenigen Booten belebt, die wie festgebannt scheinen. Hier liege ich eine gute Stunde und kann mich kaum losreißen.

Aber der Eisenbahn-Zug von Laurion nach Athen, der einzige des Tages, wartet nicht. In Laurion zu übernachten,

wäre recht unbequem. Ich erreiche den Zug und bin vor Einbruch der Dunkelheit wieder in Athen.

Der Tag war mir unvergeßlich geblieben. Neunzehn Jahre später, auf der letzten Fahrt, verspürte ich Neigung, den Ausflug zu wiederholen. Als am 15. März 1909 zwei junge Landsleute, ein Student der Philosophie und sein Vetter, ein junger Bankier, die ich auf der Fahrt von Korfu nach Patras kennen gelernt, mich in Athen besuchten, verabredete ich mit ihnen, am folgenden Tag gemeinschaftlich den Ausflug nach Kap Sunion zu machen. Allerdings hatte mir der Gesandte des Deutschen Reiches einige Tage zuvor mitgeteilt, daß er im Automobil die Fahrt bis zum Kap anstandslos und natürlich in weit kürzerer Zeit, als mit der Eisenbahn und dem anschließenden Fuhrwerk, zurückgelegt hatte; aber die zwei mietsweise zu erlangenden Automobile des heutigen Athen sind für solche Ausnahme-Fahrten nicht zu haben, wenn man sie nicht lange vorher bestellt. Deshalb machten wir die Fahrt so, wie ich sie das erstemal gemacht, nur mit dem kleinen Unterschied, daß von der Abgangsstelle der Eisenbahn der Wagen jetzt telephonisch bestellt werden konnte. (Der Preis desselben betrug für uns drei nur fünfzehn Drachmen, was wir sehr mäßig fanden und den Kutscher durch ein gutes Trinkgeld erfreuten.)

Die ganze Fahrt verlief genau so, wie das erste Mal. In der Provinz treten nicht so rasch merkliche Änderungen ein, wie in der Hauptstadt. Nur die Arbeiter-Stadt Laurion schien mir vergrößert und verschönert. Die Häuser für die griechischen Arbeiter sehen recht freundlich aus. Die Werke, soviel davon sichtbar, machen einen mächtigen Eindruck.

Schon die Phöniker und die Urbewohner von Attika hatten in dem laurischen Gebirge Erz gewonnen. Zu Solon's Zeiten waren die Silberbergwerke Staatseigentum und wurden an Bürger verpachtet, die Sklaven zu dem Betrieb verwendeten. Der Ertrag genügte, um die damals bescheidenen Bedürfnisse des Staates zu befriedigen, ja noch einen Überschuß zu verteilen, der bis zu zehn Drachmen im Jahre für jeden Bürger ausmachte.

Der große Staatsmann Themistokles setzte es 489/8 v. Chr. durch, daß diese Verteilung des Überschusses abgeschafft und dafür eine Flotte von 200 Dreirudrern gebaut wurde, mit denen

er die persische Flotte besiegte. In seiner Tragödie „Die Perser", welche 473 v. Chr. zur Aufführung gelangte, läßt Äschylos der nach Athens Reichtümern fragenden Atossa, der Mutter des Xerxes, durch einen persischen Großen erwidern: „Silber quillt in ihren Bergen, Erdenschoßes reicher Schatz." Aber schon am Ende des Jahrhunderts, mit dem Niedergang Athens, war der Betrieb lässiger und verfiel in der makedonischen Zeit, zumal neben der Silber- auch die Gold-Währung eingeführt wurde. Der Geograph Strabon, zur Zeit des Kaisers Augustus, berichtet (IX, 1) das Folgende: „Die Silbergruben in Attika waren ursprünglich recht bedeutend, jetzt sind sie erschöpft. Als die Gruben schlechter rentierten, pflegten die Arbeiter den alten Ausschuß des Erzes und die Schlacken noch einmal zu schmelzen und fanden noch darin reines Silber. Denn die Alten haben sich nicht so gut auf das Ausschmelzen verstanden." Fast zweihundert Jahre später sagt Pausanias (I, 1) kurz und bündig: „Laurion, wo einstmals die Athener Silberbergwerke gehabt hatten."

Die Worte Strabons haben merkwürdigerweise für unsre Zeit eine neue und große Bedeutung gewonnen.

Denn, als in dem wiedererstandenen griechischen Staat frisches Leben auch aus dem Gestein entsproß, als man seit 1860 die alten Schlackenfelder von neuem auszubeuten begonnen, entbrannte 1869 zwischen der griechischen Regierung und der französischen Gesellschaft der große Laurion-Prozeß, der sich eben um Erzhalden und Schlacken drehte und endlich 1873 dadurch beigelegt wurde, daß die Gesellschaft das von ihr bearbeitete Terrain für $11^1/_2$ Millionen Franken an die griechische Regierung abtrat. Danach wurden neue Gesellschaften gebildet; mächtige Lager von silberhaltigen Blei-Erzen, Galmei und Eisenstein erschlossen. Die Bergwerke liefern wieder reiche Erträge. Aber, wie glücklich wäre das heutige Griechenland, wenn dieselben wiederum die ganzen Staatsbedürfnisse befriedigten! Auf die Verteilung von zehn Drachmen an jeden Bürger würde sie schon gern verzichten.

In Laurion war der Wagen zur Stelle, wiederum der einzige. Der Kutscher fuhr uns gut, wir unterhielten uns lebhaft, ließen am Ende der Fahrt uns das mitgebrachte Frühstück munden

und bestiegen den 60 m hohen Kap-Hügel. Die Ruinen des dorischen Tempels waren unverändert. Aber ich mußte sie mit andren Augen ansehen. Denn acht Jahre nach meinem ersten Besuch hat man durch einen Inschriftenfund festgestellt, daß der Tempel dem Gott des Meeres Poseidon geweiht war.

Die Aussicht ist bei dem schönen Wetter wieder ganz unvergleichlich schön. „In ganz Attika, wenn wir Athen selbst und Marathon ausnehmen, ist keine Landschaft anziehender, als das Kap Kolonnäs," meint Lord Byron in einer Anmerkung zum Childe Harold. Diesen Satz lese ich im Baedeker. Da fällt mein Blick auf eine der Säulen, der ziemlich viele Namen von Besuchern eingeritzt und selbst tief eingegraben sind; und grade in mittlerer, bequemer Höhe lese ich die fünf Buchstaben Byron, so zierlich eingemeißelt, anscheinend so neu, daß ich mir die Meinung bildete, ein Schalk habe hier eine Fälschung vorgenommen. Herr Dörpfeld, den ich befragte, sprach allerdings die Überzeugung aus, daß die Inschrift echt sei.

Byron hat das „Kap Kolonna" zweimal besucht. Das zweitemal konnte er sich nur mit Mühe vor mainotischen Seeräubern retten, die sich in den Höhlen unten verborgen hatten.[1]

Neu war für mich auch der Tempel-Wächter, der sich bald einfand und uns auf einer etwas tiefer gelegenen Berg-Ebene die Grundmauern des merkwürdigen Athena-Tempels wies, der ja schon von Vitruv (101, 22) erwähnt wird und die Veranlassung zu der früheren, irrigen Deutung des auf der Höhe befindlichen Heiligtums gegeben.

Er zeigt uns auch in einer kleinen und ziemlich dunklen Hütte daneben zwei $3^1/_2$ m große archaische Jünglings-Statuen, die nach dem Perser-Einfall vergraben und erst 1906 wieder ausgegraben worden sind. Da die Fortschaffung der mächtigen Bildwerke sehr schwierig und kostspielig wäre, hat man sie vorläufig an Ort und Stelle gelassen. Der Wächter schläft mit den beiden Marmor-Leichen unter einem Dach. Diese griechischen Unterbeamten sind wirklich recht anspruchslos. Für die freund-

[1] The poetical Works of Lord Byron. London and Leipzig (B. Tauchnitz), 1860, p. 26.

lichen Worte, die ich mit ihm wechsle, und das kleine Trinkgeld dankt er mit einem hübschen Blumenstrauß.

Schließlich untersuchen wir noch die Spuren der alten Befestigung und betrachten von oben den alten Hafen, der den Athenern, besonders seit der Besetzung von Dekeleia durch die Spartaner (413 v. Chr.), für ihre von Euböa kommenden Getreideschiffe von größter Wichtigkeit gewesen.

Die Rückfahrt geht ja gewöhnlich, wenn das Gelände nicht ansteigt, rascher von Statten, als die Hinfahrt. Die klugen Pferde, die (nach byzantinischem Vorgang) von den heutigen Griechen, sehr mit Unrecht, als aloga, d. h. unvernünftige Wesen, bezeichnet werden, merken ganz gut, daß sie dem Stall zueilen.

So hatten wir an der Haltestelle der Bahn noch genügend Zeit, das Volksleben zu beobachten, Kindern Süßigkeiten zu kaufen und unsre eignen, noch frischen Wahrnehmungen des Tages in Kurzschrift dem Tagebuch einzuverleiben, was ja immer vorteilhaft und selbst bei dem besten Gedächtnis für den heutigen Reisenden fast unentbehrlich ist, da er, von dem Wirbel der allgemeinen Hast mitgerissen, in kurzer Zeit möglichst viel zu sehen veranlaßt wird.

Der Zug bringt uns gegen Abend noch rechtzeitig nach Athen zurück.

IV

Ägina und Salamis

Ὦ κλεινὰ Σαλαμίς.
O, ruhmreiches Salamis.
Sophokles, Aias, V. 596.

Während Baedeker in seiner ersten Auflage von dem Besuche der Insel Ägina eigentlich abriet, da man von der an ihrer Westseite gelegenen, gleichnamigen Stadt bis zum Tempel und zurück sechs Stunden zu reiten hat und für die Nacht nur ein höchst dürftiges Zimmer vorfindet; war doch schon während meiner zweiten Reise die Fahrt einfacher und bequemer geworden, da gelegentlich, bei genügender Beteiligung, ein kleiner Sonder-Dampfer nach der an der Oststeite der Insel gelegenen Marina fuhr, nicht weit von der berühmten Tempel-Ruine, sodaß man bequem des Nachmittags wieder in Athen sein konnte. (Fahrpreis 20 Franken.)

Diesen Ausflug machte ich am 8. April 1890. Leider war der Tag regnerisch. Die ganze übrige, englisch redende Reisegesellschaft blieb deshalb am Landungsplatz zurück und machte sich an das mitgenommene Frühstück. Ich allein mietete mir einen Hirtenjungen und stieg empor zu den einsamen Ruinen des Tempels, der dem von Sunion ähnlich, nur älter und weniger gefällig ist.

Als ich 1909 nach Athen kam, waren diese Ausflüge nach Ägina und Salamis auf Sonder-Dampfern (für den Preis von 15 bis 25 Franken) ganz eingeführt und wurden wöchentlich ein- bis zweimal, teils von dem Reisebureau der Hamburger Paketfahrtgesellschaft, teils von Cook veranstaltet. Ich wandte mich natürlich an das erstere und hatte das Vergnügen, am Sonntag,

den 14. März, eine hauptsächlich deutsche Gesellschaft anzutreffen, auch meine zwei jungen Reisegefährten von der Fahrt Korfu-Patras, und ferner die Bekanntschaft eines in den Altertumswissenschaften sehr erfahrenen Gymnasial-Lehrers aus meiner eignen Vaterstadt zu machen. Natürlich waren auch einige englisch redende Reisende auf dem Dampfer; ferner die ganze fröhliche Jugend der französischen archäologischen Schule.[1]

Wir fahren bei herrlichstem Wetter durch den Saronischen Meerbusen, der ja auch den Namen des Äginetischen führt, unmittelbar nach der Marina, — was seltsamerweise auch in der neuesten, fünften Auflage von Baedeker aus dem Jahre 1908 noch nicht angegeben ist, — finden hier Reit-Tiere und klimmen empor zu dem nahen Tempel.

Natürlich könnte man die nicht zu lange Strecke des wenigstens für Griechenland leidlichen Weges auch wohl zu Fuß gehen, wie ich es ja selber das erstemal getan. Ich nehme mir aber diesmal einen Gaul, um nach 19 Jahren wieder das Reiten auf dem griechischen Sattel zu üben, das ich doch bei dem geplanten Ausflug in das Innere nicht entbehren kann. „Alogu episagma, anthropu basana“, d. h. „Des Pferdes Sattelpack, des Menschen Plack“, — dies hatte ich schon auf meiner ersten Reise nach Hellas mir ins Merkbuch geschrieben.

Aber es ging ganz gut, zumal Theano, die zwölfjährige Tochter des Pferdebesitzers, die mir zu Fuß Knappendienste leistete, an den schwierigen Stellen dem Gaul — gut zuredete. (Als ich ihr bei der Rückkehr nach der Marina 1 Franken als Trinkgeld verehrte, wurde sie von den uns neugierig umringenden Landleuten förmlich beglückwünscht. Sie war allerdings die Einzige. Meine Reisegefährten waren zu ärgerlich, neben dem Fahrpreis noch einen nicht erwarteten Reitpreis von 2 Franken für das Pferd zahlen zu müssen, um an Trinkgelder zu denken.)

Als wir oben angelangt, folgten wir dem Rat des Beauftragten der Reisegesellschaft, sogleich einige von den spärlichen Bäumen beschattete Trümmersteine als Tische und Sitze zu benutzen, um das mitgenommene Frühstück zu verzehren. Denn

---

[1] Mir fällt es nicht bei, Hrn. Gaston Deschamps nachzuahmen, nach der Weise: „Schlägst du meine Schule, schlag' ich deine.“

der von Cook ausgerüstete Dampfer mit einer großen Partie von Engländern und von Amerikanern hatte schon Anker geworfen, als wir auf dem Lande noch nicht weit von der Küste entfernt waren. Sie kamen auch bald nach uns an und waren einigermaßen erstaunt, einmal nicht die Vorhand zu haben. Doch herrschte gute Verträglichkeit.

Uns Deutschen ist ja der Tempel von Ägina ziemlich geläufig. Die 1811, also vor der Begründung des neuen griechischen Staates mit seinen strengen Gesetzen gegen die Ausfuhr von antiken Bildwerken, von zwei englischen Architekten ausgegrabenen, für 800 Mark von der Stadt Ägina erworbenen Statuen der Giebelgruppen wurden 1812 in der auf der Insel Zante vorgenommenen Versteigerung für 120000 Mark von dem Kronprinzen Ludwig von Bayern erworben, von Thorwaldsen ergänzt, in der neuerrichteten Glyptothek zu München aufgestellt und so uns bequem zugänglich gemacht.

Sie sind die ersten Proben dorischer Kunst aus der Zeit von 475 v. Chr., d. h. vor Pheidias, stellen die Kämpfe der griechischen Helden vor Troja unter dem Schutz der Athene dar, offenbar zur Verherrlichung des Seesiegs bei Salamis, zeigen gegenüber der archaischen Kunst ein liebevolles Naturbeobachten, lassen aber noch jede Lebendigkeit in der Körperbewegung und jeden Ausdruck der Seelenstimmung im Antlitz vermissen.

Als die Bildsäulen gefunden wurden, glaubte man, auf Grund einer gefälschten Inschrift, daß der Tempel dem Zeus Panhellenios geweiht gewesen. Als ich zum erstenmal in Ägina weilte (1890), war er zum Heiligtum der Athene geworden und wurde als solcher in den gelehrtesten Darstellungen beschrieben.[1] Bei meinem zweiten Besuch mußten wir ihn, auf Grund der Untersuchungen von Furtwängler, aus dem Jahre 1902, für einen Tempel der Aphäa, einer der Artemis nahestehenden Gottheit, halten, wenngleich Adolf Michaelis noch Zweifel hegt.

Wie in jeder Wissenschaft, so auch in der Archäologie, gibt es kein Beharren, keinen Abschluß, sondern einen steten Fortschritt in der Arbeit und in den Ergebnissen.

[1] Hirschfeld, in Pauly-Wissowa, 1894, I, 965.

Noch 20 Säulen von dem dorischen Tempel, zum Teil mit dem Gebälk, ähnlich denen zu Sunion, aber gedrungener, stehen aufrecht und fesseln die Betrachtung für lange Zeit, bis der Blick sich auch der wunderbaren Aussicht auf den Äginetischen Meerbusen und auf Attika bis zum Kap Sunion hingibt.

Aber ebenso leicht blickten vor mehr als 2500 Jahren die Athener herüber zu dem ragenden Gipfel des dorischen Ägina und fanden, daß es ein Dorn in ihrem Auge sei. Ägina's Großhandel, sein Gewerbefleiß, vor allem aber seine Flotte, die auch an der Schlacht bei Salamis ruhmvoll teilgenommen, erregten die Eifersucht der Athener, — so stark, daß sie 456 die Insel eroberten, 431 sogar die Einwohner vertrieben und das Land an attische Bürger verteilten.

Wie beengt war doch die Klein-Staaterei des alten Hellas! Selbst mit den damaligen Ruderschiffern konnte man in wenigen Stunden vom Peiräeus nach Ägina gelangen.

In seiner Blütezeit soll Ägina eine halbe Million Einwohner gehabt haben, darunter 470000 Sklaven. Was Ägina wog, das hatte Gewicht; was Ägina münzte (mit der Schildkröte), das hatte Gültigkeit. Seine Handelsfaktoreien lagen in Italien, auf Kreta, in Ägypten, am Schwarzen Meer. Hochberühmt waren seine Tongefäße, Erzbilder, Salben.

Heutzutage nährt dieselbe Insel nur 8000 Menschen; lediglich die Schwammfischerei ist von einiger Bedeutung. Groß sind auch hier nur die Erinnerungen.

Auf der Rückfahrt mit dem Dampfer wird uns noch eine Überraschung zuteil, der Blick auf die herrliche Bucht von Ambelaki an der Ostseite der Insel Salamis, wo die griechischen Schiffe in der Nacht vor der ewig denkwürdigen Seeschlacht, in welcher sie die persische Flotte vernichteten, vor Anker gelegen haben.

So oft ich auch im Vorbeifahren Salamis gesehen, nämlich die rauhe West- und Süd-Seite, ferner von Eleusis aus die Nordseite; ich hatte keine Ahnung von der geräumigen und lieblichen Bucht an der Ostseite, die so außerordentlich günstig war für die Entfaltung der griechischen Flotte.

Sowie das erste Staunen des Schauens vorüber, griff fast jeder Reisende nach dem Baedeker, der die Beschreibung der

Seeschlacht aus den Persern des Äschylos enthält. Dieser, zugleich ein Sänger und ein Held, hat ja selber in der Seeschlacht tapfer mitgekämpft und sein gewaltiges Werk, eines der wenigen, wo glühende Vaterlandsliebe mit höchster Dichtkunst stimmungsvoll geeint ist, 8 Jahre nach der Schlacht, im März 472 v. Chr., auf die Bühne gebracht.

Wie schrecklich, diesem alten Kunstwerk gegenüber ist das neue Bild der Seeschlacht bei Salamis, das ich in zahlreichen Schaufenstern Athens und der Provinzialstädte gesehen, als Seitenstück zu einer bildlichen Darstellung der „niedlichen" Flotte des neuen Hellas! Für die Flotte und gleichzeitig für die Ausgrabungen ist eine Lotterie im Gange, deren Lose (lacheia) in jedem Café von Knaben zum Kauf angeboten werden. Das ist ein hoher Zweck, aber ein unzureichendes Mittel.

Salamis, das seinen Namen phönikischen Ansiedlern verdankt (schalâm = Friede), erscheint bei Homer als Reich des Aias, des Telamoniers. (Telamon, Sohn des Aiakos von Ägina, war nach Ermordung seines Halbbruders Phokos hierher geflüchtet und hatte die Herrschaft erlangt.)

So begrüßen auch den Aias, in des Sophokles gleichnamigem Trauerspiel, seine Mannen mit den Worten:

„Telamonischer Sohn, der du Salamis Sitz, des umfluteten, meernachbarlichen hast." ...

Aber die so sehr nachbarliche Insel konnten die Athener nicht unabhängig und auch nicht in den Händen der dorischen Megarer, die sich ihrer bemächtigt, belassen. Auf Solon's Anstiften eroberten sie 598 die Insel und haben sie auch behauptet.

Den heutigen Griechen gereicht es gewiß zu hoher Befriedigung, daß ihr Flotten-Arsenal (Naustathmos) heutzutage in der nordöstlichsten Bucht der ruhmreichen Insel sich befindet.

V

Marathon

Τῆς γὰρ πόλεως ἄξια πράττεις καὶ
τοῦ Μαραθῶνι τροπαίου.

„Jetzt wieder erscheinest du unsrer Stadt,
der Trophäen von Marathon würdig.“
Aristophanes, Ritter, 1334.

Im Jahre 1870 war nahe dem alten Schlachtfeld von Marathon eine Gesellschaft reisender Engländer von albanesischen Hirten abgefangen worden. Seitdem war in 20 Jahren ähnliches in Griechenland nicht wieder vorgekommen. So konnte ich es wagen, meiner Frau Marathon zu zeigen, zumal sie selber stets frei von Furcht war, und ferner unser alter Leibkutscher, der uns schon öfters bedient, die Fahrt übernommen, für den üblichen Preis von 60 Drachmen. (Es sind zweimal 38 Kilometer.)

Pünktlich um $6^{1}/_{2}$ Uhr früh fahren wir ab, mit Speis' und Trank für den Tag wohl ausgerüstet.

Der Weg geht erst durch das Ilissos-Tal, verläßt in der Einsenkung, die zwischen Pentelikon und Hymettos die nördliche attische Ebene mit der südlichen (Mesogia) verbindet, die große Straße nach Laurion, um durch das Dorf Charvati zu passieren, hierauf den Pentelikon erst im Süden, dann im Osten zu umkreisen, bis die marathonische Ebene, an der Nordost-Ecke der attischen Halbinsel, von Süden her erreicht wird.

Bis Charvati geht es durch freundliche Felder und Ölbaumpflanzungen. Dann kommt Pikermi, wo der Pferde-Wechsel stattfindet: murmelnder Bach und rankender Efeu schmücken den Ort. Hierauf empfängt uns ein romantischer Fichtenwald und völlige Einsamkeit. Aber bald erblicken wir die Insel Euböa mit ihren ragenden, schneebedeckten Felsgipfeln und

zwischen der Insel und dem Festlande das spiegelglatte, blaue Meer. Vor einem Bauernhaus nehmen wir unser Frühstück und lernen den Unterschied kennen zwischen dem guten Hund, der sich von uns füttern läßt, und dem bösen, der, als wir uns dem Gehöft genähert hatten, uns wütend anbellte und die Zähne wies und auch nur durch wohlgezielte Steinwürfe zu verjagen war, wie zu den Zeiten des Homer und des Theokrit.[1]

Hierauf besteigen wir den 10 m hohen Hügel (Soros), der für das Grab der 490 v. Chr. in der siegreichen Schlacht gefallenen 192 Athener gilt, und erblicken die Schlucht, aus der, unter Anführung des Miltiades, die Athener hervorgebrochen sind und, wie 40 Jahre später der alte Herodot, in allerdings mangelhafter Schlacht-Beschreibung, uns erzählt, in vollem Laufen die Barbaren angegriffen, geworfen und in die Sümpfe getrieben, ja sogar sieben Schiffe erobert haben, während mit den übrigen die Perser glücklich in See stachen.

Mit Recht waren die Athener stolz auf ihren Sieg. Zum erstenmal hatten hellenische Männer die Perser im offenen Kampf besiegt. Aristophanes, der nicht bloß der Liebling der Grazien, sondern auch ein großer Patriot gewesen, hat (424 v. Chr.) in der bitteren Not des Peloponesischen Krieges, den Marathon-Sieger als den echten Vertreter des athenischen Volkes auf die Bühne gebracht.

Für uns moderne Menschen und Kinder einer weit jüngeren Kultur — denn wie sah es vor $2^1/_2$ Jahrtausenden zwischen Elbe und Oder aus? — ist es ein eigentümlich erhebendes Gefühl, auf diesem altklassischen Boden zu stehen, an die Meeresküste zu gehen, wo der Bruder des Äschylos ein feindliches Schiff schon bei der Krümmung des Spiegels erfaßt hatte, als ihm mit dem Beil die Hand abgehauen wurde: wenngleich die kritische Betrachtung uns klar macht, daß weder die Kriegskunst der Athener sehr groß noch die Schlacht als solche sehr bedeutend gewesen.

In schönstem Wetter vollendeten wir die Rückfahrt, bestiegen noch den Lykabettos und erfreuten uns des Sonnen-Untergangs in Attika mit den herrlichen, wechselnden Farben.

---

[1] Odyss. XIV, z. B. und Theokr. XXV, 73.

Als ich 1909 zum letztenmal in Athen war, hatte der Fortschritt auch auf den Ausflug nach Marathon sich erstreckt. In meinem Hotel Grande Bretagne war ein Anschlag, daß man ein Automobil (für 110 Franken) zu diesem Ausflug mieten könne. Ich fand jedoch nicht die drei Teilnehmer zu der Fahrt.

Aber am Sonntag den 28. März bot uns ein athenischer Augenarzt, ein Schüler meines Reisegefährten und ehemaliger Hörer von mir selber, das Automobil seines Oheims an, das uns nachmittags in einer guten Stunde nach Marathon brachte. Es hatte ja einen eignen Reiz, die attische Landschaft so rasch zu durchfliegen und die wechselnden Bilder in so schneller Folge dem staunenden Auge vorzuführen. Die Menschenleere des Landes tritt auf einer solchen Fahrt dem Reisenden fast greifbar entgegen.

Aber die erste Fahrt war schöner gewesen, aus mehreren Gründen. Auf dem Soros, der jetzt durch Ausgrabungen sicher als Totenhügel nachgewiesen worden, trafen wir vier junge Archäologen aus den Vereinigten Staaten, die mit Andacht die alten Erinnerungen feierten und auch ziemlich gut die deutsche Sprache beherrschten.

So habe ich den ruhmreichen Totenhügel zweimal betreten und werde ihn schwerlich wiedersehen. Daß ich ihn überhaupt schauen würde, hatte ich, als ich im Gymnasium den Herodot „kursorisch" las und abends meinem Vater, der für die griechische Literatur die größte Bewunderung hegte, vorübersetzte, wohl innig gewünscht, aber kaum zu hoffen gewagt.

VI

Aulis und Chalkis

Ἔμολον ἀμφὶ παρακτίαν
ψάμαθον Αὐλίδος ἐναλίας.

„Ich kam zu Aulis'
sandigem, meerumwogtem Strand."
Euripides, Iphigenia in Aulis, 163, 164.

Wer heutzutage Athen nicht bloß einen Anstandsbesuch machen will, sondern daselbst sich auf einige Wochen eingerichtet hat, um außer dem, was das Altertum auf dem Akropolis-Hügel und im National-Museum an unschätzbaren Genüssen bietet, was die neue Stadt und die nächste Umgebung in erfreulicher Weise hinzufügt, noch Tages-Ausflüge zu unternehmen, die ihn abends wieder in das trauliche Heim, zur gut besetzten Tafel und zum behaglichen Nachtlager bequem zurückführen, das in den Gasthäusern im Innern des heutigen Griechenlands doch nicht überall zu haben ist; der wird zu seiner großen Freude bemerken, wie weit er den Aktions-Radius mit Hilfe der heutigen Verkehrsmittel, namentlich der Eisenbahn, bereits auszudehnen imstande ist. Griechenland ist doch nur klein. Von Athen nach Euböa, — für die Alten eine Reise, für uns heutzutage ein Ausflug von 83 km, der eine Eisenbahnfahrt von nur drei Stunden erfordert und für Hin- und Rückfahrt 16 Drachmen kostet.

Am 12. März 1909 erhob ich mich sehr früh des Morgens vom Lager. Das erste Frühstück ist bereit, das zweite, gut in einen Korb gepackt, wird in den schon tags zuvor bestellten Wagen gehoben; ich fahre nach dem Bahnhof der Larissa-Eisenbahn. Der Zug nach Norden geht um 7 Uhr früh ab. Der Eisenbahnwagen ist vortrefflich, die erste Klasse nur mäßig besetzt.

Natürlich ist die Bahn nach den Bedürfnissen der Einheimischen, nicht nach den Wünschen der wenigen Ausflügler aus Europa eingerichtet. Der einzige Tageszug, welcher die Hauptstadt mit der ganzen nördlichen Hälfte des Königreiches verbindet, macht eben Halt, wo eine Haltestelle durch ein Bahnhofsgebäude angezeigt ist, dem übrigens nicht immer eine Ortschaft in der Nähe entspricht. Das bedingt eine mittlere Fahrgeschwindigkeit von 28 km in der Stunde. Das gewährleistet aber auch dem Reisenden die Gelegenheit zur Beobachtung von reizvollen Volks-Szenen aller Art.

Wir fahren also nordwärts durch die eine der drei allein fruchtbaren Ebenen von Attika, welche als Pedias, d. h. Ebene, bezeichnet wurde, vom Kephissos der Länge nach durchflossen und rings von Gebirgen umgeben wird, östlich vom Hymettus, westlich vom Parnes mit seinen Ausläufern, nördlich vom Pentelikon, dessen weiße Marmorsteinbrüche weithin schimmern.

Lebhafter Verkehr herrscht auf der Haltestelle Acharnä-Menidi (10 km von Athen). Die Kohlenbrenner von Acharnä bildeten ja den Chor in der gleichnamigen Komödie des Aristophanes, der auch mich so entzückt hat, daß ich, um auch andren Liebhabern den Genuß seiner Lektüre zu erleichtern, dazu sogar ein Hilfswörterbüchlein veröffentlicht habe, und der so arg verkannt wird von denen, die ihn nicht verstehen. Noch heute sollen übrigens die Leute hier so hahnebüchen sein, wie in jenen alten Zeiten.

Wir nähern uns den Vorbergen, die mit Eichen und Pinien bedeckt sind, und kommen nach der Haltestelle von Tatóï. In dieser Gegend lag einst der Ort Dekeleia, den auf Rat des von seinem Volk verstoßenen Alkibiades die Spartaner 413 v. Chr. besetzten, von hier die attische Ebene verwüsteten, die Landzufuhr des Getreides von Euböa abschnitten und endlich im Jahre 404 gegen Athen, das Lysandros von der Seeseite her blockierte, vordrangen und durch Aushungern zur Übergabe zwangen.

Es ist eigenartig, wie fest die Sympathien der Jugend in unsrem Gemüte haften. Wie vor 50 Jahren grolle ich noch heute dem Alkibiades und hasse die Spartaner.

Wir fahren durch Tunnels und am Abhang des Gebirges

hin und gelangen nach dem von schroffen Felshängen überragten Ort Kako-Salesi, überschreiten den Fluß Asopus (jetzt Vurieni) und sind im Gebiet des alten Böotien.

Es ist sehr angenehm, daß die Einteilung des neuen Griechenlands in Provinzen (Nomen), namentlich seit dem Gesetz vom 6. Juli 1899, die alten Einheiten und die alten Namen nach Möglichkeit wieder eingeführt hat.

Dicht bei der Bahn-Linie liegen die Ruinen des alten Tanagra, das zum böotischen Bunde gehörte. Hier lebte die Dichterin Korinna, die, ebenso durch Schönheit wie durch Witz ausgezeichnet, mit Pindar um den Kranz gestritten haben soll. Hier entstanden jene entzückenden Tonfiguren, die seit den Ausgrabungen von 1874 in allen Museen Europa's Zeugnis von dem feinen Geschmack und dem Kunstsinn der Tanagräer ablegen und unsren Ernst von Wildenbruch 1880 zu seiner Künstler-Novelle „Der Meister von Tanagra" begeisterten, in der allerdings, nach meinem Empfinden, nur wenig griechisches Blut kreist. Hier wagten 455 v. Chr. die Athener zum erstenmal den Spartanern in offener Feldschlacht entgegenzutreten, wurden aber besiegt durch die Verräterei der thessalischen Verbündeten. Im folgenden Jahr haben die Athener Tanagra erobert und noch vor dem Peloponesischen Krieg seine Mauern zerstört. Doch wurden diese wieder aufgebaut. Die Stadt blühte noch zur Zeit des Strabon, ja noch des Hierokles, der im 6. Jahrhundert n. Chr. einen „Reisegefährten" (Synekdemos) verfaßt hat.

Bei Schimatari (61 km) muß ich umsteigen, in die Zweigbahn nach Chalkis, welche sich nördlich zu der Ebene am Euripos, der Meerenge zwischen der Insel Euböa und dem böotischen Festland, hinwendet und bei der Bucht von Aulis entlang fährt. Da erscheint der ins Meer vorspringende Felsrücken, der die alte Stadt Aulis getragen haben soll, und bildet zwei Buchten, eine nördliche kleinere, die schon Strabon nur für 50 Schiffe ausreichend gefunden, und eine größere südliche, von den Alten als Tief-Hafen (bathys limen) bezeichnet und als Sammelpunkt der griechischen, nach Troja bestimmten Flotte angesehen. Sanft steigt am Meeres-Ufer das grüne Gelände amphitheatralisch in die Höhe, sodaß hier die Alten schon ihre nach unsren Begriffen doch nur kleinen Schiffe ans Land ziehen und ein großes Schiffs-

lager herstellen konnten. Daß aber die tausend Schiffe, welche die Ilias (II, 485) aufzählt, hier keinen Platz fanden, braucht nicht erst durch Messungen bewiesen zu werden. Der unsterbliche Gesang ist doch —, wie ein Gelehrterer schon, für andre Zwecke, nachgewiesen, — kein Generalstabs-Werk. Von hier zogen auch die Äoler nach Asien. Hier opferte der Spartaner-König Agesilaus, der sich als neuer Agamemnon fühlte, 399 v. Chr. vor seinem Übergang nach Asien.

Auf dieser Freibühne sollten die neuen Griechen einmal des Euripides Iphigenia in Aulis aufführen, statt modernsten Schund in ihren Stadt-Theatern aufzuwärmen. Wenn auch die bloße Wiederholung der antiken Dramen unser modernes Bedürfnis nicht voll zu befriedigen im Stande ist, so kann sie doch veredelnd auf unsren Geschmack und befruchtend auf verborgene, noch nicht entwickelte Genies einwirken.

Pausanias fand (IX, 19) noch in Aulis den Tempel der Artemis, darin zwei Bildsäulen derselben, aus Marmor, die eine eine Fackel tragend, die andere als Bogenschützin, auch den Holz-Rest des in der Iliade (II, 307, 505) erwähnten Platanen-Baumes; ja, es wurde ihm auch die ebendaselbst erwähnte Quelle und die eherne Schwelle vom Zelt des Agamemnon gezeigt. Wie man daraus ersieht, machten es damals die Fremdenführer genau so, wie heutzutage.

Unterhalb eines 60 m hohen Hügels, der, von den Alten Kanethos genannt, schon 334 v. Chr. befestigt wurde, jetzt Karababa heißt und ein ehemaliges türkisches Fort trägt, diesseits der Brücke, befindet sich der Halteplatz und das Ende der Eisenbahn. Ich übergebe meinen Speisekorb dem Bahnbeamten, der ihn sorgsam aufhebt und, als ich ihn nach einigen Stunden zurückfordere, das freundlich gebotene Trinkgeld mit würdevoller Bewegung zurückweist.

Ich stehe also an dem berühmten Sund, den die Alten Euripos genannt.[1] Seit 411 v. Chr. war er von einer hölzernen

---

[1] G. Curtius leitet das Wort von dem Stamme rip (ῥίψ), lat. scirpus, althochdeutsch sciluf, Binsen, ab. (Etym. Wörterbuch S. 352.) — Der heutige Name für das alte Euböa („das rinderreiche"), Negroponte, ist ja aus Egripo (für Evripo) und ponte, Brücke, zusammengeschweißt.

Brücke überspannt, die 2 Plethren, d. s. 60 m, Länge besaß. Jetzt sieht man hier eine eiserne Drehbrücke, die für den Durchgang von Schiffen geöffnet werden kann; aber, durch Aufschüttung auf der böotischen Seite, weit kürzer ist.

Mit Staunen blicken die fliegenden Händler an dem jenseitigen Ende der Brücke auf den einzigen Fremden, der heute dem Zuge entstiegen ist, den kein Geschäft nach dem jenseitigen Chalkis zieht, da er, statt weiter zu schreiten, mitten auf der Brücke stehen bleibt und den reißenden Strom des grade nordwärts fließenden Meerwassers aufmerksam betrachtet.

Aber zu andren Zeiten fließt das Wasser südwärts. Der Umschlag wurde mit dem Namen palirrhoea (Rückfluß, Ebbe und Flut) schon von den Alten bezeichnet. Strabon (p. 403) nimmt an, daß der Wechsel siebenmal an jedem Tag und Nacht erfolge, was übrigens zu gewissen Zeiten wirklich der Fall ist. Mir erklärte ein Seemann in Chalkis mit großer Bestimmtheit, daß der Umschlag viermal in 24 Stunden eintrete. Wie ich später mich überzeugte, hatte er Recht für die Zeiten der Springflut (Voll- und Neumond), wo in der nördlichen Hälfte des Kanals von Euböa die Fluthöhe bis zu 1 m ansteigt, während in der südlichen Hälfte die Gezeiten fehlen: diese Gezeiten-Ströme müssen viermal in 24 Stunden ihre Richtung ändern; das Wasser strömt dann mit einer Geschwindigkeit bis zu $8^1/_2$ Knoten = 4,3 m in der Sekunde. Dagegen sind in der südlichen Hälfte des Kanals kleinere und häufigere Schwankungen des Wasserspiegels fast beständig vorhanden, die zur Zeit der tauben Fluten unregelmäßigen und sehr häufigen Umschlag erzeugen, weshalb im Altertum schon Euripos die Bedeutung wetterwendisch erhalten hat.

Einen prachtvollen Anblick gewährt von der Brücke aus die Stadt Chalkis, welche jetzt 8600 Einwohner zählt: im Norden die neue Vorstadt mit dem Hafen, in dem etliche griechische Handelsschiffe entladen werden, mit dem Kai, an dessen Vervollständigung Arbeiter eifrig tätig sind, und mit großen, neuen Gasthäusern am Strande; im Süden die alte venetianische Festung

---

[1] Pauly-Wissowa, elfter Halbband, 1907, S. 1283. (Aber die Übersetzung „siebenmal am Tage und ebenso oft des Nachts“ entspricht nicht den Worten Strabon's.)

Kastro, deren zinnengekrönte Mauer (noch vollständig auf Rottmann's Bilde in der neuen Pinakothek) jetzt zum größten Teil schon niedergelegt ist: beide überragt von dem fernen schneebedeckten Gebirge Euböa's, dem Delph (Dirphes), der über 1700 m emporsteigt.

Aber im Innern sieht die Stadt recht traurig aus und hat von dem Glanz des Altertums nichts bewahrt. Denn Chalkis, das seinen Namen von den benachbarten Kupfer- (Chalkos-) Bergwerken führt, ragt in die mykenische Zeit empor, hat vom 8. Jahrhundert ab auf den nördlichen Sporaden und der dreifingrigen Halbinsel von Makedonien sowie in Sizilien und Unteritalien Kolonien begründet und die schweren Kämpfe um die lelantische Ebene mit der ritterlichen Nachbarstadt Eretria um die Mitte des 7. Jahrhunderts glücklich durchgefochten.

Da sie sich 506 an dem Feldzug Sparta's gegen Athen beteiligte, wurden ihr die lelantischen Gefilde abgenommen und an 4000 attische Kolonisten verteilt, und 465 v. Chr. die Chalkidier zu förmlichen Untertanen Athens gemacht. Unter den Makedoniern galt Chalkis für eine der drei Fesseln Griechenlands. Noch unter den byzantinischen Kaisern war es eine bedeutende Stadt. Im Jahre 1209 faßten die Venetianer festen Fuß und eroberten die Insel, die sie Negroponte nannten. 1470 erfolgte die Eroberung seitens der Türken nach fünf furchtbaren Stürmen; 1833 fiel die Insel an das Königreich Griechenland.

Zuerst wende ich mich nördlich längs des Meeres-Ufers und nehme einen Kaffee vor dem ersten „Hotel", das den bezeichnenden Namen Palirrhia führt, angesichts der schönen Aussicht auf die gegenüberliegende Küste von Böotien und auf den ziemlich belebten, kleinen Hafen.

Dann wandere ich über den Hauptplatz der Vorstadt die breite Hauptstraße empor; sie ist nach Aristoteles benannt, der ja tatsächlich den Euripos erwähnt,[1] und der, nach einer spätgriechischen Sage,[2] aus Verzweiflung darüber, daß er das Problem des Euripos nicht lösen konnte, gestorben sein soll.

Es ist Vormittag, die Straße fast leer. Da stürmen schreiende Knaben aus der Tür eines Hauses. Ich rufe ihnen zu: „Wo ist

---

[1] μβ8, 366a, 28, u. a. a. O.

[2] Prokop. bell. Goth. IV, IV, 66. Pauly-Wissowa, IX. HB., S. 1282.

euer Lehrer?" Nach wenigen Minuten ist derselbe zur Stelle. Er schließt mir das Museum auf, von dem ich, nach den Worten eines Altertumsforschers zu Berlin, gar viel erwartet hatte. Es ist aber eine Enttäuschung. Ich finde nur ein paar zerbrochene Statuen ohne Kunstwert, ein paar Inschriften und den geflügelten Löwen der Venetianer.

Nunmehr gehe ich in die Altstadt, das Kastro, zunächst nahe dem Meeres-Ufer, durch ein Gewirr von Gassen, zu der venetianischen Hauptkirche und den eigentlichen Festungs-Werken, die früher gewiß recht stark gewesen sind und durch einen breiten, aus dem Felsen gehauenen Graben ganz in eine Insel verwandelt werden konnten. Jetzt ist dort eine Kaserne und ein Gefängnis.

Ich frage die Schildwache, ob ich zu dem Hauptturm emporsteigen darf; er bejaht es. Ich finde oben spielende Knaben, denen natürlich die wunderschöne Aussicht ganz gleichgültig ist.

Von hier kehre ich über den nördlichen Teil der Altstadt zurück, komme erst zu einigen stilleren, gartenumgebenen Häusern, wo ein Mann mich kopfschüttelnd fragt, was ich denn hier suche; dann zum Bazar und dem weitem, sandigen Hauptplatz. Zu einer Ausfahrt, zu der ein Kutscher mich einlädt, kann ich mich nicht entschließen. Die lelantischen Gefilde locken mich nicht. Ich kehre zu meinem Hotel Pallirrhia zurück, schreibe die heutzutage nun einmal unvermeidlichen Ansichts-Postkarten (deltaria epistolika), genieße die Aussicht, gehe zur Haltestelle der Bahn, nehme mein sogenanntes Frühstück ein und fahre mit dem Nachmittags-Zug nach Athen zurück.

So war ich auf Euböa gewesen, was ich ein Jahr zuvor für unmöglich gehalten hätte.

VII

Korinth

Οὐ παντὸς ἀνδρὸς ἐς Κόρινθόν ἐσθ᾽ ὁ πλοῦς.

Nicht jedem Mann glückt die Seefahrt nach Korinth.

Bei Strabon, VIII, 20.

Entzückend, aber gefährlich, wenigstens für den Geldbeutel, war das alte Korinth. Heutzutage gibt es keine Gefahren mehr, höchstens eingebildete. So glaubte ein deutscher Professor, der, des Neu-Griechischen unkundig, 1890 sich uns für die Fahrt nach Akrokorinth angeschlossen, daß der Kutscher uns verschleppe und Räubern ausliefern würde, da er von der graden, nach dem hoch ragenden Burgberg hin führenden Straße seitlich abbog. Aber eine kurze Befragung des Kutschers, die ich vornahm, belehrte uns, daß der Biedermann die gefährlichen Löcher der Straßen vermeiden wollte und darum einen Seitenweg eingeschlagen hatte.

Zweimal habe ich Korinth besucht. Das erstemal 1886. Am 4. April wurde ich im Wagen von Nauplia nach Neu-Korinth gefahren und hatte ein französisches Ehepaar aus Paris mitgenommen, die, sprach- und hilflos, sonst vom Fremden-Hotel zu Nauplia hätten nach Athen zurückkehren müssen.

Im Hotel zur Krone (xenodocheion tu stemmatos), das in der breiten Hauptstraße des Ortes, nahe dem Bahnhof wie dem Hafen, sehr günstig gelegen ist, war ich abgestiegen, auf Grund der Empfehlung des Hrn. Dörpfeld. Es ist ein kleines, niedriges, würfelförmiges Gebäude, enthält zu ebener Erde einen großen Speisesaal, im ersten und einzigen Stock die Fremdenzimmer, in einem Seitenflügel die Wohnung des Wirts und die Bequem-

lichkeiten für die Reisenden. Der Wirt, ein geschäfts- und sprachunkundiger Grieche, wurde gut unterstützt durch den Kellner, einen gewandten Italiener.

Wir aßen und tranken ganz gut und machten nach Tisch noch einen Spaziergang durch die erleuchtete Hauptstraße. Eine kleine Überraschung wurde mir dabei zuteil. Aus einer der Butiken, die mit Vendita di vino u. dgl. überschrieben sind, erscholl deutscher Gesang. Ich trete ein und finde deutsche Schlossergesellen, die über mein Kommen und den Silberfranken, den ich zur Anfeuchtung der Kehlen ihnen spendete, sehr erfreut waren.

Am nächsten Morgen mietete ich einen Wagen für den Ausflug nach Alt-Korinth (um 15 Drachmen). Die Fahrt geht erst in der Nähe des Meeresstrandes durch die schön angebaute Ebene, deren Fruchtbarkeit schon im Altertum berühmt gewesen, und erreicht nach einer Stunde das dürftige Dorf Alt-Korinth, am Fuße des Burgberges.

Von der herrlichen Stadt standen aufrecht nur sieben gedrungene Säulen mit schwerem Gebälk, von einem dorischen Tempel aus porösem Kalkstein, der im 6. Jahrhundert v. Chr. erbaut worden, 1886 noch für einen Tempel der Pallas galt, aber wahrscheinlich dem Apollon geweiht gewesen. (Erst zehn Jahre später hat die Amerikanische Schule hierselbst ihre erfolgreichen Ausgrabungen angestellt und Reste griechischer sowie römischer Bauten freigelegt.)

Ein albanesischer Jüngling, der ein schlechtes Griechisch sprach, war sogleich gewonnen, um unsre Mäntel und Tücher zu tragen und uns den besten Aufstieg nach dem Burgberg zu zeigen. Er war ziemlich faul und sagte nach kurzem Steigen, daß wir doch nicht hinaufkommen würden. Aber diese Redensart habe ich öfters von Führern im Morgenland gehört; sie schreckte mich nicht ab. Ich fand den Aufstieg auf den Gipfel des 575 m hohen Burgberges gar nicht einmal so anstrengend und begreife nicht, warum andre Reisende, die noch dazu das Maultier bis zur ersten Mauer der alten venetianischen Festung zu Hilfe genommen, davon so viel Aufhebens machen.

So träge unser Führer voranschritt, — er war doch ein sehr

guter Geschäftsmann. Auf den Schwellen der Bauernhäuser lagen, zum Verkauf, Trachten griechischer Bäuerinnen aus, Jacken mit grober, aufgenähter Stickerei, Schürzen, Tücher. Am letzten Haus des Dorfes lugte die Bäuerin aus der Türspalte hervor. Ohne den Kopf zu wenden, flüsterte der Führer ihr zu: „Fordere 36 Drachmen, gib mir die Hälfte ab."

Ich hatte es aber ganz gut gehört und verstanden. Die französische Dame, welche beim Anblick dieser Kostüme in helle Begeisterung geraten war und durchaus eines zum Maskenfest für ihre Schwiegertochter erwerben mochte, aber natürlich einen recht billigen Einkauf machen wollte, wie denn die meisten Damen für ihren Putz sparsam zu sein vorgeben, machte Halt, besichtigte und befühlte die Sachen und lockte so die Bäuerin heraus, welche natürlich die „Europäer" nach ihrer Art richtig einzuschätzen glaubte, indem sie dreimal die zehn Finger hob und senkte und zum viertenmal sechs Finger zeigte. Kaltblütig sagte ich ihr: „Zwölf Drachmen, die Hälfte für mich"; und, da ich unerschütterlich blieb, erhielt ich es auch für diesen Preis, der übrigens ein durchaus angemessener war, und habe mir dadurch die größte Hochachtung und Dankbarkeit von seiten der französischen Dame erworben.

Nach einer Stunde Steigens, während deren wir keinen Menschen, außer einem pflügenden Landmann, zu Gesicht bekamen, waren wir an der ersten der drei Umfassungsmauern der mittelalterlichen Burg angelangt, wo wir Halt machten und die auf dem Boden umherliegenden venetianischen Kanonen-Röhren betrachteten. Nicht eine einzige Schildwache ist hier oben, wo die Makedonier die Fessel Griechenlands in starker Hand gehalten, wo Venetianer und Türken schier unüberwindliche Trutzwerke anlegten: das neue, geeinte Griechenland empfindet kein Bedürfnis für Festungen mitten im Lande.

Zwei Knaben aus dem Dorf hatten unaufgefordert sich uns angeschlossen; aber sie blieben nicht unbelohnt, da sie hier Blumen für die Dame pflückten und an schlechteren Stellen ihr die Hand reichten.

Wir klettern empor, durch das zweite und durch das dritte Burgtor, woselbst unsre Dame mit den Knaben zurückbleibt. Der Franzose folgt mir, nach einigem Zaudern, erst auf die

Umfassungsmauer, dann pfadlos den Berg hinan zum höchsten Gipfel, wo man Reste eines türkischen Bet-Hauses und einige Blöcke von dem berühmten alten Heiligtum der Aphrodite bemerkt.

Die kleine Mühe wird reich belohnt. Von hier oben hat man eine wahrhaft geographische Aussicht. Nach Norden zu erklickt man den blauen, spiegelglatten Meerbusen von Korinth, der aber wie ein geschlossener See erscheint, da die westlich von dem schneebedeckten, riesigen Parnaß sich auftürmenden Berge von Ätolien mit den nördlichen Gebirgen der Pelopones sich zusammenzuschließen scheinen. Nach Osten dehnt sich der Saronische Meerbusen mit seinen Inseln aus, bis zur Grenze des attischen Landes, dem Kap Sunion. Im Süden blickt man in freundliche Täler gen Argolis zu, nach Westen auf die hohe schneebedeckte Kette der Gebirge zwischen Achaja und Arkadia. Alles ist vom blauen Himmel überzogen und von der Sonne freundlich bestrahlt.

Nur selten habe ich auf allen meinen Reisen eines so umfassenden und dabei harmonischen Rundbildes mich zu erfreuen gehabt. Dankbar weihte ich der Göttin dieser Höhe eine Libation aus der dicht unterhalb dieses Gipfels befindlichen Quelle Pirene, die bis auf den heutigen Tag ihre Klarheit und Frische bewahrt hat. Im Altertum trug sie dazu bei, die fest ummauerte Burg unüberwindlich zu machen, und, durch eine Leitung, den Bürgern in der Stadt gesundes Trinkwasser zu liefern. Ja man rühmte ihr nach, daß sie die Feinheit des korinthischen Erzes, da dasselbe in ihrem Wasser gehärtet wurde, wesentlich mitbedinge. Die Römer haben dann, da sie so wenige wirkliche Dichter hatten und mit berechtigtem Neid so viele im Volke der von ihnen besiegten Griechen fanden, sowohl der Pirene wie auch der Kastalia-Quelle in Delphi die Kraft, dichterische Begeisterung zu erzeugen, fälschlich zugeschrieben. Das liegt nicht im Wasser und liegt nicht im Wein. Verborgen rauscht der Quell der Dichtkunst im Busen des geborenen Dichters.

Nach dem Abstieg mundete mir ein Glas des geharzten Weines ganz vortrefflich. Schnell brachte uns der Kutscher nach Korinth zurück.

Meine Reisegefährten fuhren noch an demselben Tag mit

der Eisenbahn nach Athen zurück. Ich begleitete sie bis nach Megara, das noch heute an der alten Stelle sich befindet, obwohl es jetzt nur ein unbedeutendes Städtchen von 6400 Einwohnern ist. Sehr bedeutend war es ja auch im Altertum nicht gewesen, machte aber den Athenern doch genug zu schaffen. Die von ihnen über Megara 432 verhängte Handels-Sperre hat zum Ausbruch des Peloponesischen Krieges wesentlich mit beigetragen. Mir erweckte der Anblick der Stadt, die sich noch heute, wie im Altertum nach den beiden Höhen emporzieht, die Erinnerung an jene ergötzliche Szene aus den Acharnern des Aristophanes, wo der ausgehungerte Megarer dem Athener Dikäopolis, der seinen Separat-Frieden gemacht und seinen Freimarkt eingerichtet hat, in einem Sack zwei Töchterlein als Ferkelchen verkauft.

Hier nahmen wir Abschied voneinander und schüttelten freundschaftlich uns die Hände. Auch wir hatten Separat-Frieden geschlossen und uns gegenseitig bestätigt, daß es unter den sogenannten Landesfeinden angenehme Menschen gibt.

Auf der Rückfahrt nach Korinth betrachtete ich von der hohen Eisenbahnbrücke die schmale, zum Teil noch auf antiken Mauern liegende Landstraße, jetzt schlimmer Abstieg (kake skala) genannt, bei den Alten aber als Skironische Felsen bezeichnet. Hier pflegte der arge Wegelagerer Skiron die Reisenden durch einen Fußtritt ins Meer zu befördern, bis der edle Held Theseus von Athen ihm das alte Sprichwort durch die Tat kundmachte:

„Was du nicht willst, daß man dir tu',
Das füg auch keinem andren zu."

Von Korinth fuhr ich dann noch zu Wagen über den Isthmos nach Kalamaki und zurück. Wer seinen Schiller kennt, zitiert sofort:

Zum Kampfe der Wagen und Gesänge,
Der auf Korinthus' Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibykus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe
Der Lieder süßen Mund Apoll;
So wandert er an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Akrokorinth des Wandrers Blicken
Und in Poseidon's Fichtenhain
Tritt er mit frommen Schaudern ein."

Schon zu der Zeit, als ich diese Verse noch mit Begeisterung zu deklamieren pflegte, störten mich die geographischen Unklarheiten dieser Reise. Auch der „Fichte Kranz" ist eine unsichere Hoffnung des Ibykos; denn zu seiner Zeit bestand der Ehrenpreis in den isthmischen Spielen noch aus einem Kranz von Eppich, an dessen Stelle erst lange nach der Zerstörung Korinths durch die Römer der Fichtenkranz getreten ist. Aber das soll uns die Freude an der schönen Ballade nicht stören, die jeden von uns einmal so tief ergriffen hat.[1]

Fichten sah ich genug auf dem Isthmos, als mich der Wagen von Neu-Korinth nach Kalamaki führte, obwohl die vielen Jahrhunderte, die den Poseidon nicht mehr ehrten, gewiß tüchtig damit aufgeräumt haben mögen. An der höchsten Stelle der Straße erblickt man auf einmal wieder die beiden Meere; aber das korinthische schwindet bald wieder und nur das äginetische bleibt sichtbar.

An dieser höchsten Stelle (80 m über dem Meer) kreuzt die Straße gerade die kürzeste Verbindungslinie zwischen den beiden Meeren, die nur 6 km beträgt. Hier erblicke ich bei einem verlassenen Wachthause deutliche Spuren der uralten Isthmos-Mauer. Nur wenig über die Erde ragen die aus Quadern gefügten Reste hervor. Das Terrain lud ja unmittelbar dazu ein, hier die Pelopones gegen ein von Norden vordringendes Heer abzusperren. Schon zur Zeit des zweiten Perserkrieges wurde hier gegen die unzähligen Heerscharen des Xerxes eine Mauer errichtet. Der römische Kaiser Valerian im 3. Jahrhundert, der oströmische Justinian im 6. Jahrhundert, dann im Mittelalter die

---

[1] Plutarch (von der Schwatzhaftigkeit, c. 14) hat die Sage uns überliefert, ein Epigramm der griechischen Anthologie (Palat. VII, 745) das Anrufen der Kraniche seitens des überwältigten Ibykus hinzugefügt. Beides hat Erasmus (in seinen 1500 gedruckten Adagia, d. s. „geflügelte Worte") vereinigt, aber seltsamerweise die Überführung der Räuber nicht im Theater, sondern im Forum angesetzt. Er gilt für Schiller's Quelle.

Venezianer haben an ihrer Erneuerung gebaut. Wann sie zerstört wurden, konnte ich nicht ermitteln.

Nördlich von der Mauer sehe ich noch einen interessanten Rest aus dem Altertum, die Schleif-Bahn (Diolkos), auf welcher die kleineren Schiffe aus dem äginetischen Meer nach dem korinthischen geschafft wurden. Aristophanes hat sie bereits erwähnt, doch war sie schon einige Jahrhundert vorher angelegt. Strabon hat sie noch in Tätigkeit gesehen: „Die Landenge bei der Schleif-Bahn, auf welcher sie die Schiffe von dem einen Meer ins andre hinüberziehen, hat eine Breite von 40 Stadien."

Südlich von der Mauer stand einst das Heiligtum des Isthmischen Poseidon, „von einem fichtenreichen Hain beschattet", wie derselbe Strabon sagt. Hier wurden die isthmischen Spiele um 586 v. Chr. begründet und alle zwei Jahre gefeiert, unter Verwaltung der Korinther und Vorsitz der Athener. Zu den ritterlichen Wettkämpfen traten später noch musische hinzu. Sieben isthmische Gesänge des Pindaros sind uns erhalten, in denen Sieger im Wagenwettlauf und im Gesamtkampf gepriesen werden.

In dem Stadion dieses Heiligtums ließ Alexandros von Makedonien vor dem Zuge gegen Persien sich zum Heerführer aller Griechen verkündigen.

Erst dicht bei dem neuen Hafen Kalamaki am äginetischen Golf, der ungefähr an der Stelle des alten Schoenos liegt, erblicke ich den modernen Kanal durch den Isthmos. Er scheint beinahe vollendet; aber der Durchstich nach dem schon fertig gestellten und mit Schiffen besetzten Hafen zu fehlt noch. In der breiten und tiefen Schlucht arbeiten Menschen und Maschinen. Mitunter erschüttert ein Sprengschuß die Luft. Die ganze Gegend sieht aus, wie ein Klein-Panama, mit Holzhütten und Kantinen für die Arbeiter, die zum großen Teil Italiener sind. Auch ein Gendarmerie-Wachthaus sehe ich mitten unter diesen Gebäuden; es wird wohl nötig sein. Auf einer hölzernen Brücke, die über den Kanal führt, gewinne ich von oben her den besten Einblick. Achtzig Meter sind übrigens für einen Durchstich eine ganz achtbare Höhe. Aber, ob der Kanal rentieren wird, das war schon 1886, vor seiner Eröffnung, eine ernstliche Frage.

Bereits das Altertum hatte den Durchstich versucht, um die lange und damals sogar gefährliche Fahrt um die Pelopones zu vermeiden: viermal, aber stets vergeblich. Zuerst war es der Makedonier Demetrios, der Städtebezwinger, der sich aber von den Mathematikern durch die Vorstellung abschrecken ließ, daß das westliche Gewässer höher stehe als der Saronische Meerbusen, und somit eine Überflutung der östlichen Küsten zu befürchten sei. (Seltsamerweise kam 1798, als Bonaparte den Suez-Kanal plante, der Ingenieur Lepère auch zu dem falschen Ergebnis, daß das Rote Meer 10 m höher stände als das Mittelländische!)

Sodann hat Julius Cäsar kurz vor seinem Tode den Durchstich des Isthmos erwogen, hierauf Kaligula und endlich Nero, der die Sache ernstlich betreiben ließ, aber durch seinen Tod an der Vollendung gehindert wurde.

Nero's Bohrlöcher, die in der besten Richtungslinie sich befinden, haben sich bis auf die Neuzeit erhalten. Aber das 19. Jahrhundert ist auf diesem Gebiet dem ersten überlegen. Es hat Pulver, Dynamit und Dampf-Maschinen.

Als ich nach Korinth zurückkomme, finde ich es mit Flaggen geschmückt. Man feiert das nationale Verfassungsfest. Der Nomarch in geschmückter Landestracht bestellt ein Festessen für 25 Personen in meinem Hotel. Ich aber fahre auf dem Dampfer Hellas nach Katakolo.

Vier Jahre später fuhr ich, am 30. März 1890, mit meiner Frau von Athen nach Neu-Korinth auf der Eisenbahn, dann im Wagen nach Altkorinth; wir ritten auf Pferden empor zu der Burg.

Am folgenden Tag wiederholten wir die Wagenfahrt über den Isthmos, staunten über das Werk des Durchstichs, noch mehr aber, daß es immer noch nicht fertig geworden.

Abends speisen wir im Kronenhof zu Korinth unter zärtlicher Obhut der ganzen Wirtsfamilie. Wir sind zur Zeit die einzigen Gäste. Herrlicher Mondschein lockte uns auf die leeren Gassen. Die Straßen und die platten Dächer der weißen, einstöckigen Häuser sahen wie schneebedeckt aus. Kein Mensch stört uns in unsren Betrachtungen, Gesprächen, Erinnerungen. Das war so recht die Gelegenheit, das alte Korinth in unsrem Geist wieder aufleben zu lassen.

Alte Sagen erzählen von Sisyphos, dem Gründer von Ephyra (Korinth), seiner Schlauheit und der Strafe, die er wegen des an Zeus begangenen Verrats in der Unterwelt zu erdulden hatte, von Jason und Medea, von Bellerophontes, von des Poseidon und Helios' Streit um das Land und dessen Entscheidung: Poseidon erhielt den Isthmos, Helios die Burghöhe, die er an Aphrodite abtrat.

In geschichtlicher Zeit hieß Korinthos das reiche, da es den Isthmos und die beiden Häfen beherrschte, von denen der eine den Verkehr nach Italien, der andre den nach Asien vermittelt, (denn die Umschiffung des Kap Maleae war gefährlich;) da es Zoll von der Einfuhr in die Pelopones und von der Ausfuhr erhob, auch großen Gewinn aus dem Zusammenströmen des Volkes zu den isthmischen Spielen zog; da der Tempel der Aphrodite mit seinen 1000 Sklavinnen den fremden Schiffseigentümern die gewonnenen Schätze gleich wieder abnahm.

Unten an der nördlichen Steilseite des Burgberges lag die Stadt im Umfang von 40 Stadien oder eigentlich, da der Burgberg mit in die Mauer-Umgrenzung einbezogen war, von 85 Stadien (16 km).

Zur Blüte-Zeit (um 624 v. Chr.) genügten die Gefälle der Häfen und Märkte für das Staatsbedürfnis, wie heutzutage in den Vereinigten Staaten. Die Korinther bauten die ersten Trieren und lieferten die erste Seeschlacht; aber sie vermieteten auch ihre Kriegsschiffe, z. B. an die Athener gegen Ägina. Wäre so etwas heute möglich, so würden ja ungeheure Summen für andre Zwecke frei. Von der frühen Blüte der Stadt zeugen die Kolonien, mit denen sie die Küsten des ionischen Meeres einsäumte.

Auf die alten äolischen Herrscher folgten nach der Wanderung dorische, dann Herrschaft der vornehmen Geschlechter, bis Kypselos 657 v. Chr. sich der Alleinherrschaft bemächtigte. Ihm folgte sein Sohn Periander, der den Beinamen des Weisen wohl nur durch Irrtum erhalten hat; bald herrschten wieder die alten Geschlechter, die es mit Sparta hielten. In makedonischer Zeit war Korinth eine der drei Fesseln Griechenlands. Die Römer unter Mummius zerstörten Korinth 146 v. Chr. ganz und gar, töteten die Männer und verkauften Weiber und Kinder als

Sklaven. Aber gewaltig war doch noch die Zahl der Bildwerke in den Tempeln, als Pausanias um 170 n. Chr. die Stadt besuchte, die Julius Cäsar 49 v. Chr. wieder neu begründet hatte. Übrigens fand Pausanias in dem Tempel auf der Höhe des Burgbergs die Bildsäule der Aphrodite gewaffnet und die des Eros mit dem Bogen.

Die Festung behauptete auch durch das ganze Mittelalter und bis in die Neuzeit hinein ihre Wichtigkeit. Aber der Ort Korinth war ein elendes Dorf, als der neue griechische Staat nach dem Freiheitskriege begründet wurde. Im Jahre 1858 wurde es durch ein Erdbeben fast ganz zerstört. Da wurde das neue Städtchen am Meeres-Ufer geschaffen. Zwar ist es Hauptstadt der Provinz und Sitz des Erzbischofs geworden, aber seine Einwohnerzahl beträgt nur 4800, während die Stadt in der Blütezeit des Altertums an 400000 Sklaven besessen haben soll. Von den alten Künsten der Architektur, Erzbildnerei, Kunsttöpferei, Malerei ist noch nichts wieder aufgeblüht. Das ärmliche Städtchen braucht auch noch keinen Diogenes, um durch sein Beispiel die Bürger zur Einfachheit zu bekehren.

VIII

Die Ionischen Inseln

Am 8. April 1886 fuhr ich von Olympia im Wagen nach der 20 km in westlicher Richtung davon entfernten Stadt Pyrgos, und zwar nach Hotel Olympia, das zweistöckig, mit plattem Dach gebaut, mich angenehm enttäuschte, da der damalige Baedeker sich noch nicht hatte entschließen können, irgend ein Hotel des Städtchens von 8000 Einwohnern lobend zu empfehlen, von einem sogar angegeben hatte, daß es neuer, aber schmutziger sei.

Der Wirt, ein großer, martialisch aussehender Mann, mit kräftigem Schnurrbart und in den besten Jahren, empfängt mich freundlich und gibt mir ein ganz leidliches Zimmer. Auf reine Bettwäsche hatte ich, ihm gegenüber, besondren Wert gelegt. Die genaue Prüfung, die ich selbst vornahm, erweckte in mir den Zweifel, ob der peloponesische Begriff mit meinem eignen sich decke. Ich beschloß unerbittlich zu sein.

Nachdem mein Gastfreund, Herr Avgerinos, der reichste Mann der Pelopones, Arm in Arm mit mir, über den Hauptplatz und die breite Straße von Pyrgos lustgewandelt, nachdem der Konsular-Agent des Deutschen Reiches mich in dem Hotel aufgesucht und ein Glas mit mir getrunken, erhielt ich den Ehrenplatz an der langen Abendtafel des Wirtshauses, an der alle bessergestellten Junggesellen der Stadt, darunter ein Verwandter des Herrn Avgerinos, ferner ein junger Deutscher, Angestellter der Filiale von Fels & Ko., und mit der Korinthen-Ausfuhr betraut, sowie der englische Beamte der Telegraphen-Gesellschaft, im ganzen etwa 24 Herren, Platz nehmen. Als europäisches Wundertier, das reden kann, wurde ich von den Griechen

weidlich ausgefragt. Damals gab es noch wenig Reisende für Olympia.

Die griechische Suppe hatte ich mir schon schmecken lassen. Da wankte die große Petroleum-Lampe, die direkt vor mir stand. Eiligst griff ich nach derselben und hielt sie fest. Meine Tischgenossen beruhigten mich: „Es ist ein wenig Erdbeben" (oligo seismo). Sie waren daran gewöhnt, ebenso wie die Japaner, auf deren Hauptinsel ich 1892 am Tage meiner Ankunft ein kleines Erdbeben erlebte.

Übrigens erfuhr ich noch an demselben Abend von dem englischen Telegraphen-Beamten, daß das Erdbeben doch sehr ausgedehnt, auch auf der Insel Zante zu spüren, aber unschädlich gewesen. Aber am 29. August desselben Jahres 1886 las ich in der Vossischen Zeitung, daß zwei Tage zuvor ein über Süditalien und Griechenland verbreitetes Erdbeben den größten Schaden in Pyrgos angerichtet, woselbst alle Häuser zerstört wurden und 300 Personen das Leben verloren. Auch dieses Hotel Olympia fiel dabei in Trümmern, zum Glück vier Monate nach meinem Aufenthalt; sonst wäre ich wohl nicht dazu gekommen, diesen Reise-Bericht zu verfassen.

Nachdem ich die üblichen Fragen über meine Person zur Zufriedenheit der Anwesenden beantwortet, meine Meinung über Griechenland kundgetan, auch das, was ich von Europas Meinung über Griechenland wußte, bzw. mitteilen wollte, den hartnäckigen Fragern überliefert, nachdem ich mich selber über die wichtigste Angelegenheit der Pelopones unterrichtet, nämlich über den Anbau und die Ausfuhr der Korinthen, die nicht bloß nach England zur Pudding-Bereitung gebracht werden, sondern auch zu Schiff nach Frankreich gehen, um Wein daraus zu machen (damals wütete ja dort die Phylloxera); benutzte ich meine wohlerrungene Stellung in dieser Gesellschaft, um durch einen Gewaltstreich mir eine gute Nachtruhe zu sichern.

Ich ließ den Wirt an die Tafel rufen und erklärte ihm, daß ich mir ganz frische Wäsche für mein Bett geben lassen und persönlich den Austausch überwachen würde. Der baumstarke Mann wurde krebsrot, aber gehorchte. Ohne Hilfe meiner Tischgenossen hätte ich das vielleicht nicht so einfach wagen können. Das war ein Jubel meiner neugewonnenen Freunde. Die Schaff-

nerin, die aber nicht mehr tamia heißt, wie bei Homer, sondern noikokura, schloß das Wäsche-Spind auf, nahm die ganz neue Wäsche (neotata asprorucha) heraus, begab sich unter unsrem Geleit in mein Zimmer, zog die sogenannte neue Wäsche (nea a.) ab und die neueste auf.

Ich verschloß mein Zimmer, zog den Schlüssel ab, wanderte mit einigen unternehmungslustigen Jünglingen vor den Laden eines Kaufmanns, der Wiener Flaschenbier führt; wir klopften ihn heraus und leerten zwei Flaschen. Ich darf nicht bezahlen, werde nach Hause geleitet und schlafe vortrefflich.

(Nicht unerwähnt soll bleiben, daß, als ich vier Jahre später in das nach dem Erdbeben neuerbaute Hotel Olympia wieder einkehrte, trotz aller Vorsichten und der eignen Bettwäsche, die wir mitgebracht, die Nachtruhe nicht ungetrübt war.)

Am folgenden Tage, dem 9. April 1886, fuhr ich von Katakolo, dem Hafen von Pyrgos, auf dem Dampfer Thessalia des Österreichischen Lloyd nach der Insel Zante, die jetzt wieder, wie im Altertum, Zakynthos genannt wird. Das Schiff starrt von Waffen. Es befördert griechische Soldaten aus der Pelopones nach der Insel. Die meisten sind für unsre Begriffe sehr klein.

Nach angenehmer Fahrt von kaum drei Stunden Dauer werfen wir Anker vor der gleichnamigen Hauptstadt der Insel. Ein eifriger, höflicher Mensch brachte mich in seiner Barke ans Land, trug meine Sachen ins Hotel und erklärte, Bezahlung erst bei der Abreise anzunehmen. Pünktlich und geräuschlos beförderte er mich auch am folgenden Tage wieder an Bord und war mit den angebotenen 2 Franken außerordentlich zufrieden.

Ich stieg ab in Albergo Nationale, das von einem Italiener gehalten wird, und bekam ein großes, hübsches Zimmer. Dabei war die Rechnung mäßig. Die Stadt Zakynthos hatte damals 16000 Einwohner, jetzt nur 14000; die ganze Insel damals 45000, jetzt 42500 Einwohner. In weitem Bogen dehnt sich die Stadt an dem sanft ansteigenden Ufer einer Hafenbucht aus, überragt von einem alten venetianischen Kastell, das ich mir nur von unten betrachte. Belebt ist der Kai und der Hauptplatz.

Neugierig werde ich betrachtet, da ich zur Zeit der einzige Mensch bin, der nichts zu tun hat, als die Stadt zu betrachten;

ich werde auch bald, zumal ich mich nicht sträube, in der üblichen Weise ausgefragt. Da ich gelegentlich von dem deutschen Vize-Konsul gesprochen, meldet sich bald ein junger Schreiber desselben und fragt, ob ich etwas wünsche, was ich natürlich verneine.

Ich betrachte das Denkmal des ehemaligen englischen Lord-Oberkommissars, wenn ich nicht irre, des Thomas Maitland, das nicht einmal in dem Reisebuch genannt wird, miete mir einen Wagen nnd fahre erst durch die Stadt nach Norden, wo man einen schönen Blick aufs Meer hat, dann längs des Kai nach Süden bis über die griechische Hauptkirche hinaus. Auf der Platía erscheinen gegen Abend die Damen in großem Putz.

Am nächsten Vormittag (den 10. April) hätte ich ja einen Ausflug nach den schon im Altertum bekannten, von Herodot erwähnten Erdpech-Quellen unternehmen oder wenigstens das Kastell besteigen können. Aber auf der Heimreise ist stets meine Unternehmungslust geringer. Oder hat der Fiore di levante den Reisenden bereits in seinen Bann genommen? Genug, ich ziehe es vor, behaglich umherzuschlendern, erst auf dem Kai, wo die Menschen allmählich sich zur Tätigkeit anschicken, dann in einem großen Café Platz zu nehmen, von wo ich das Exerzieren der Rekruten mit ansehe. Es klappt noch nicht recht. „Ganze Phalanx nach rechts," ruft der Offizier; aber die Phalanx ist uneinig, wie — die Bule in Athen: eine beträchtliche Minderheit biegt nach links um. Ich muß wohl in meinen Mienen zu viel Kritik verraten haben. Man befragt mich über meine militärischen und über meine politischen Ansichten; man bietet mir Kaffee, Limonade, Süßigkeiten an, was ich höflich dankend ablehne. Da ich aber den Luxus mir erlaubte, eine Flasche Wiener Bier zu bestellen, die 2 Drachmen kostete, während die ganze Rechnung in meinem Hotel nur 6 Drachmen 55 Lepta ausmachte; da war es aus mit Ruhe und Behaglichkeit. Alle drei Minuten nahte sich mir ein neuer Bettler männlichen oder weiblichen Geschlechts, sodaß meine mit Kupfermünzen beschwerte Tasche sich rasch erleichterte. Doch, als der Vorrat auf die Neige ging, winkte ich ab, wie ein echter Zakynthier, mit jener stummen Rückwärtsneigung des Kopfes, welche selbst den hartnäckigsten Bettler verscheucht. Sie ist offenbar seit Jahrtausenden eingeführt, ebenso wie die bejahende Vorwärts-

neigung des Kopfes, mit der ja schon in der Ilias (I, 528) der olympische Zeus die Mutter des Achilleus beglückt hat.

Nirgends auf dem griechischen Festlande habe ich so viele Bettler getroffen, wie auf den Ionischen Inseln.

Allmählich kam die Abfahrtszeit heran. Grade, als ich in die Barke einsteigen wollte, sah ich einen ärmlich gekleideten Mann, der eine dicke Star-Brille trug. Ich hob dieselbe empor, betrachtete das Auge und fragte: „Wer hat die Operation gemacht?“ (poios ekame ten encheiresin) — „Ich spreche nicht englisch“ (den omilo anglika), war die prompte Antwort. — „Aber ich spreche ja romaisch und ganz gut“ (ma, ego omilo romaika, poly kala). — „Ja, ich verstehe, der Herr spricht die Sprache des Homeros.“ (nai, katalambaino, o kyrios omilei ten glossan Omeru.)

Für diesen guten Witz erhielt der Bettler 2 Dekare. Er war von meinem Freund Brettauer in Triest operiert, und zwar ganz vortrefflich; aber der Mann war doch nicht zufrieden, da er zum Sehen Brillen braucht!

Das Schiff war mir wohlbekannt, die Elpis (Hoffnung), mit der ich am 4. April aus dem Peiräeus nach Nauplia gefahren und die in den fünf Tagen inzwischen um die Pelopones herumgekommen war. Freudig erneuere ich meine Bekanntschaft mit dem alten Steuermann, der mit Ehrerbietung, wie damals, eine Zigarre von mir in Empfang nimmt. Ich steige wieder auf die Brücke empor, an deren Treppe jetzt eine frische Aufschrift prangt: „Verbotener Aufstieg“ (apagorewetai he anodos); aber mir gestattet der Kapitän (kapitanios, in feinerer Sprache ploiarchos) sofort den Zutritt. Wegen meiner auch bei stürmischer See bewahrten Ruhe, meiner Aufmerksamkeit auf den Kurs, meiner auf Leinwand geklebten großen Karte von Hellas und meines Krimstechers werde ich für eine Wasserratte angesehen.

Das Wetter ist herrlich und folglich das Meer veilchenfarben (ioeides, Odyssee 5, 56, 11, 107; Ilias 11, 298). Bald wird uns die Insel Kefallenia deutlich. Auf hohem, leidlich begrüntem Ufer sind zahlreiche Ortschaften sichtbar. Getreidefelder ziehen sich auf den näheren Hügeln weit empor. Dann kommen die hohen, rauhen Felsen. Die südliche Terrasse der

Insel ist von einem dichten Ölbaum-Wald besetzt, der nördliche Teil weniger fruchtbar.

Wir sind also im Reich des Odysseus. Es ist die alte Same, behaupten die Gelehrten; aber Dörpfeld erklärt, es ist Dulichion. Erst seit 22 Jahren gehört sie zum neuen Hellas. Unser Dampfer fährt hinein in den langen und schmalen Busen von Liwadi und wirft Anker zuerst an seiner Westseite vor dem Städtchen Lixuri. Ein lebhaftes Bild der Klein-Schiffahrt entwickelt sich vor unsren Augen, zwischen der Hafen-Mole und unsrem Schiff. Zunächst kommt eine Barke mit Reisenden; unter ihnen ist ein schon im Hafen seekranker Knabe. Ein größeres Segelboot bringt Ladung, refft die Segel, wird gerudert, schwankt gewaltig während des Ausladens und muß an Seilen kräftig gehalten werden. Der Himmel bewölkt sich, das Meer wird grün. Wir fahren nach Argostoli, das an der Ostseite des Busens gelegen und durch seine Meermühlen berühmt ist.

Ithaka und ferner die Insel Leukas, auf der Dörpfeld die wirkliche Heimat des Odysseus sucht, bekam ich auf dieser Fahrt wegen der einbrechenden Dunkelheit nicht mehr zu Gesicht.

Am Morgen des folgenden Tages (11. April) erwache ich bei der Insel Paxos und sehe vor mir die Südspitze von Korfu und an der albanesischen Küste die Syboten-Inseln, wo 432 v. Chr. die große Seeschlacht zwischen den Kerkyräern und den Korinthiern stattfand, die, da athenische Schiffe zu Gunsten der ersteren eingriffen, unentschieden blieb und den Pelopenesischen Krieg einleitete.

Herrlich ist die Einfahrt in den breiten Kanal, welcher die grüne Insel Korfu von dem gebirgigen, rauhen Festland Albaniens trennt. Zwischen der kleinen Insel Vido, die den Hafen beherrscht und deren Festungswerke deshalb von den Engländern bei ihrem Abzug (1864) gesprengt wurden, und zwischen der Stadt Korfu wirft das Schiff Anker. Links erblickt man den berühmten Doppelhöcker der alten Festung, welche der Stadt und der Insel den Namen gegeben (eis tus koryphus); rechts die dunklen, von einem hellen Gebäude gekrönten Mauerwälle der neuen Festung; dazwischen liegt auf einem dreieckigen Landvorsprung, durch die gegen die Landseite hin aufgetürmten Mauern eingeklemmt, die Stadt Korfu. Schon meldet sich der

Pförtner des feinsten Hotels (St. George) in seiner Barke vor unsrem Schiff. Aber er muß noch warten. Der Nomarch kommt an Bord mit Soldaten. Sie suchen einen Mann, der Silbergeld auf den griechischen Inseln aufgekauft und ausführen wollte. Das muß damals ein schwieriges Geschäft gewesen sein. Denn ich habe nicht einen einzigen griechischen Silberfranken zu Gesicht bekommen. Endlich kamen wir ans Land.

Die Zollabfertigung war kurz. Der Kutscher brachte mich natürlich nicht durch die aussichtsreiche am Meer gelegene Strada sulle Mure, sondern durch die kürzere, winklige Hauptstraße (Strada Nikephoros) in die Höhe. Die steinernen Häuser der alten Festungstadt sind 4—5 Stockwerke hoch, die Straßen sehr eng und, wegen des Sonntags, noch mehr belebt. Das Hotel St. George liegt an der mächtigen Spianata, einem großen, mit Baumreihen bepflanzten Platz zwischen der Stadt und der alten Festung.

Das Hotel war das beste, das ich seit meinem ersten Halteplatz auf der Ausreise, nämlich zu Budapest, am 9. März, gesehen. Allerdings hängen in dem Zimmer wahrhaft drakonische Gesetze; doch habe ich nicht unter ihnen gelitten. Allerdings sind auch die Preise höher. Aber mit Entzücken betrachte ich die beiden großen Waschbecken und die Fülle reinen Wassers. Ich lasse meinem in der Pelopones etwas vernachlässigten Körper die nötige Pflege angedeihen und komme mir vor wie Odysseus, — hier im Lande der Phäaken.

Der Wirt war ein junger Grieche, der, obwohl er sich soeben mit einer schlanken, schönen Dame vermählt, doch bei den kriegerischen Zeitläuften in Uniform steckt; doch, da er auf dem rechten Auge gräßlich nach innen schielt, ist er der Intendantur zugeteilt und kann in Korfu bleiben. Nach dem Baedeker wird das Hotel von den Engländern bevorzugt; aber bei dem ersten Frühstück hörte ich nur wienerisch sprechen. Ich machte bald die Bekanntschaft der liebenswürdigen Reisenden. Die Anstrengungen des Österreichischen Lloyds und die Schrift einer Dame haben bewirkt, daß zur Zeit in Wien der Ausflug nach Korfu auf der Tages-Ordnung steht.

Mit zwei österreichischen Herren unternahm ich am Nachmittag eine Wagenfahrt nach dem Dorf Pelleka, quer durch die

schmale Insel bis zum West-Ufer. Man verläßt die Stadt durch die westliche Porta reale, wo man die verfallene neue Festung und Fort Abraham erblickt, und erreicht bald das Dorf Alipu, zwischen dessen Häusern Zypressen und Aprikosen-Bäume aufragen. Eine angenehme Folge der 50jährigen englischen Oberhoheit ist die Anlage vortrefflicher Fahrwege.

Das Land ist reich angebaut, namentlich mit Ölbaumen und Wein. Aber nur wenige Ortschaften werden sichtbar auf den Höhen. Wir überschreiten den größten Fluß der Insel, der den bezeichnenden Namen Potamo führt, und fahren bergan nach Pelleka.

Bei dem ersten Aussichtspunkt, hoch über dem westlichen Meeres-Ufer, sieht man quer über die ganze Breite der Insel bis zur Ostseite. Bei dem Wirtshause des kleinen Orts machen wir Halt, trinken ein Glas Retsinato, angegafft und öfters angebettelt von den Einwohnern, die im Sonntags-Staat vollzählig auf der Gasse erschienen waren; und steigen empor zu der höchsten Spitze, wo wir einen entzückenden Überblick über die ganze halbkreisförmige Ostküste der Insel genießen, im Norden Monte Salvatore (Pantokrator), im Süden H. Deka.

Die Insel macht einen äußerst freundlichen Eindruck. Es ist (mit Sizilien) die schönste, die ich bisher gesehen, grün und bebaut. Sancho Pansa, der so gern eine Insel haben wollte, wäre mit dieser gewiß zufrieden gewesen. Der Führer, der uns herauf begleitet, spricht schlecht griechisch. Auf Korfu wurde bis vor kurzem mehr italienisch gesprochen. Erst jetzt wird das Griechische wieder, aus Patriotismus, bevorzugt.

Am Abend blieb noch genug Zeit, auf der Strada sulle Mura zu spazieren und die Wagen, Reiter, Fußgänger zu betrachten und über Korfu zu studieren, wobei mich Dr. jur. W. aus Wien, der zur Heilung seines Asthma hier längeren Aufenthalt genommen, mit seinen reichen Bücher-Schätzen unterstützte.

Scheria, die glückliche Insel der seefahrenden und betriebsamen Phäaken, wie sie in dem 6., 7. und 8. Buch der Odysee geschildert wird, war nach den übereinstimmenden Angaben der altgriechischen Schriftsteller, z. B. Thukydides (I, 25, III, 70), und

auch nach der Überzeugung der Einwohner dieselbe, welche später Korkyra oder Kerkyra genannt wurde.

Um das Jahr 700 v. Chr. wurde sie von den Korinthern besiedelt. Aber sie schüttelte das Joch der Mutterstadt rasch wieder ab und lieferte ihr 665 die erste aller datierbaren Seeschlachten. Im Perser-Krieg bewies sie sich zuerst zweideutig, im peloponesischen stand sie mehr auf Seiten der Athener. Unter der makedonischen Herrschaft sank allmählich ihre Bedeutung; 220 v. Chr. fiel sie an die Römer. Bei der Teilung des byzantinischen Reiches kam sie an die Venezianer, welche allerdings 1237 die Insel an den König von Neapel verloren, aber 1386 wieder gewannen und bis zum Ende ihrer Republik (1797) behaupteten. Niemals ist Korfu von den Türken erobert worden, trotz der heftigen Angriffe von 1537 und 1719.

Von 1807—1814 hielten es die Franzosen besetzt; von 1815—1863 bildete Korfu mit den übrigen ionischen Inseln den unter englischer Hoheit stehenden Siebeninselstaat (Heptanisos); am 13. November 1863 willigten die Engländer in die Vereinigung desselben mit Griechenland.

Die Insel Korfu hat einen Flächenraum von 600 qkm und über 70000 Einwohner. Obwohl über dem 39. Breitengrad, etwa in gleicher Höhe mit dem Olympos belegen, hat sie doch eine üppige Vegetation und ist vortrefflich angebaut. Ein herrlicher Olivenwald (von 5 Millionen Bäumen) bedeckt Korfu und gibt zusammen mit den dunklen Zypressen der Landschaft ihr eigentümliches Gepräge.

Die Ölbäume, die man unverschnitten wachsen läßt (während ich in andren Teilen Griechenlands, z. B. bei Itea, starkes Verschneiden beobachtete), erreichen hier eine Höhe von 10 und selbst 20 m, eine Schönheit und Entfaltung, wie in keiner andren Gegend der Mittelmeerküsten, ja vielleicht an keinem andren Orte der Erde. Die berühmten Ölwälder von Attika und von Karthago, die ich beide gesehen, bleiben weit hinter denen von Korfu zurück.

Der Weinbau ist gleichfalls sehr entwickelt, Orangen, Zitronen, Feigen gedeihen vorzüglich. Die Kaktus-Feige wird,

wie in der Pelopones, in Sizilien und Nordafrika, zur Hecken-Bildung benutzt.

Die Vermischung mit italienischem Blut ist recht deutlich, besonders in der Stadt, die 25000 Einwohner zählt. Die Leute sollen gebildeter sein, als die festländischen Griechen. Aber die letzteren erscheinen mir biederer.

Eine kleine Anekdote will ich nicht unterdrücken. Als ich in einem Zigarren-Laden schon zum zweitenmal, allerdings nur um eine winzige Summe, 30 Lepta, übervorteilt wurde, widersprach ich ordentlich und fragte den Gehilfen auf griechisch: „Wie können Sie einen guten Kunden so behandeln?" Da sprang der Herr eiligst herbei und sagte: „Entschuldigen Sie, mein Herr, ich sehe Sie zum ersten Male."

Der folgende Tag (der 12. April) wurde zu einer genaueren Besichtigung der Stadt Korfu verwendet. Vom Hotel aus gelangt man zunächst auf den großen Hauptplatz (La Spianata), welcher zwischen dem Hauptteil der Stadt und der alten Festung gelegen, von Norden nach Süden 500 m lang, von Ost nach West 200 m breit ist. Westlich und östlich sind schöne Baumreihen angepflanzt; die ersteren stehen vor den Arkaden der Restaurants, die in der Mittagszeit angenehme Kühlung gewähren und Abends sehr belebt sind.

Am Südende des Platzes findet sich ein kleiner Rund-Tempel zur Erinnerung an den glückverheißenden Tag (eis mnemen aisias hemeras), an dem Maitland 1816 als Regent der Ionischen Inseln aus Großbritannien zurückkehrte. Leider sieht der Tempel wie ein Zahnstocher aus und ist noch dazu gräßlich verunreinigt.

An der Ostseite des Platzes, vor dem Eingang zur Festung, steht ein von der Republik Venedig errichtetes Marmor-Standbild des Grafen Johann Mathias von der Schulenburg aus Emden, der 1716 die ruhmreiche Verteidigung gegen die Türken durchgeführt hat. Leider steht der mit einer Allonge-Perrücke und mit dem Feldmarschall-Stab geschmückte Krieger mit parallelen Füßen da, wie ein Dorfschulmeister mit seinem Stöckchen.

Im Norden grenzt an den Platz ein kleiner Garten mit Palmen und dem antik aufgefaßten, gespreizten Bronzestandbild

des Sir Frederick Adams, der von 1823—1832 Verdienste um die Insel als Oberkommissar sich erworben. Dahinter steht der königliche Palast, im Beginn der englischen Oberherrschaft erbaut.

An der breiten Straße sulle Mure sind Aussichtsplätze vorgebaut, von denen man in der Tat herrliche Blicke hat auf Festung, Stadt, Hafen, Inseln und die albanische Küste.

Die alte Festung ist durch einen tiefen Graben von der Stadt getrennt und nur durch eine Zugbrücke zugänglich. Von einem Soldaten geleitet, gelangt man, durch mehrere Tore hindurch, bei Kasernen und Lazareten vorbei, auf die Höhe der westlichen Plattform, woselbst der Mastbaum aufgerichtet ist, an dem das Einlaufen der Schiffe, durch eine aufgehißte Kugel und Flagge, nach der Stadt signalisiert wird.

Die Aussicht ist umfassend und entzückend. Am Südende der Spianata liegt das Gymnasium und ein noch vom Bauzaun umhülltes Monument des Johannes Kapodistrias, der 1827 zum ersten Regenten von Griechenland gewählt und 1831 schmählich ermordet wurde. Wir verfolgten südlich die Strada Marina der Vorstadt Kastrades und fanden, nach einigem Suchen, das antike Denkmal aus dem 6. Jahrhundert v. Chr., mit der Inschrift, daß Menekrates, aus Oianthe in Lokris, Konsul in Korkyra, im Meere umgekommen.

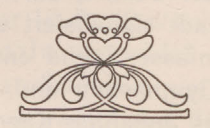
Diese Vorstadt ist noch recht urwüchsig. Der königliche Garten Monrepos ist mittelmäßig gehalten, zeigt aber herrliche Ausblicke auf Stadt und Festung und seltene, südliche Pflanzen. Wir waren die einzigen Besucher und fanden die Wege zum Teil von Gras überwuchert.

Der Garten liegt auf der nach Süden vorspringenden Halbinsel zwischen dem östlichen Meere, d. h. dem Kanal von Korfu, und der Bucht von Kalikiopulo, dem Kriegshafen der antiken Stadt. Am Eingang der Bucht sieht man die kleine Maus-Insel, der Sage nach das von Poseidon versteinerte Schiff der Phäaken, das den Odysseus nach Ithaka gebracht. Man erblickt auch an der Südspitze der Halbinsel den Bach, wo Odysseus die Bekanntschaft der lieblichen Nausikaa gemacht.

Mit diesem Punkt habe ich nunmehr die hauptsächlichen Orte besucht, die für die Odyssee in Betracht kommen: den Fluß

Meles bei Smyrna, wo der Dichter die alten ionischen Schiffersagen zu den unsterblichen Gesängen umschuf; Troas habe ich deutlich gesehen, von Ithaka konnte ich nur einen Blick erhaschen; Sizilien mit Scylla und Charybdis und mit den Steinen des Polyphem, den Eingang in die Unterwelt unweit Bajae in Unteritalien habe ich besucht.

Jetzt kann ich auch meine prosaische Odyssee aus dem Jahre 1886 schließen und nach Hause eilen, wo die Gattin meiner harrt und die Arbeit.



DRITTES BUCH

Nord- und Mittel-Griechenland

I

Nach Thessalien

μέγαν δ' ἐλέλιξεν Ὄλυμπον.

Und Zeus erschütterte den mächtigen Olymp.

Ilias, I, 530.

Nach 14tägigem Aufenthalt in Athen (März 1909) rüste ich mich zur Fahrt ins Innere. Der Kabinen-Koffer mit Frack und Smoking nebst Zubehör bleibt im Hotel Grande Bretagne zu Athen zurück bis zu meiner Wiederkehr. Mitgenommen wird nur ein kleiner, rindslederner Koffer nebst Handtasche sowie ein eignes Bett, bestehend aus einem gegerbten Hirschleder, das mir schon 1892 in Ostindien gedient, einer zarten Daunen-Decke und zwei Kopfkissen, alles (nebst frischen Bezügen) in eine wasserdichte Segeltuchhülle sicher und handlich verpackt.

Mitgenommen werden ferner drei Schreiben, eine Empfehlung des griechischen Unterrichts-Ministeriums an die Regierungs- und Stadt-Behörden, eine der griechischen General-Ephorie an die Aufseher der Altertümer, eine von Mr. Richeroller, Administrateur de la Société des Chemins de fer Helléniques, an alle Stations-Vorsteher. Das erste verdankte ich einer Empfehlung unsres Auswärtigen Amtes an den Kaiserlich deutschen außerordentlichen Gesandten in Athen, Freiherrn von Wangenheim, dessen liebenswürdiges Entgegenkommen ich auch an dieser Stelle dankbar hervorhebe; das zweite einem Besuch bei dem General-Ephoros Hrn. Kawwadias, den ich schon vor 23 Jahren kennen gelernt und dessen freundliche Fürsorge den fremden Gelehrten ja genügend bekannt ist; das dritte erhielt ich, ohne jede Bemühung meinerseits, von einem zur Eisenbahn-Leitung gehörigen griechischen Herrn, dessen Bekannt-

schaft ich zufällig durch meine athenischen Freunde im Hotel zu Athen gemacht hatte, als neuen Beweis der Zuvorkommenheit der gebildeten Griechen gegen die ihr Vaterland bereisenden Fremden.

Ich will gleich von vornherein bemerken, daß ich von dem ersten Schreiben nur einmal, von dem letzten nur zweimal Gebrauch machte. Die Kenntnis der griechischen Umgangs-Sprache genügte vollkommen, allenthalben freundlichen Rat und bereitwillige Unterstützung, wo sie zweckmäßig schien, mir zu sichern.

Mitgenommen wurde endlich ein guter Humor und die Entschließung, bei der Aussicht auf herrliches Schauen kleine Entbehrungen und Widerwärtigkeiten bereitwillig in Kauf zu nehmen.

Mein ursprünglicher, von mir in Berlin ausgearbeiteter Plan für die Bereisung des Innern von Hellas — nämlich von Nauplia aus durch die Pelopones, dann zurück über Athen nach Delphi, Böotien, Thessalien zu reisen, — hatte eine merkwürdige Änderung erfahren, als ich am frühen Morgen des 1. März 1909, auf der Wagenfahrt durch Wien vom Nord- zum Südbahnhof, von einem befreundeten jüngeren Fachgenossen, der liebenswürdig zu meiner Begrüßung erschienen war, ganz zufällig gehört, daß mein Wiener Kollege und Freund, Hofrat Ernst Fuchs, gleichfalls in den Oster-Ferien eine Reise nach Griechenland plane. Um mir einen so lieben Gefährten zu gewinnen, änderte ich auf seinen Vorschlag den Plan dahin, zuerst nach Nord-Thessalien, an die türkische Grenze, zu fahren und von da bis Sparta, d. h. bis gegen das Südende von Griechenland vorzudringen. Reisen wollten wir ohne Führer, ganz unabhängig, im Vertrauen auf die Kenntnis der Landessprache und die in früheren Reisen gewonnene Erfahrung; während alle die berühmten Reisenden, E. About 1852, Jebb 1878, Deschamps 1885—1888, Mahaffy 1872 und 1905, sich unter die Botmäßigkeit des Dragoman begeben hatten.

Hofrat F. beabsichtigte, über Saloniki und Wolo nach Larissa zu gelangen. In der letztgenannten Stadt wollte ich ihn treffen, und reiste also, durch ein Telegramm in Athen benachrichtigt, am 19. März, früh um 7 Uhr, von Athen, mit dem vom Hotel gelieferten, wohlgefüllten Frühstückskorb — denn unterwegs ist nichts zu haben, — gradwegs nach Larissa ab.

Dies ist der einzige Tageszug, der auch den ganzen Tag (12 Stunden) in Anspruch nimmt und Athen (bzw. Piräeus) mit dem äußersten Norden (Larissa) verbindet und übrigens, nach Fertigstellung der letzten Verbindungen, erst seit August 1908 in Betrieb steht. Nachtzüge gibt es nicht von Athen, weder nach Norden noch nach der Pelopones, da kein Bedarf dafür vorliegt und keine Ertragsfähigkeit zu erwarten ist.

Die griechische Nordbahn (Piräeus—Athen—Larissa) ist unvergleichlich besser eingerichtet, als die Pelopones-Bahn. Die Wagen sind bequem, die der ersten Klasse mit einem offenen Wandelgang und Wasch-Gelegenheit versehen; der Dienst aufmerksam und rücksichtsvoll. In der ersten Klasse, die nicht sehr besetzt ist, kann man sein Gepäck unterbringen und bei sich behalten, wenn man es nicht zu arg macht. Dann kommt freilich ein Beamter und trägt es schweigend in den Gepäckwagen. Einen Gepäckschein gibt es nicht. Man muß selber nachsehen. (So ist es mir denn auf der Rückreise von Larissa passiert, daß mein Gepäck schon auf der ersten Haltestelle ausgeladen wurde! Aber der Eisenbahn-Vorsteher in Wolo besorgte es mir noch an demselben Tage in mein Gasthaus.)

Es war ein herrlicher Morgen, als ich abfuhr, mit dem ganzen Zauber des griechischen Himmels. Der einzige Mitreisende in meinem Abteil entpuppte sich als der Neffe meines verstorbenen Kollegen und Freundes Andreas Anagnostakis, — Hr. Anastasios Metaxas, der Erbauer des neuen Stadion zu Athen, der auf die Jagd nach Böotien fuhr und die liebenswürdigste Unterhaltung einleitete, bis er in Böotien mich verließ.

Jetzt bleibe ich allein und wiederhole ein wenig die Geographie des alten Hellas.

Nach Tanagra, wo ich ja schon auf der Fahrt nach Chalkis vorbeigekommen, folgt das alte, sagenumwobene Theben, heute ein unbedeutendes Landstädtchen; ferner die Ruinen des alten Haliartos, dessen Akropolis auf einem schroffen Abhang stand. Was man aber nicht mehr sieht, ist der Kopaïs-See oder Sumpf,[1] dessen feiste Aale im Alter-

[1] Wie er ausgesehen, zeigt das um 1850 angefertigte Bild von Rottmann in der neuen Pinakothek zu München.

tum eines hohen Rufes sich erfreut hatten. Aristophanes läßt in seinen Acharnern, mit denen er 425 v. Chr. den ersten Preis der Komödie gewonnen, den Dikäopolis, nachdem derselbe seinen Separat-Frieden mit den Lakedämoniern gemacht und für sich einen Freimarkt eingerichtet hat, zu dem böotischen Händler, der ihm Aale aus dem Kopaïs-See anbietet, folgendes sagen:

„Der du der Menschheit leckersüßeste Labe bringst,
O laß, wenn du wirklich Aale hast, mich begrüßen sie".

Und Athenäos, der Vf. „der gelehrten Schmauser" (aus dem Anfang des 3. Jahrh. n. Chr.) führt aus dem „Gedicht" eines gewissen Archestratos an, daß den größten Ruhm der Vortrefflichkeit die Aale aus dem Kopaïs-See besitzen. Ihm schließt sich der antike Baedeker, Pausanias, an.

Dieser See ist von 1883—1894 durch eine französische Gesellschaft, die später von einer englischen abgelöst wurde, trocken gelegt, durch Kanäle, die schließlich bis in die Meer-Enge von Euböa leiten: ein ungeheures, saftiggrünes Blachfeld (von 25000 Hektar) breitet sich vor den erstaunten Augen des Reisenden aus. Das Malaria-Fieber hat abgenommen. Doch ist die Bebauung des ganzen Bezirks noch lange nicht durchgeführt.

Schroff steigt zur Linken der Parnaß aus der Ebene empor zu schneebedeckten Gipfeln und erscheint wegen der Klarheit der Luft ganz nahe gerückt. Nach allem, was wir seit der Jugend von diesem Berg gehört, gesehen, gelesen, — ich erinnere nur an Raffael's Bild in der Stanza della Segnatura, wo auf dem Gipfel des Parnaß Apoll unter Lorbeerbäumen sitzt und die Fiedel streicht, und ferner an das „als Stufe zum Parnaß" bezeichnete Büchlein, mit dessen Hilfe wir in den Oberklassen des Gymnasium lateinische Verse zusammensetzten, — möchte man sich den Parnaß als einen lieblichen, leicht zu ersteigenden Hügel vorstellen. Es ist aber in Wirklichkeit ein gewaltiges Gebirge, das bis 2500 m emporragt und dessen Gipfel für einen großen Teil des Jahres mit Schnee bedeckt sind.

Mit nur mäßiger Befriedigung dachte ich daran, daß ich nach wenigen Tagen von dieser Seite aus über die Parnassos-Pässe nach Arachowa und von dort nach Delphi reisen sollte; ich ahnte noch nicht, daß an Stelle dieses Planes ein besserer treten sollte.

Die Stadt Lewadia (165 km von Athen), die erst im Mittelalter zu Bedeutung gelangte und unter der Türkenherrschaft Sitz der Regierung von Mittelgriechenland gewesen, das damals als Provinz Lewadien bezeichnet wurde, hat eine wunderschöne Lage, unter einer noch wohlerhaltenen, mittelalterlichen Festung.

Gleich danach kommt Chäroneia, das Grab der altgriechischen Freiheit. Hier hat Philipp von Makedonien im August d. J. 338 v. Chr. die Athener und die Thebaner aufs Haupt geschlagen, und sein Sohn Alexander sich seine Sporen verdient. Als Knaben standen wir mit unsrer Teilnahme auf seiten der Freiheitskämpfer. Als Männer können wir die Frage erörtern, ob die Athener nicht besser getan hätten, den Beruf der kräftigen Makedonier, die griechische Bildung nach Asien bis zum Indus und nach Ägypten zu tragen und die griechische Sprache zu einer Weltsprache für die östliche Hälfte der Mittelmeerländer zu erheben, rechtzeitig zu erkennen und tatkräftig zu unterstützen.

Der damals über dem Massengrab der Thebaner errichtete, 6 m hohe Marmor-Löwe (die Athener hatten ihre Leichen nach dem Kerameikos zurückgebracht) ist 1884, mit den Gebeinen von 260 Gefallenen, wieder ausgegraben und 1902/3 neu aufgerichtet worden. Das stattliche Denkmal ist von der Haltestelle des Zuges aus bequem sichtbar, zumal wenn man sich eines Opernglases bedient.

Von den bei der Ausgrabung gefundenen Skeletten sind einige Schädel zu Athen im dritten Vasen-Saal des National-Museum aufgestellt, wo ich mit Grauen die fürchterlichen Zertrümmerungen der Schädelknochen betrachtete, welche von den Sarissen (Partisanen) der Makedonier herrührten.

Von Bralo nach Lamia in Thessalien führt die neue Strecke, eine reizvolle Gebirgsbahn, welche die Höhen zwischen dem westlichen Oeta- und dem östlichen Kallidromos-Gebirge überschreitet, sogleich einen Tunnel[1] von 2100 m Länge durchdringt, dann mit drei großen und zahlreichen kleinen Talbrücken und mit

---

[1] Die ersten griechischen Eisenbahnen, welche ich vor 23 Jahren kennen gelernt, haßten nicht nur die Nachtfahrt, sondern verabscheuten auch die Tunnel.

15 Tunnels durch ein merkwürdiges Kalkgebirge weiterzieht, um schließlich in das Spercheios-Tal sich zu senken.

Merkwürdige Ausblicke eröffnen sich, wenn man plötzlich aus den berühmten Schluchten (Katabothra) jenseits der fruchtbaren Ebene das blaue Meer erblickt, nämlich den Golf von Lamia, und jenseits desselben die Stadt Stylis.

Diesseits liegt die Gegend von Thermopylä, die ja allerdings keinen Engpaß mehr bildet, da durch die Anschwemmungen des Spercheios die Küste bis 3,5 km vorgeschoben ist.

Sowie wir die fruchtbare Süd-Ebene Thessaliens mit einem wirklichen Fluß, wenngleich einem schmalen, dem schöngewundenen Spercheios, durchquert haben, steigt die Bahn wieder langsam empor und führt durch einsames Land, wo zwar die Baracken für Eisenbahn-Arbeiter sichtbar sind, aber keine Dörfer; vorbei bei dem See von Dauda (Xynias), vorbei bei Domoko, wo am 19. Mai 1897 die Türken das griechische Heer zum Rückzug zwangen, vorbei bei Alt-Pharsalus, das Goethe zum Schauplatz seiner klassischen Walpurgis-Nacht gewählt, hinab in das Tal des Peneios (Salamwria) nach Larissa, dem Endpunkt der Fahrt.

Auf dem Bahnhof, der 15 Minuten von der Stadt entfernt liegt, empfängt mich ein recht morgenländisches Gewühl. So wenig Gasthäuser es gibt, so viel Ausrufer und Schlepper sind zur Stelle. Ein Telegramm für mich, das in dem von uns gewählten Gasthaus Stemma (d. h. Krone) angekommen war, wird einem deutschen Kaufmann, sowie er aus dem Zuge ausgestiegen, eingehändigt und von diesem mir übergeben, da er auf einer Haltestelle meine Bekanntschaft gemacht hatte. Ich miete für 2 Drachmen einen Wagen, lasse mein Gepäck aufladen und fahre zum Gasthaus, wo ich ein leidliches Zimmer vorfinde. Aber die noch im Baedeker von 1908 gerühmte Restauration hat der Wirt aufgegeben, da sie nicht lohnte. Ich nehme mein Abendessen in dem einzigen brauchbaren Speisehaus der Stadt, an der Platía, und unterhalte mich mit dem Landsmann.

Baedeker warnt vor den Überforderungen der Gasthaus-Wirte im Inneren und rät dem Reisenden eine vorherige Vereinbarung zu treffen. Ich habe mich meistens begnügt, nur nach dem Preis zu fragen; er war so gering, daß es nicht ver-

lohnte, ein Wort zu verlieren: 2—5 Drachmen wurden für ein Zimmer mit Bett verlangt, freilich der höchste Preis in zwei der schlechtesten Wirtshäuser (zu Salona und zu Trypi). Die Kerze (Kerí genannt, obwohl sie niemals aus Wachs besteht,) wird natürlich besonders berechnet, mit 50 Lepta das Stück, auch wenn man nur ein Stümpfchen vorgefunden. Die Bedienung ist mit 1—2 Drachmen Trinkgeld hochbeglückt.

Larissa bedeutet Burg und weist auf pelasgische Gründung hin. Der Grammatiker Stephanos von Byzanz (aus dem 5. Jahrh. n. Chr.) erwähnt in seinem geographischen Wörterbuch neun Städte, die diesen Namen führten, als erste die in Thessalien am Peneios, als vierte die in Troas, welche schon in der Ilias (B 841, P 301) bezeugt wird.

In geschichtlicher Zeit herrschten hier in Thessalien die Aleuaden. Hier lebte lange, hier starb der Vater der Heilkunde, Hippokrates, dessen Zeit etwa von 460—370 v. Chr. anzusetzen ist.

Die Stadt hat unter dem alten Namen weit bis in unsre Zeitrechnung hinein bestanden. Die Türken, welche 1460 Thessalien eroberten, nannten sie Neustadt (Jenischehr). Deutliche Spuren ihrer langen Herrschaft sind in Larissa, das ja der türkischen Grenze ganz nahe liegt, noch heute sichtbar, mehr als in irgend einer andren Stadt des neuen Griechenlands. Ist doch erst 1881 Thessalien den Griechen übergeben worden, und das Jahr 1897 hat noch das Vordringen der siegreichen Armee der Türken gesehen. Edhem Pascha, der am 25. April 1897 Larissa besetzte und am 18. Mai die griechische Hauptarmee bei Domoko geschlagen, ist noch in den türkischen Wirren des April 1909 genannt worden.

Die heutige Stadt Larissa liegt inmitten einer fruchtbaren Ebene am rechten Ufer des Peneios, der hier von seinem östlichen Lauf in einen nördlichen umbiegt.

Unser Gasthaus befindet sich an dem großen Hauptplatz (Platía) der Stadt. Durch den angrenzenden Basar, der eine merkwürdige Mischung der türkisch-morgenländischen Eigenart mit der modern-europäischen darstellt, da Reihen von Schusterbuden und „gemischten Warenhandlungen" (Pantopolien) abwechseln mit größeren Geschäften, deren Aufschriften auf „europäische" Waren hinweisen und die mit Flaggen verschie-

dener Nationen, auch der amerikanischen, geschmückt sind, gelange ich auf den nahen, im Norden der Stadt belegenen Hügel, der den Sitz der alten Akropolis darstellt.

Jetzt wird derselbe von der Haupt- oder Mutter-Kirche (Metropolis) gekrönt. Die Reste des Altertums sind gering. Doch erkennt man noch einige Sitzreihen des alten Theaters. Leidlich erhalten sind die Reste der mittelalterlichen, zinnengekrönten Burg, in welcher türkische Soldaten bis 1881 gehaust haben. Alte Grabsteine liegen hier umher, darunter auch einige mit griechischen (wohl byzantinischen) Inschriften. Ich lese ein ganz hübsches griechisches Distichon.

Aber alles dies ist nebensächlich. Die eigentliche Anziehung bildet die Aussicht auf den mächtigen, hohen und breiten Gipfel des Olympos, der ganz mit Schnee bedeckt und von Wolken gekrönt ist, und, wie er sich mir eben darstellt, naiven Völkern wohl als passender Sitz für Zeus und die ganze Götter-Versammlung erscheinen kann. Noch heute heißt er bei den Griechen Elymbo, bei den Türken aber Semawal Evi, d. h. Wohnsitz der Himmlischen.

Südlich vom Olymp tritt die Ossa (jetzt Kissawos genannt) hervor, weniger breit, mit einer Hauptspitze, gleichfalls mit Schnee bedeckt.

Zwischen beiden fließt der Peneios und wälzt sein gelbes Wasser langsam gen Norden. Eine stattliche Brücke verbindet die beiden Ufer; sie ist, wie ich nachher ausschreite, 115 Schritte breit.

Das dritte Gebirge Thessaliens, das uns aus dem griechischen Mythos geläufig ist, das Pelion, welches die Giganten auf die Ossa getürmt, um den Himmel zu erstürmen, — „Ossa mühten sie sich auf Olympos zu setzen, auf Ossa Pelions Waldgebirg, um hinauf in den Himmel zu steigen," heißt es in der Odyssee (XI, 315—316), — sehe ich nicht hier vom Steilrande der Akropolis, sondern nach drei Tagen, zu Wolo.

Bis 2985 m steigt der Olympos empor, und, wenn er hinter dem Riesen von Europa, dem Montblanc, um fast 2000 m zurückbleibt, so muß er doch als recht stattlich bezeichnet werden. Überhaupt sind die Berge Griechenlands höher, als wir denken; das Land ist klein, aber die Berge sind gewaltig.

So hatte ich also glücklich an der Nordgrenze von Griechenland das seit der Knabenzeit uns geläufige Wort Olymp in eine Anschauung umgewandelt, die sofort vor mein inneres Auge treten wird, wenn ich einmal wieder die Ilias zur Hand nehme und schon im ersten Gesang lese, wie Kronion durch zustimmende Abwärts-Neigung des Hauptes „den gewaltigen Olymp erschütterte“.

Bei dieser Gelegenheit möchte ich doch die Bemerkung wiederholen, daß noch heutzutage bei den Griechen die Abwärtsneigung des Hauptes eine Bejahung und die Auf- und Rückwärts-Neigung desselben die Verneinung bedeutet. Der hartnäckigste Verfolger des Fremden läßt augenblicklich von seinem Opfer ab, wenn dieses mit einer Ruckbewegung den Kopf nach hinten, das Kinn aber emporschleudert. Man braucht gar nicht erst, in der charakteristischen Betonung, óchi, d. h. nein, hinzuzufügen.

Gegen Abend kehrte ich zu diesem Aussichtsplatz zurück. Der Wirt des kleinen Kaffee-Hauses brachte mir eiligst ein Täßchen des beliebten Getränkes. (Métrio, d. h. mäßig versüßt, pflegte ich zu fordern.) Er betrachtete mich schon als einen alten Bekannten und begann sogleich eine längere Unterhaltung, erst über die Aussicht, dann über die Politik, in der, wie gewöhnlich, die Regierung seines Vaterlandes schlecht fortkam.

Ich aber blieb noch lange, erfreute mich des herrlichen Anblicks, und zeichnete die Umrißlinie der Berggipfel. Zum Photographieren habe ich mich nicht entschließen können.

Gute Photographien habe ich überall kaufen können. Zum Sklaven des Apparats wollte ich nicht werden. Dafür präge ich mir die Bilder durch sorgsames, liebevolles, längeres Anschauen in meine Erinnerung ein. Natürlich sind die Menschen verschieden. Ich gönne jedem Liebhaber seinen Kodak und habe selber an den von gefälligen Reisegefährten mir gespendeten Bildern viele Freude gehabt.

Jetzt sind die Wolken vom Haupt des vielgipfligen Olympos geschwunden. Deutlich kann man schon in der Mitte des breiten Rückens fast ein Dutzend[1] höherer Erhebungen zählen und an

[1] Ein neugriechisches Volkslied spricht von 42 Gipfeln, 62 Quellen: „auf jeder Spitze eine Fahne, unter jedem Zweig ein Klephthe“.

der mittleren, höchsten einen steilen Abfall, eine ungeheure Rinne, die ganz mit Schnee ausgefüllt ist. Jetzt kommen die wunderbaren Farben des griechischen Abendhimmels heraus. Die einzelnen Wölkchen im Westen sind goldig umsäumt, die tieferen Teile der Berge schimmern blau und scheinen doch so nah, da die Luft so klar ist.

Kein Wunder, daß Xerxes, wie uns Herodot (VII, 128) berichtet, von Therma, d. h. von der Gegend des heutigen Saloniki, den Olymp erblickt hat; denn die Entfernung beträgt nur 100 km. Aber Sir Richard Jebb sah ihn an einem besonders klaren Tage vom Kithäron aus, d. h. von der doppelten Entfernung, „wie den Blitz an der Spitze einer silbernen Lanze".

Nach dem ersten Besuch der Akropolis vormittags machte ich dem Demarch (Bürgermeister) meine Aufwartung. Ich erwartete ja meinen Reisegefährten am Abend; am nächsten Morgen wollten wir den Ausflug nach dem Tal Tempe machen. Ich hatte einen besonderen Grund, trotz eigner günstiger Erfahrung und trotz der beruhigenden Auskünfte des neuesten Baedeker (vom Jahre 1908) mich bei der zuständigen Behörde über die Sicherheit des Ausflugs zu erkundigen.

Der Demarch, der zugleich Arzt und Leiter des städtischen Krankenhauses ist, — für eine Großstadt, wie Berlin und Wien, eine zwar geldsparende, jedoch unmögliche Häufung von Ämtern, aber in Griechenland sowohl nützlich als auch nicht ungewöhnlich, — hält seine Sprechstunde für die Armen täglich nach dem Besuch des Krankenhauses in der Apotheke ab, die natürlich an der Platía, neben unsrem Gasthaus, belegen ist. Hier treffe ich ihn und werde freundlich empfangen.

Er beruhigt mich völlig über die Sicherheit. Aber, ohne es mir zu sagen, hat er dann doch telegraphisch uns eine Bedeckung von zwei Gendarmen für unsren Ausflug besorgt!

Wir plaudern über verschiedene Gegenstände. Ich rege, als Arzt bei dem ärztlichen Demarch, ein Denkmal für Hippokrates, den größten Bürger dieser Stadt, an und gewinne seine Zustimmung. Er lädt mich ein, nachmittags um 2 Uhr das Museum in der Bürgermeisterei (Demarchie) zu besuchen.

Pünktlich finde ich mich ein, trotz der Sonnenglut. Aber

die Zeit hat im Morgenland ja keinen Wert. Eine volle Stunde dauert es, bis erst der Mann mit dem Schlüssel herbeigeschafft ist; dann muß noch, da der Schlüssel nicht paßt, die Tür des Verschlags, der als Museum dient, erbrochen werden.

Die Beleuchtung des Raumes läßt alles zu wünschen übrig. Viel ist nicht da, aber doch einige Asklepios-Fragmente. Man darf hierbei nicht unberücksichtigt lassen, daß das benachbarte Trikka in Thessalien zu den wichtigsten Kult-Stätten des Asklepios gehört hat. Auf Grund der Autorität der Ilias, welche (IV, 202) Trikka als Besitz des Asklepios-Sohnes Podalirion bezeichnet, hat der alte Geograph Strabon (IX, 437) das Asklepieion von Trikka „als das älteste und wichtigste" bezeichnet; und auch in dem bei dem Arzt Galen (XIV, 42) uns aufbewahrten Lehrgedicht von Nero's Leibarzt Andromochos wird diese Anschauung bestätigt.

Ich miete (für 40 Drachmen) einen Wagen für den morgigen Ausflug nach dem Tal Tempe. Abends nach dem Gasthaus zurückgekehrt, habe ich die Freude, meinen lieben Reisegefährten zu begrüßen. Nach den ersten Besprechungen nehmen wir unsre Abendmahlzeit im Wirtshause und bestellen daselbst unser zweites Frühstück (gewma) für den folgenden Tag, das uns nach Hause gesendet wird und, wie fast immer, aus Lammbraten, einigen Eiern und Orangen, Brot, einer Flasche Wein und einer Flasche Mineral-Wasser (neró metallikó) besteht. Bald suchen wir das Lager auf. Denn um fünf Uhr früh müssen wir aufstehen, da wir einen lang dauernden Ausflug vorhaben.

Unser Morgenfrühstück ist das denkbar kleinste, eine winzige Tasse griechischen Kaffees und zwei Biskuits; mehr ist in dem Gasthause nicht zu haben. Der mit drei Pferden bespannte Wagen fährt ordentlich zu, muß aber bald seine Geschwindigkeit verringern, da der Weg immer schlechter wird.

Bei der ersten kurzen Rast in einem kleinen Dorf steigt ein Gendarm zu unsrem Kutscher, ein zweiter folgt uns zu Pferde.

Tempe heißt Einschnitt und bezeichnet das enge, anmutig wilde, thessalische Gebirgstal zwischen Olympos und Ossa, durch welches der Peneios in den südlichen Teil der Bucht von Saloniki (Therma) einströmt.

Nach der Sage der Griechen hat Poseidon (oder Herakles)

die Felsen auseinandergerissen; nach ihren Geschicht-Schreibern und Geographen, z. B. Herodot (VII, 129), Strabon (X, 430), hat ein Erdbeben das Gebirge gespalten und dem Fluß einen Ausweg in das Meer gebahnt. Der Name Tempe wurde später von römischen Schriftstellern auf andre reizende, von Flüssen durchströmte Fels-Täler übertragen.

Unser Tempe bildete einen der wichtigsten Pässe Nordgriechenlands. Philipp von Makedonien ließ ihn befestigen; von den Römern wurden die verfallenen Kastelle wiederhergestellt.

Höchst bemerkenswert erscheint mir, in kulturgeschichtlicher Hinsicht, wie doch die Naturbetrachtung im Laufe der Zeit sich geändert hat. Der römische Geschicht-Schreiber Titus Livius hat vor etwa 19 Jahrhunderten (XLIV, 6) die folgende Beschreibung geliefert: „Tempe ist eine Gebirgs-Schlucht, selbst wenn sie nicht im Kriege vom Feinde besetzt wird, doch schwer zu passieren. Denn, abgesehen von dem Engpaß von fünf Milien Länge, wo das beladene Last-Tier nur einen schmalen Pfad findet, sind die Felsen auf beiden Seiten so jäh, daß man kaum ohne Schwindel der Augen und des Geistes hinabzublicken imstande ist. Es schreckt auch das Rauschen und die Tiefe des mitten durch das Tal strömenden Peneus-Flusses."

Aber der heutige Reisende, an Wanderung durch Gebirge und Klamm gewöhnt, spürt nichts mehr von dem Schauder, sondern nur ein ästhetisches Vergnügen an den erhabenen Formen der Berge und Schluchten.

Zwei Teile müssen unterschieden werden, erstens die Schlucht, wo der Peneios das Gebirge auf eine Strecke von 5 km durchbricht; zweitens die Verbreiterung des Tales nach dem Meer zu.

Die Schlucht gehört zu den romantischsten, die ich gesehen. Der schmale Weg zieht am rechten Ufer des brausenden Flusses hin, hoch über demselben, jeder Biegung des Felsens sich anschmiegend.

Ein üppiger Baumwuchs, bestehend aus wunderbar prächtigen Platanen, wilden Feigenbäumen, hoch an den Felsen sich emporrankendem Efeu und andren Kletterpflanzen, deckt die Felsenabhänge und die einzelnen Ausweitungen und bringt einen freundlichen Zug in das Bild der Talschlucht.

Auf der gegenüberliegenden Seite ist schon der schienenbedeckte Weg für die Eisenbahn hergerichtet, welche dereinst, hoffentlich in nicht zu ferner Zukunft, Larissa mit Saloniki verbinden soll.

Am Ausgang der Schlucht liegt das Dorf Baba, in dessen Wirtshaus ta Tempe der Wagen hält, sodaß wir in einer bequemen Laube das mitgebrachte Frühstück verzehren können.

Von hier ab treten die Felsen auseinander; es öffnet sich ein breites, sehr fruchtbares Tal, das von dem geschlängelten, sanft dahinströmenden Peneios durchflossen wird. Da unser einziger Ratgeber (Baedeker) zur Fußwanderung durch das Tal bis zur Mündungs-Ebene des Peneios auffordert und zum Schluß einen herrlichen Blick auf das Meer verheißt; so machen wir uns bald auf den Weg, trotz der Abmahnung des Kutschers, dem wir natürlich selbstsüchtige Beweggründe unterschieben, und des Kopfschüttelns der Gendarmen, die ruhig bei ihrem Glas Retsinato sitzen bleiben. Übrigens hat der Berittene sich doch später entschlossen, unsren Spuren zu folgen.

Das erweiterte Tal ist zwar nicht abwechslungsreich, aber freundlich und schön bewachsen. Außer einzelnen Dörfern treffen wir auch Hütten von wlachischen Hirten auf den Hügeln und steigen empor zu näherer Betrachtung. Diese Hütten sind die erbärmlichsten Behausungen menschlicher Wesen, die ich je gesehen; die der Kaffern mit beweglicher Tür sind Kunstwerke, mit diesen verglichen. Sie sind nicht viel über Mannshöhe, kegelförmig, aus Stroh, mit niedriger Tür-Öffnung, ohne Rauchfang.

Die Leute sprechen griechisch; ich frage sie, ob sie auch im Winter hier in diesen Hütten wohnen, und ob es nicht dann sehr kalt ist. Sie bejahen die beiden Fragen. Mein Freund will Menschen und Behausungen photographieren. Erst sind sie mißtrauisch und abgeneigt. Als ich ihnen aber eine Photographie zusage und Namen und Adresse des Häuptlings aufschreibe, geben sie nach; auch einige Mädchen, mit bäurischem Schmuck um den Nacken und in den Haaren, geben ihre Schüchternheit auf, als man ihnen etwas Schmeichelhaftes sagt, und fügen sich zu der Gruppe.

Nachdem wir fast zwei Stunden gewandert und von den

Vorübergehenden gehört, daß das Meeres-Ufer noch immer $1^1/_2$ Stunden entfernt sei, geben wir notgedrungen, um nicht in völliger Dunkelheit die Rückfahrt über die teils holprige, teils sumpfige Straße machen zu müssen, die weitere Wanderung auf; besteigen den nächsten Hügel, lassen die wütenden Wächter-Hunde, da wir sie nicht, wie Herakles den Kerberos, mit süßem Kuchen besänftigen konnten, durch Jungen, die wir mit 20 Lepta geneigt gemacht, bei Seite führen und erfreuen uns des Anblicks der fernen, blaugrauen Meeresflut; kehren dann zum Wagen zurück, stärken uns an den Resten des Mitgebrachten und fahren nach Larissa zurück, wo wir abends 8 Uhr in tiefer Dunkelheit glücklich anlangen.

Voll des Eindrucks, sende ich einige Postkarten[1] mit allerdings mittelmäßigen Ansichten des Tales Tempe an einige mir bekannte und befreundete Altertumsforscher unsrer Universität und nehme in dem von Baedeker mit Recht gerühmten Wirtshaus an der Platía unser wohlverdientes Nachtmahl ein. Wir treffen dort einige Bekannte meines Freundes von seiner Fahrt (Saloniki-Wolo-Larissa) und besprechen den weiteren Reiseplan.

Mein Freund, der Wolo, im Osten von Larissa, schon gesehen, will nach Trikkala im Westen, um nach den wunderbaren Meteora-Klöstern zu reiten, die in den wilden Kriegszeiten des 14. Jahrhunderts auf den Gipfeln steil aufsteigender, unzugänglicher Felsen gegründet sind. Ich selber habe keine Neigung, mich im Korb mit Seilen emporziehen zu lassen und in schlechten Räumen mit mehreren zusammen zu übernachten. Ich will Wolo mit seinen Altertümern und einen Gastfreund von meiner ersten griechischen Reise besuchen und am dritten Tage zu Linokladi, dicht bei Lamia, in der Eisenbahn, zur Fahrt nach dem Süden, wieder mit meinem Reisegefährten zusammentreffen.

Dies gelangte auch zur Ausführung. Eines möchte ich aber noch erwähnen, daß es unmöglich ist, von Wolo mit der Eisenbahn nach Süden vorzudringen. Es gibt keine Verbindung. Man müßte nach Larissa zurückkehren, um von dort

[1] Epistolika deltaria, Postkarten; eikonographemena deltaria, Ansichts-Postkarten.

die Südfahrt anzutreten. Von Wolo führt der Weg nach Süden nur über das Meer, nach Stylida im Golf von Lamia.

So fuhr denn am 22. März 1909 mein Freund nach Trikkala westwärts, ich nach Wolo ostwärts.

Unterwegs, bei Pherä, hatte ich den besten Ausblick auf alle drei Gebirge gleichzeitig, auf den Olymp mit seinen zahlreichen Erhebungen, die Ossa mit ihrer dreieckigen Spitze und das sanft geschwungene Pelion, in dessen waldiger Talschlucht, nach der Medea des Euripides, einst die Fichte für das Schiff Argo gefällt worden.

In Wolo langte ich noch vormittags an und stieg in dem ganz stattlichen Hotel Minerva ab. Mein Gastfreund, ein Arzt, der in München vor 50 Jahren studiert hat und noch ganz voll ist von deutscher Philosophie, deutscher Musik und deutscher Heilkunde, und der als langjähriger Demarch seine Stadt zu der jetzigen Höhe emporgehoben, daß sie, nach Athen, Piräeus und Patras, die vierte von ganz Griechenland und die reichste und bestverwaltete des ganzen Nordens geworden, holt mich alsbald in sein Haus, bespricht die alten Erinnerungen und fährt mit mir aus, um mir die Stadt und ihre Altertümer zu zeigen.

Wir befinden uns auf dem Boden uralter Siedlungen. Östlich von der jetzigen Stadt lag auf einem Hügelrücken Jolkos. Das ist die sagenumwobene Stätte von Jason und dem Argonautenzug, der uns in der Jugend entzückt hat und noch heute gelegentlich in Grillparzer's dramatischer Gestaltung uns wieder lebendig entgegentritt. Als Demetrios Poliorketes im Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. dicht dabei die neue Stadt Demetrias gründete und die Einwohner der benachbarten Orte herbeizog, verfiel die alte Stadt Jolkos, so daß Strabon ihre Stätte ganz öde fand.

Demetrias war öfters Residenz makedonischer Könige, Philipp der Fünfte nannte sie eine der drei Fesseln von Griechenland. Die Stadt hat bis in die Neuzeit hinein bestanden. Die Reste ihrer alten Ringmauern sind noch auf der Höhe sichtbar.

Noch bedeutender sind die Ruinen der südwestlich von dem jetzigen Wolo gelegenen Stadt Pagasä, die von ihren zahlreichen Quellen (pagai) den Namen hat. Nach späteren Darstellungen

soll Jason hier sein Schiff Argo gebaut haben. In römischer Zeit war die Stadt bedeutend als Hafen von Pherä.

Aus mykenischer Zeit stammen die kürzlich bei dem Dorf Dhimini, 3/4 Stunden westlich von Wolo, aufgedeckten Kuppelgräber. In das besterhaltene steige ich hinab. Es ist denen von Mykenae ähnlich, aber nicht so großartig.

Das heutige Wolo zieht sich in parallelen Häuserreihen längs dem gut eingerichteten und besetzten Hafen hin, überragt von den an die Abhänge des Pelion wie angeklebten „24 Dörfern". Der Verkehr ist lebhaft.

Es ist mir sogar möglich, Zigarren zu kaufen. Ich hatte nämlich beim Auspacken entdeckt, daß der Aufwärter in Larissa mir Tags zuvor, während unsrer Ausfahrt, aus der leider unverschlossen gebliebenen Handtasche 20 Stück meiner Havannah-Zigarren entwendet! Doch sollte er sich des Raubes nicht freuen, — des einzigen, der mir in allen meinen Hellas-Fahrten zugestoßen ist und der einerseits durch meine sträfliche Nachlässigkeit, andrerseits durch den Nimbus, der in dem Zigaretten-Land Hellas die „Pura" umgibt, einigermaßen entschuldigt wird. Sofort ließ ich im Hause meines Exdemarchen an den Demarch von Larissa den Tatbestand berichten und die Bitte hinzufügen, er möchte die Pura in Beschlag nehmen und sich selber an ihrem Duft ergötzen, dem Diebe aber das Ohrläppchen zupfen.

Mein würdiger Gastfreund läßt es sich nicht nehmen, mir auch noch das neue Krankenhaus von Wolo zu zeigen. Ich treffe dort ein unglückliches Opfer des letzten Streiks der Tabaks-Arbeiter. Dieselben behaupteten die Straße und wollten nicht auseinander gehen. Die aufgebotenen Soldaten schossen in die Luft, um die Hartnäckigen zu vertreiben. Aber eine Kugel traf doch einen 16jährigen so unglücklich in das Bein, daß die Amputation unvermeidlich war.

Neben dem Krankenhaus ist das neugebaute, noch unfertige Museum der Altertümer. Diese selber bekam ich natürlich nicht zu Gesicht. (Im Juni d. J. hat die Einweihung stattgefunden.)

Schließlich mußte ich noch gegen Abend das Sonntags-Vergnügen der Bürger von Wolo mitmachen, — ein Konzert

in einem Bierhaus, wo deutsche (!)[1] Sängerinnen auftraten und alberne Szenen mit dürftigem Gesange vorführten. Das Abendessen in dem zum Gasthaus gehörigen, aber nicht unter demselben Dache befindlichen Wirtshaus war ziemlich gut. Ich hüllte mich in meine eigne Decke und schlief vortrefflich.

Den Vormittag des 23. März widme ich einer Besichtigung des Hafens und fahre mittags auf griechischem Dampfer — erst südlich, dann westlich — nach Stylis im Golf von Lamia.

Der Dampfer ist in der zweiten Kajüte wohl besetzt, da er nach Peiräeus weiter fährt und viele Auswanderer nach Amerika an Bord hat. Ich lasse mich in Unterhaltung mit ihnen ein und frage sie, warum sie denn auswandern, da Griechenland ja so schon zu wenig Menschen habe und jeden Arbeiter beschäftigen könne. Sie erwiedern mir, daß sie in Amerika leichter und rascher Geld verdienen. Sie sprechen dem Wein übrigens mehr zu, als nötig, und singen ihre Lieder (tragudia), die, wie die meisten Volkslieder, eine traurige Weise haben, wenn auch der Inhalt nicht immer traurig ist. Den Anfang eines der Lieder lasse ich mir aufschreiben; derselbe lautet: „In deinen Augen ist Liebe" (ta matia su echun erota).

Ich unterhalte mich auch mit einem gebildeten Kaufmann aus der ersten Kajüte über die griechischen Verhältnisse, die ihm sehr verbesserungsbedürftig vorkommen; erfahre auch von einem Geschäftsreisenden, daß es von Bralo, südlich von Lamia, einen weit besseren Weg nach Delphi gibt, als über Lebadeia und Arachowa.

Die Seefahrt ist außerordentlich schön, da das blaue Meer von stets wechselnden Ufer-Szenen eingerahmt wird. Bald erscheint die Stadt Oreos am Nordende von Euböa. Die Insel bleibt links, rechts treten waldbedeckte Hügel in der Nähe und schneebedeckte Berge in der Ferne auf. Bei der Weiterfahrt erblickt man links wieder den ungeheuren, gleichfalls schneebedeckten Parnaß, rechts die flachen, fruchtbaren Ufer von Phthiotis und das fernere malerische Othrys-Gebirge.

Der Dampfer landet nur wenige Minuten vor Abgang des Zuges, dessen Bahnhof ja nicht am Ufer belegen ist. Das uns

[1] Gewöhnlich sind es in Griechenland ja österreichische, aus Böhmen.

unter solchen Umständen geläufige Beförderungsmittel einer Droschke ist (mit Ausnahme von Piräeus) in Griechenland nicht zu erwarten und nicht vorhanden. Drei Träger werden eiligst angenommen, jeder für eines meiner drei Gepäckstücke; das größte von ihnen, der Handkoffer, wird von diesen dem kleinsten, einem Jungen, aufgebürdet. Im Trabe erreichen wir noch den Zug, den ich durchaus nicht versäumen wollte, da sonst pünktliches Zusammentreffen mit meinem Freunde fraglich wäre.

Im Zugabteil lerne ich zwei französische Ingenieure der Bahn Piräeus-Larissa kennen, die übrigens am 19. April in demselben Zug, wie ich, zu einer Besichtigungsreise nach Norden, gefahren waren. Der eine, welcher in Lamia wohnt, bringt mich in seinem eignen Wagen nach dem Hotel Europa, das er für das beste im Ort erklärt (da es gräßlich war, kann ich mir denken, wie die andren sind!) und lädt mich ein, das Abendessen im Kreise seiner Familie einzunehmen. Die Unterhaltung ist französisch. Wir finden bald einige gemeinschaftliche Bekannte und gemeinsame Gedanken.

Die Gattin ist Spanierin, der 12jährige schüchterne Sohn, der sich beim Fußballspiel eine Verletzung des Beines zugezogen, sieht wie ein junger Hermes aus; besonders auf einer Photographie, die der Vater gemacht hat. Hier erfahre ich nun zuverlässig von Sachkundigen, daß von Bralo, südlich von Lamia, ein sehr guter Fahrweg nach Salona führe, den sie selbst untersucht, da der Plan bestehe, einmal eine Zweigbahn durchzuführen; und daß man von Salona bequem zu Wagen nach Delphi gelange. Es wird noch am Abend ein Telegramm an den Eisenbahnvorsteher von Bralo gesendet, um uns den einzigen Wagen zu sichern.

Als ich gegen Mitternacht mich empfehle, muß ich versprechen, zum Frühstück am nächsten Morgen wieder zu kommen.

Natürlich halte ich das Versprechen, gehe dann noch mit dem Herrn Ingenieur in den Basar von Lamia und kaufe einige Eß-Vorräte für den kommenden Tag nebst einem Korb zu ihrer Verpackung und besichtigte die jetzige Kleinstadt Lamia, — einst die von Dichtern besungene Heimat des Achilleus und seiner Myrmidonen, dann in geschichtlicher Zeit der Ort des letzten

Verzweiflungskampfes, den nach dem Tode Alexanders des Großen die Griechen (323—322 v. Chr.) für ihre Freiheit unternahmen, immer ein wichtiger Ort, der mit seiner hochgelegenen Zitadelle den Paß nach Thessalien beherrschte und von den Türken Zeitun, d. h. Oliven, genannt wurde.

Hier haben zur Zeit ihres Befreiungskrieges (1824) die Griechen einen bedeutsamen Sieg über die Türken davon getragen.

Den Hauptplatz ziert ein 1903 errichtetes Denkmal für den jugendlichen Palikaren Athanasios Diákos, (eigentlich Diakonos, denn er war Geistlicher). Am 5. Mai 1821, bei der heldenmütigen Verteidigung der Brücke über den Spercheios in der Nähe der Thermopylen, wo 700 Griechen gegen ein starkes türkisches Heer unter Omer-Vriones und Mohamed Pascha fochten, fiel er in Gefangenschaft und wurde, da er den Übertritt zum Islam stolz zurückwies, auf die grausamste Weise durch Pfählen umgebracht.

Beim Abgang des Zuges schüttelte mir der neugewonnene Gastfreund die Hand und versicherte, wir würden in Bralo den Wagen nach Salona antreffen. In Linokladi traf ich richtig meinen Freund, der von den Meteora-Klöstern hochbefriedigt war.

In Bralo fanden wir allerdings einen Wagen; es war aber derjenige, welcher die Post nach dem nächsten Ort befördert: nach einigen Unterhandlungen ließ sich der Wagenführer herbei, uns nach Salona zu bringen, für den allerdings in Griechenland nicht unbeträchtlichen Preis von 40 Drachmen, da es sich nur um eine halbe Tagesfahrt handelte. (Der Gendarm von Salona, der davon gehört, fragte mich ernstlich, ob ich mich für übervorteilt halte und den Kutscher verfolgen wolle; worauf ich ihm lachend erwiederte, daß ich ganz zufrieden sei, er hätte uns gut gefahren.)

II

Delphi

Κασταλίας ῥεέθρων
γείτων, μέσον γᾶς ἔχων μέλαθρον.

Bei Kastalia's Quelle, in der Erde
Mitte, steht dein Tempelhaus.

Euripides, Iphigenie in Tauri.

Nach Delphi ist von Athen aus der bequemste Weg zu Schiffe, von Piräeus durch den Isthmus-Kanal nach Itea, dem Hafen von Delphi, wo die Kutscher gierig auf Gäste lauern.

Wer aber vom Norden kommt, sollte unsren Weg, Bralo—Salona—Delphi, allen andern vorziehen. (Baedeker's Anmerkung über das „Maultier von Salona nach Delphi" ist durch Wegverbesserung schon überholt.) Wer von Westen kommt, findet das Dampfschiff, das die Reise Piräeus—Itea—Patras gemacht, auf der Rückfahrt nach Itea; nur muß er einige Verspätung des Dampfers mit in Kauf nehmen.

Nur wer von Osten, aus Böotien, nach Delphi vordringen will, ist heute noch auf Reittiere angewiesen. Ist er auf der Larissa-Bahn bis Lebadeia gekommen, so fährt er nach Arachowa und reitet von da nach Delphi. Ist er nach Chäronea gefahren, so muß er den ganzen Weg, der aber etwas kürzer ist, über Daulia reiten.

Verbesserung dieser Straßen ist verheißen und wird auch wohl bald ausgeführt werden, da durch die neuen Ausgrabungen Delphi zu einem mächtigen Anziehungspunkt geworden, nicht bloß für die wissenschaftlichen Reisenden, sondern für alle, die nach Athen kommen.

Es wird wohl nicht mehr lange dauern, so werden die Vergnügungs-Dampfer, die im Frühjahr durch das Mittelmeer

kreuzen, auch Delphi in ihre Fahrt-Ordnung aufnehmen, wie sie es ja mit Mykenä und sogar mit Olympia schon getan haben; Schwärme von Europäern und Amerikanern mit ihren Damen werden sich über die Ruinen-Stätte ergießen, nicht zur Freude des bedächtigeren Reisenden, der aber darin seinen Trost finden wird, daß der Sturm nach einigen Stunden vorüberbraust und daß für den folgenden Tag seine Wiederkehr nicht zu befüchten steht.

Übrigens wurden auch im Altertum schon dieselben Wege benutzt, da sie durch die natürliche Beschaffenheit des Landes vorgeschrieben sind. Von Norden her gelangte man durch Doris nach Amphissa. Von Osten her von Chäronea über Daulis, oder von Lebadeia her. Beide Wege vereinigten sich in dem Tal des in den Kephissos fließenden Platanos-Baches miteinander und mit einem dritten, von Süden (Anticyra) herkommenden: von diesem Platze aus, welcher Schiste oder Triodos (Spaltung oder Dreiweg) hieß, wo nach der Sage Ödipus seinen Vater erschlug, steigt die Straße zu einer Paßhöhe (763 m ü. M.) am Südabsturz des Parnassos und zieht über Anemoreia (Arachowa) nach Delphi. Natürlich war der Seeweg nach Cirrha (Itea) auch schon im Altertum beliebt.

Wir fahren also am 24. März 1909 in einem Wagen, der einer ausrangierten Berliner Droschke zweiter Klasse täuschend ähnlich sah, durch die schöne Landschaft Doris nach Süden. Die Fahrstraße ist gut und wohl noch nicht sehr alt. Baedeker beschreibt sie nicht. Hr. Gaston Dechamps ist 1888 auf elendem Saumpfad von Amphissa nach Norden geritten.

Die Landschaft ist durchaus gebirgig; auf und ab schlängelt sich die Fahrstraße am Abhang schön geschwungener Berge mit leicht beschneiten Gipfeln. Die Gegend ist ziemlich einsam. Wir treffen nur wenige und kleine Ortschaften. Das rauhe Land hat nur einzelne fruchtbare Striche. Es ist wohl begreiflich, daß die Dorer es vorzogen, nach der Pelopones auszuwandern. Aber immerhin hatten sie in ihrem Ur-Kanton doch vier Städte. Freilich sind diese im phokischen Kriege, später von den Makedoniern, von den Ätoliern mit gänzlicher Verwüstung heimgesucht worden, so daß schon zur Römerzeit nur noch Trümmer übrig waren. Heutzutage gibt es keine Stadt in Doris.

Fruchtbarer wird das Land, wie wir an der Grenze zwischen Phokis und Lokris zum Meere hinabsteigen. Die ganze Gegend ist ein einziger Ölbaum-Garten, mit eingestreuten Getreidefeldern und Rebenpflanzungen. Von links her ragt der Parnaß in die Lüfte.

Das Städtchen Sálona, jetzt wieder amtlich Amphissa genannt, liegt am Fuße der alten Akropolis von Amphissa, der Stadt der westlichen (opuntischen) Lokrer, deren Bewohner durch Bebauung des dem delphischen Gott vorbehaltenen Landes den dritten „heiligen" Krieg (339—338 v. Chr.) heraufbeschworen und so dem schlauen Philipp von Makedonien Gelegenheit zur Unterwerfung von ganz Griechenland gaben. Die zerstörte Stadt wurde bald wieder aufgebaut und hat noch zur spät-römischen Kaiserzeit bestanden.

In der mittelalterlichen Geschichte wird Salona viel genannt. Die Ruinen, welche die Burghöhe krönen, enthalten zwar alte Mauerreste im Polygonal-Stil, doch ist die Burg von den fränkischen Grafen gebaut und später von den Türken erneuert worden. Jetzt ist die Stadt unbedeutend; sie hat 5400 Einwohner.

Das Gasthaus (Xenodocheion ton Xenon) an der Hauptstraße, wo der Kutscher uns absetzte, — Baedeker nennt überhaupt kein Gasthaus für diesen Ort, — war eines der gräßlichsten, das ich in Griechenland getroffen: unordentlich, die Löcher der Fensterscheiben mit Papier verklebt, höchst unsauber.

Etwa 20 Jahre vor uns hat Herr Gaston Deschamps dieselbe Beobachtung gemacht; er erklärt, daß nie, selbst in Griechenland nicht, ein Xenodochio die Verachtung gegen den Komfort bis zu solcher Verhöhnung jeder Reinlichkeit getrieben. Als ich am nächsten Vormittag dem unsrer Abfahrt zuschauenden Polizisten ein kräftig' Wort sagte (anepibatos ho apopatos) und ihn aufforderte, für Besserung zu sorgen, vermochte ich keine Teilnahme in seinem Antlitz zu entdecken.

Dabei war der Wirt ziemlich unverschämt. Wir mußten für das jämmerliche Zimmer jeder 5 Drachmen zahlen.

Auch die Verpflegung machte Schwierigkeiten. Als wir, die Hauptstraße emporsteigend, am Hauptplatz neben der Apo-

theke das einzige Wirtshaus des Ortes, das in Betracht kommt, fanden, machte der Wirt uns Weiterungen wegen der Fastenzeit und erst, als ich ihn nachdrücklich darauf hingewiesen, daß wir als Fremde nicht an die Fastengesetze gebunden seien, entschloß er sich, binnen einer halben Stunde uns einen Fisch nebst dem üblichen Lammbraten zu bereiten.[1] Eine Plauderei mit dem Apotheker und ein Halbstündchen in dem neben dem Wirtshaus gelegenen Kaffee-Haus füllten den Rest des Abends aus.

Am nächsten Morgen fuhren wir nach Delphi, d. h. nach dem Dorfe Kastri, welches jetzt neben der Ruinen-Stätte liegt; der Wagen kostet 20 Drachmen. Der Weg bleibt auf der Höhe über Itea, dessen Ölwälder und Getreide-Felder den Blick erfreuen. Am Wege sprießen förmliche Sträucher von Asphodelos und Wolfsmilch.

Wir steigen empor, auf guter Straße, zu öderem Gebiet. Wo zwischen den Steinen ein kleiner Fleck ebener ist und eine dünne Erdschicht enthält, ist Getreide angepflanzt, das doch nur kärglichen Ertrag liefert und mit der Sichel geschnitten werden muß.

Wir gelangen zu dem großen Dorf Chryso, in dessen Nähe die alte Stadt Krissa gelegen war, die durch ihre Lage die thessalische und die boiotische Straße, sowie ihre Verbindung mit dem Hafen-Ort Kirrha beherrschte. Da sie von den nach Delphi ziehenden Pilgern schweren Zoll erhob, wurde sie im ersten heiligen Kriege (585 v. Chr.) von den Athenern und den mit ihnen verbündeten Sikyoniern mitsamt der Hafenstadt Kirrha zerstört, die Einwohner als Sklaven verkauft und ihr Gebiet dem pythischen Apollon geweiht.

Wir nehmen die letzte Höhe, durchfahren das Dorf Kastri und landen am Ost-Ausgang desselben in dem neuen und schon ganz ordentlichen Hotel d'Apollon Pythien, das 20 Zimmer enthält, durch die großen Aufschriften „Bains“ „Five o'clock tea“ seinen vorgeschrittenen Standpunkt kundgibt und für 15 Franken täglich uns in freundliche Pflege nimmt.

---

[1] Mahaffy hatte zur Fastenzeit in einem kleinen Dorf Arkadiens die größten Verpflegungs-Schwierigkeiten gefunden, aus denen ihn nur die Hilfe des gebildeten Arztes befreite.

Die drei Orte, welche man von Athen aus in einem Tage erreichen kann und die deshalb von dem Schwarm der Reisenden besucht werden, Delphi, Olympia, Nauplia, besitzen bereits einwandsfreie Gasthäuser; während in den andren, schwerer zugänglichen und sparsam besuchten Plätzen die mittelmäßigen oder schlechten Unterkünfte so lange andauern werden, bis Verbesserung der Wege und Zugänge auch ihnen einen reicheren Segen von Reisenden zuströmen läßt.

Aber im Hotel des Pythischen Apollon verweilen wir nicht. Uns zieht es nach seinem heiligen Bezirk. Wir haben nur wenige Minuten zu wandern. Sowie wir um die Ecke eines zerklüfteten Felsrückens biegen, auf dessen Höhe Reste von Befestigungen sichtbar sind, — der Phoker Philomelos soll sich hier 355 v. Chr. gegen die Thebaner verschanzt haben; — so tut sich dem erstaunten Blick ein wunderbares Bild auf, von einer erhabenen Pracht und einer schaurigen Wildheit, wie ich sie nach allem, was ich je in den Alten über Delphi gelesen, nicht im entferntesten geahnt hatte.

In einer tiefen Schlucht des Kalksteingebirges fließt der Pleistos-Bach, etwa 100 m über dem Meer und über 400 m unter unsrem Standort, von dem aus wir nach Süden das 1200 m hohe Kirphis-Gebirge und an seinem Abhange freundliche Fluren erblicken. Wir befinden uns auf einer schmalen, dreieckigen Schiefer-Terrasse, die hier aus dem Kalkgebirge hervorbricht und von zwei gewaltigen zackigen, noch 300 m emporsteigenden Felsen überragt wird, den sogenannten Phädriaden, d. h. Schimmer-Felsen, die in einer engen Schlucht dicht aneinander stoßen.

In dem oberen Teil dieser theatralisch emporsteigenden Terrasse lag der heilige Bezirk des pythischen Apollon, während die Stadt Delphi südlich davon bis in den Anfang der Schlucht sich hinabzog, wo jetzt liebliche Ölbaumpflanzungen, an zwei Stellen durch mächtige Marmor-Reste von Tempeln und Ringschulen unterbrochen, sowie kleine Getreidefelder und Gärten dem Blick eine freundliche Abwechslung gewähren.

Obwohl es mir beschieden ward, mit Ausnahme von Peking und Lissabon, die meisten Weltstädte unsres Planeten, die nördlich vom Äquator gelegen sind, mit meinen Augen zu

schauen; so hatte ich doch nie eine ähnliche Stadt-Gründung gesehen.

Der Platz hat wirtschaftlich nichts verlockendes für eine größere Siedelung. So heißt es auch schon in dem alten, als homerisch bezeichneten, wohl um 600 v. Chr. entstandenen Hymnos auf Apoll: „nicht fruchttragend, lieblich, noch wiesenreich ist diese Stätte." Die Ansiedlung verdankt ihre Entstehung natürlich nur dem alten Orakel, das in dieser eindrucksvollen Gegend bestand, nach der griechischen Sage zuerst der Mutter Erde (Gē) angehörte, dann deren Tochter Themis (Gerechtigkeit) überliefert wurde, bis es schließlich dem Apollon, welcher, noch jugendlich, mit seinen stets treffenden Pfeilen den Wächter, den Drachen Python, erlegte, vertragsmäßig zufiel und ihm von dem Götter-Vater als rechtmäßiges und ewiges Eigentum zugesichert wurde.

Auch der Erd-Erschütterer Poseidon, der neben der Mutter Erde Anteil an dem Orakelsitz gehabt, mußte zurücktreten, obwohl seine Verehrung in Delphi stets erhalten blieb. Einen gewissen Anteil oder Mitbesitz gewann aber Dionysos, der Gott der Freude.

Hier war also der Erdspalt, aus dem der Hauch der Erdgöttin hervorwehte. Hier war der Nabel der Erde (Omphalos), der Mittelpunkt des bewohnbaren Landes, den Zeus ermittelt hatte, indem er von den beiden Endpunkten desselben je einen Adler aufsteigen ließ, die am Omphalos zusammentrafen, wie auf einem in Sparta gefundenen Relief deutlich zu sehen ist. „Der Erde Nabelnest" hat Richard Wagner daraus gedichtet. Überhaupt ist eine gewisse entfernte Ähnlichkeit dieser Apollo-Mythen mit der germanischen Siegfried-Sage nicht von der Hand zu weisen.

Delphi wurde der Sitz der Weissagung für die Menschheit, welche die östliche Hälfte des Mittelmeers umwohnte. Herodot, der Vater der Geschichte, berichtet uns, daß der Lyder König Gyges (720—682) das Orakel befragte und kostbare Geschenke dorthin weihte. Ebenso sein Nachfolger Kroisos, des Solon Zeitgenosse. Böotien, Thessalien, Attika, Argos, Korinth mit seinen Pflanzstädten, ferner Sparta, die Pflanzstädte der Griechen an der kleinasiatischen Küste, in Sizilien und an der afrikani-

schen Nordküste, alle „treten in den Bannkreis des pythischen Gottes“.

Die in dem felsigen Pytho aufgehäuften Schätze werden schon in der Ilias (IX, 405) gepriesen; in der Odyssee (VIII, 79) wird erzählt, daß Agamemnon vor dem Zug nach Troja das pythische Orakel in Delphi befragt habe.

Da die Einwohner von Krissa die Pilger ungerecht besteuerten, so erklären ihnen die Tempelpfleger, die Amphiktyonen, die Vertreter eines mittelgriechischen Staatenbundes, den heiligen Krieg und zerstören 590 v. Chr. die Stadt Krissa und ihren Hafen Kirrha von Grund aus, weihen das ganze fruchtbare Gebiet dem Pythischen Apoll, der Leto, der Artemis und der Athene. Zum Andenken an diesen Sieg werden die Pythischen Spiele gestiftet und im Jahre 582 v. Chr. zum erstenmal begangen.

Von jetzt ist die Stadt Delphi unter dem Schutz der Amphiktyonie ein unabhängiges Gemeinwesen. Sie lebt von den Verehrern des Gottes, wie das mittelalterliche Rom zur Zeit der päpstlichen Vormacht, wie heutzutage noch manche Wallfahrtsorte. Hat doch schon in dem Hymnos auf den Pythischen Apoll der Gott seinen Priestern verheißen: „Immer werdet ihr das Opfermesser führen, um Schafe zu schlachten. Im Überfluß wird alles euch zuströmen, da die berühmten Geschlechter der Menschen es mir zuführen werden“ — eine Stelle, die schon den Spott der alten Komiker hervorgerufen hat.

In den Perserkriegen verhielten sich die klugen Priester erst abwartend. Bald aber wurde das Orakel von Delphi zum nationalen Hort und Mittelpunkt der zerrissenen griechischen Stämme; es rät zu Krieg, zu Frieden, es leitet die für die griechischen Städte so überaus wichtige Kolonisation und bestätigt die Verfassungs-Änderungen eines Lykurg (?), eines Solon und Kleisthenes; es fördert friedliche Sühnung der Bluttaten und Wiederbelebung alter Opfer und der Heroen-Verehrung. Pindar, Äschylos, Sophokles sprechen mit größter Ehrfurcht von diesem Orakel.

Klugheit und Vaterlandsliebe kann man den Priestern nicht absprechen, welche in dunkle Hexameter faßten, was die Lippen der gottbegeisterten, auf goldnem Dreifuß über dem Erdspalt im Innersten des Apollo-Tempels sitzenden Pythia in abgerissenen

und fast unverständlichen Lauten lallte. Übrigens liebte es der Gott, weder auszusprechen noch zu verbergen, sondern nur anzudeuten, wie schon einige alte Schriftsteller hervorgehoben haben.

Freilich pflegten die Delphier meist lakonisch zu sprechen, d. h. sie bevorzugten die Spartaner vor den Athenern, etwa wie eine konservative Regierung ihre Parteigroßen vorzieht, soweit es angeht. Und später sprach die Pythia sogar makedonisch.

Die vordringenden Perser wurden, wie Herodot berichtet, von dem Gott selber und den einheimischen Heroen zurückgeschlagen. Ebenso, nach der Schilderung des Pausanias, der furchtbare Angriff, den die Kelten unter Brennos im Jahre 278 v. Chr. unternahmen, während ihre angeblichen Nachkommen, die Skordisker, um 112 v. Chr. nur mit Mühe von den Römern besiegt wurden, und im Jahre 90 sogar Delphi plünderten und den Tempel verbrannten.

Während Cicero (103—43 v. Chr.) verächtlich von dem Orakel spricht, Strabon (60 v. Chr. bis 20 n. Chr.) erklärt, daß es meist verachtet sei, fand Plutarch (46—120 n. Chr.) eine neue, wenn auch recht bescheidene Nachblüte. Der griechenfreundliche Kaiser Hadrian (117—138 n. Chr.) erneuerte das Haus des Gottes und die Spiele.

Ein Glück für uns Spätgeborene war es, daß Pausanias um 176 oder 177 nach Delphi gekommen ist und seine unschätzbaren Aufzeichnungen uns hinterlassen hat.

Der Kaiser Julian „der Abtrünnige" (361—363 n. Chr.) hat noch einmal das Orakel befragt, aber die Antwort erhalten: „Phöbos hat kein Obdach mehr und keinen weissagenden Lorbeer, auch keine redende Quelle, versiegt ist das schöne Gewässer."[1] Der Sieg des Christentums vernichtete 394 die alte Herrlichkeit, das Orakel hörte auf, nachdem es fast tausend Jahre bestanden. Der Verfall des Ortes war nicht mehr aufzuhalten.

Erdbeben, die in dieser Gegend häufig sind, vollendeten die

---

[1] In Richard Wagner's Götterdämmerung singt die erste Norn: Traurig versiegte der Quelle Trank; trüben Sinnes ward mein Gesang.

Zerstörung. Auf den Trümmern entstanden ärmliche Ansiedlungen. Das Dorf Kastri hat den heiligen Bezirk bis 1892 bedeckt. Im 19. Jahrhundert haben verschiedene deutsche und französische Forscher die Stätte untersucht. Dann hat die französische Regierung 1891, in Nachahmung des Beispiels, das die deutsche zu Olympia 1874 gegeben, die Mittel zur Ausgrabung von Delphi bewilligt. Die französischen Gelehrten haben unter Leitung von Homolle die Trümmer des alten delphischen Heiligtums zutage gefördert und wunderbare Erfolge erzielt.

Freilich habe ich ebenso in Delphi, wie bald darauf in Olympia, Reisende angetroffen, die bitter enttäuscht waren. Aber sie verlangen zu viel. Die Pracht der Tempel, die Herrlichkeit der alten Bildsäulen und Weihgeschenke, die Begeisterung des Festzuges wird angesichts der dürftigen Trümmer-Reste niemand vor seinem geistigen Auge erstehen lassen, der nicht Einbildungskraft, etwas dichterisches Empfinden und Liebe zum klassischen Altertum mitbringt.

Groß war der heilige Bezirk nicht. Er bildete ein unregelmäßiges, von einer Mauer umzogenes Viereck von 190 zu 135 m, das, durch Stützmauern gesichert, in drei Terrassen emporstieg, so daß die Grundlinie der obersten 50 m höher liegt, als die der untersten. Dieses Ansteigen des Terrains war es wohl, nach meiner Ansicht, welches den schier unfehlbaren Geschmack der Griechen veranlaßte, hier so viele hochragende, also bequem sichtbare Weihgeschenke aufzustellen, wie die Sphinx der Naxier, den Dreifuß nach dem Siege bei Platäa, die Nike des Päonios, die Akanthos-Säule mit den tanzenden Jungfrauen und das Riesen-Standbild des Apollon selber.

Der Haupteingang liegt nahe der Südost-Ecke. Auf großem, rechteckigen, mit regelmäßigen Steinplatten belegtem Platz sammelten sich die Festteilnehmer, um durch die gewundene heilige Straße zum Apollon-Tempel und dem davor belegenen Altar und schließlich zu dem in der oberen Nordwest-Ecke belegenen Theater, wo die musischen Wettkämpfe stattfanden, emporzusteigen: eine herrliche Ruhmes-Straße, die anders aussah, als die mancher Großstädte unsrer Tage.

Ein wahrer Wald von Bildsäulen, Gruppen, Weihgeschenken in schönster Abwechslung, dazu alte und neue Schatzhäuser der

Städte führten in lieblichstem Wechsel zu dem majestätischen Tempel des pythischen Gottes. Nach der Plünderung der Phokäer und dem ästhetischen Raub Nero's sollen (nach Plinius, XXXIV, 17) noch 3000 Statuen zu Delphi zurückgeblieben sein; und Plutarch sowie Pausanias haben noch die herrlichsten Kunstschätze daselbst vorgefunden.

Bis zum Jahre 460 v. Chr., also vor der Mitte der eigentlichsten Blütezeit von Hellas, hätte man über das Tor des Haupteingangs eine Inschrift anbringen können, die eine Übersetzung darstellte von „À toutes les gloires de la Grèce". Denn die dem Gott geweihten Sieges-Denkmäler waren aus der Beute von den griechenfeindlichen Barbaren-Völkern gewonnen. Da stand gleich hinter dem Haupttor auf der Südseite das Denkmal der Athener aus der Beute des Sieges bei Marathon, — Miltiades zwischen Apollon und der Athene und die zehn Stammes-Heroen. Wir sehen heute von allen diesen Denkmälern nur die Sockel. Von den Bildsäulen wissen wir, was Pausanias darüber mitteilt. Er nennt den großen Phidias als Bildner.

Da stand, gelehnt gegen die polygonale Stützmauer zwischen der unteren und der mittleren Haupt-Terrasse, die Halle der Athener mit den Schiffs-Schnäbeln aus dem ruhmreichen Seesieg bei Salamis. Da stand dicht neben dem Hauptaltar vor dem Tempel der berühmte goldene Dreifuß, aus der Beute des Sieges, den die Griechen über die Perser bei Platäa erfochten. Die kunstreiche, mächtige, über 5 m hohe Stütze des Dreifußes aus drei miteinander verflochtenen Schlangen hat Pausanias noch unversehrt an Ort und Stelle gesehen. Der Kaiser Konstantin hat sie dann nach Konstantinopel verschleppt: dort stand sie auf der Längsmauer der Rennbahn, dort steht sie noch heute auf dem Roßplatz (Atmeidan) in einer Grube. Jeder neugierige Reisende hat sie betrachtet. Ich habe mir dreimal die größte Mühe gegeben, von den in die Schlangenwindungen eingeritzten griechischen Städte-Namen etwas zu entziffern. Vor 50 Jahren hat unser Landsmann O. Frick, damals Erzieher in dem Hause des preußischen Gesandten zu Konstantinopel, später Rektor der lateinischen Hauptschule zu Halle, die Inschrift genau ermittelt: „Diesen Krieg fochten die Lakedämonier, die Athener, die Korinther" usw.

Da stand ferner im heiligen Bezirk von Delphi das Weihgeschenk des Gelon, der 480 v. Chr. die gewiß mit den Persern einverstandenen Karthager bei Himera auf das Haupt schlug und Sizilien für die Griechen rettete.

Aber der unglückliche Hader der Griechen miteinander, die Selbstzerfleischung, die 404 die Niederwerfung Athens durch die Spartaner, ein Menschenalter später die Demütigung Sparta's durch die von Epaminondos befehligten Thebaner herbeiführte, hat auch in Delphi unvertilgbare Spuren hinterlassen. Trotzig gegenüber dem Denkmal von Marathon erhob sich das von Ägospotamoi, am Thrakischen Chersones, wo der Spartaner Lysandros die athenische Flotte vernichtete. Aber ein Menschenalter danach stellten die Arkader, die dem Epaminondas beigestanden, ihr Siegesdenkmal vor das des Lysandros, und die Argiver das ihrige daneben. Schon Plutarch hat in seiner Schrift vom delphischen Orakel die häßlichen Inschriften auf den schönen Weihgeschenken, die den Bruderzwist der Hellenen verewigten, tadelnd hervorgehoben.

Von den Schatzhäusern hat das von Knidos (oder vielmehr von Siphnos) so viele Reste hinterlassen, daß die Franzosen eine Rekonstruktion der Westfront im Museum aufstellen konnten. Da sehen wir Jungfrauen als Stützsäulen der Vorhalle, wie im Erechtheion; da sehen wir im Fries eine Giganten-Besiegung durch die Götter. Kurz, Delphi hat uns die Vorstufen der griechischen Kunst dargelegt. Die Aufdeckung von Delphi hat Epoche gemacht in der Kunstgeschichte.

Der Tempel des Apollon ist freilich ganz zerstört, nur die Grundmauern sind erhalten. Das Allerheiligste (Adyton), der Orakelschlund, ist, wie es scheint, durch frommen Eifer vorsätzlich ganz und gar zerstört.

Ungeheuer war die Ausbeute an eingegrabenen Inschriften, die alle Wände bedeckten. An der Wand des athenischen Schatzhauses hat man Hymnen auf Apollon mit zwischen den Zeilen angebrachten musikalischen Noten entdeckt.

Dagegen wurden, abgesehen von den Reliefs der Schatzhäuser, nur wenige Statuen gefunden. Eine aber, der jugendliche Wagenlenker in Bronze aus der Mitte des 5. Jahrhunderts,

entschädigte für alle Mühen, so daß die Franzosen ausriefen: Nous avons trouvé notre Hermès de Praxitèle.

Als Delphi noch stand, folgte, nach dem Opfer auf dem Hauptaltar, das feierliche Mahl; in der Frühe des nächsten Tages aber die Wettkämpfe in den Musen-Künsten oben im Theater. Einen solchen feierlichen Chorgesang, den der Korinther Aristonoos um 400 v. Chr. auf den pythischen Apollo gedichtet, hat uns die Wand des Schatzhauses der Athener aufbewahrt. Der Kunstwert dieses Gesanges ist nicht bedeutend; mit den Chorgesängen des Äschylos und des Euripides, welche das pythische Orakel feiern, kann er nicht verglichen werden.

Wir steigen also empor zum Theater; wir steigen weiter, außerhalb der Umfassungsmauer, zum Stadion, in dessen Bezirk Wein zu bringen bei 5 Drachmen verboten gewesen; der Angeber bekam die Hälfte ab.

Wir besuchen die heilige Quelle der Kastalia in der Schlucht zwischen den beiden Phädriaden, wo die Pilger vor der Orakelbefragung sich waschen mußten. Daß der Quell dichterische Begeisterung spendet, ist erst in römischer Zeit aufgekommen und durch Ovid uns überliefert. Ich fand den Quell halbverstopft und das riesige Weihwasser-Becken davor nur mit spärlichem und unreinem Wasser gefüllt.

Den Abend nach diesem inhaltreichen Tage brachte ich im Gasthaus mit ruhigem Überdenken zu, mit dem Aufzeichnen meiner Beobachtungen, auch mit dem Lesen einer kleinen, nach eigner Anschauung, recht lebendig geschriebenen, lehrreichen Schrift über Delphi, die im Lesezimmer des Gasthauses auslag: „Delphi, geschildert von O. Fritsch, Professor am Reform-Gymnasium zu Karlsruhe, Gütersloh 1908.“ (132 S.) Ich verdanke dieser Schrift viele Belehrung. Das gleiche gilt von „Olympia und Delphi von Professor Dr. H. Luckenbach zu Karlsruhe, 1904.“ Das gelehrte Rüstzeug über Delphi hat der größte Kenner dieses Gegenstands in Deutschland, P. Pomtow, in dem entsprechenden Artikel der Real-Enzyklopädie des klassischen Altertums von Pauly-Wissowa, IV S. 2517—2670, für uns zusammengetragen und durch weitere Arbeiten ergänzt. Sehr wertvoll ist auch der Artikel der früheren Ausgabe, von Preller, aus dem Jahre 1842. Das große Werk der Franzosen ist, zum

großen Leidwesen der Altertumsforscher noch nicht erschienen. Für den Reisenden ist Baedeker ein verläßlicher und brauchbarer Führer. Wer Griechisch versteht, findet im Museum zu Delphi noch einen andren, Hodegos ton delphon, 1908, vom Ephoros Keramopullos.

Nun verabschiedete ich mich von meinem Freund, der am nächsten Morgen sehr früh aufstehen mußte, um nach Athen zu fahren, das er auf dieser Reise noch gar nicht gesehen; während ich schon vierzehn Tage dort geweilt und somit Zeit, nicht bloß Neigung hatte, noch den folgenden Tag in Delphi zu verweilen.

Es war ein schöner Tag, der 26. März. Mir bereitet dieser zweite Tag an solchen Ruinenstätten, wie Delphi und Olympia, eine eigenartige Wonne. Das eifrige Forschen des ersten Tages ist abgetan. Ich habe jede Statue, jede Ruine, die für mich in Betracht kommt, gesehen, verglichen, wieder neu dem Gedächtnisse eingeprägt. Jetzt kommt das künstlerische Genießen des Gesamteindrucks, das alles noch einmal in schöneren Farben, in weicheren Umrissen darstellt.

Beim Austritt aus dem Gasthaus gebe ich mich ganz dem Landschaftsbild hin, das auf der kurzen Strecke vom neuen Kastri bis zum alten Delphi zwei ganz verschiedene Eindrücke zu einer seltnen Harmonie verschmilzt.

Zuerst entzückt mich das liebliche Tal von Itea, vom blauen Meer freundlich umsäumt, ein wahrer Garten, in der Tiefe ausgebreitet, von der Höhe aus durch die blaue Luft und in dem warmen Sonnenschein ganz deutlich sichtbar und nahegerückt.

Dann aber, sowie wir um den vorspringenden Felswinkel herumbiegen, wo die Frauen von Kastri die Osterwäsche klopfen, und Reste der alten Gräberstraße von Delphi den Blick fesseln, springt mit einem Schlage ein ganz andres Bild in die Augen, die starren Phädriaden-Felsen mit der Kastalia-Schlucht und jenseits des Pleistos-Abgrundes wieder mächtige Felsen und Pflanzungen an der Tiefe des Abhanges.

Ich gehe zum Museum. Jeder, der es zum zweiten- oder drittenmal betritt, wird von den Wächtern mit freundlichem Zunicken begrüßt. Er ist ihnen nicht ein gleichgültiger Reisender, sondern ein Liebhaber der Ruhmeswerke aus dem Altertum ihres

Vaterlandes. Der eigentliche Schatz-Hüter, der Herr Aufseher (Ephoros), ist nicht in Delphi, sondern nach Olympia gereist, wo gerade einige ergänzende Ausgrabungen unternommen werden. Ihn vertritt der Unteraufseher (Epistates), Herr Alexandros Kondoleos, dessen Bekanntschaft ich schon tags zuvor gemacht. Der schlechtbezahlte, schlechtgekleidete, dabei sehr kenntnisreiche Mann hat meine volle Sympathie.

Ich hatte schon im Jahre 1900 auf der Welt-Ausstellung zu Paris, in einem abgelegenen, fast von niemandem besuchten Winkel des Oberstockes vom Hauptgebäude die Abgüsse der Hauptfunde aus den Ausgrabungen zu Delphi genau betrachtet, zum Staunen des Aufsehers, der übrigens gute Auskunft zu geben vermochte; und war geradezu überrascht gewesen über die Bereicherung unsrer kunstgeschichtlichen Anschauung.

Niemals hätte ich geglaubt, daß die Akanthos-Säule, umgeben von den drei reizvollen, tanzenden Jungfrauen mit dem hohen Kopfputz, ein echt griechisches Werk aus dem Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. (oder aus der Wende vom 5. zum 4.) sein könnte. Ja, ich wage zu behaupten, daß Winckelmann, der Schöpfer der Kunstgeschichte des Altertums, diese Ansicht noch stärker abgelehnt hätte.

Nicht bloß neue Formen, auch unbekannte Sagen-Motive hat uns der aufgegrabene Schutt von Delphi an das Tageslicht gefördert. Da sehen wir in dem Bildfries des alten Schatzhauses der Knidier den Aiolos (den „Schaffner der Winde“ der homerischen Odysee), wie er aus seinen Blasebälgen Sturmwinde den Giganten entgegenschleudert.

Wunderbar wirksam ist der Wagenlenker, trotz der schlichten Faltung des lang herabhängenden, hochgeschürzten Chiton, aus der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts v. Chr.; geradezu erstaunlich die feinste Ausführung des Kopfes, mit den Haaren und der Stirnbinde. Sind doch sogar die einzelnen Wimpern aus Metallfäden gebildet. Die Augen, aus farbigem Email besonders eingesetzt, wirken höchst lebendig. Ich lasse mir einen Stuhl kommen, um darauf stehend diese Einzelheiten aus größerer Nähe zu studieren.

Der Nachmittag ist den Ruinen gewidmet. Ruhig sitze ich auf den Stufen des Theaters, schaue, träume, schaue wieder.

Diese Aussicht auf Felsen und Schluchten mußte einen Eindruck hervorrufen, der durch keine modernen Bühnen-Kunststückchen in unsren geschlossenen Theatern erreicht werden kann. Und so waren alle antiken Theater angelegt, deren Reste wir noch heute bewundern können, das zu Athen, zu Argos, zu Epidauros, zu Syrakus, zu Tauromenia. Wunderbar ist auch die Akustik noch heute in diesem offnen, in den Fels gehauenen, dabei schon halbzerstörten Theater. Ich mache den Versuch, da ein gebildeter Griechenjüngling mit dem Buch in der Hand von oben her das Theater betritt. Er versteht und wiederholt jedes Wort, das ich unten mit gewöhnlicher Stimme ertönen lasse. Dies ist um so merkwürdiger, als die laute Stimme ein mehrfaches Echo hervorruft.

Versuche über die Akustik der griechischen Theater hatte ich mit meiner lieben Frau schon 1890 und 1891 in den fünf vorhergenannten Theatern gemacht. Sie sang unten in der Orchestra, an dem Altar, wenn dessen Reste noch sichtbar; ich hörte zu auf den obersten Stufen. Unvergeßlich ist mir Taormina, wo wir bei schlechtem Wetter abends im Gasthaus saßen und sie am Klavier sang: als plötzlich der Wind aufhörte, der Mond hell erstrahlte, und wir mit denen, die folgen wollten, zum Theater eilten und den Wächter herausklingelten. „Komm, Hoffnung, laß den letzten Stern der Müden nicht erbleichen!" klang es zu den beschatteten Sitzen empor mit ungebrochner Stärke und Lieblichkeit.

Gegen Abend mache ich einen Spaziergang durch das Dorf. Bekanntermaßen hat dasselbe bis 1892 unmittelbar auf dem Schutt über dem Heiligtum des Apollon gestanden; die Franzosen mußten die 300 Besitzer für 350 Gebäude mit 200000 Franken entschädigen; dann wurde das ganze Dorf abgebrochen und weiter westlich zu beiden Seiten der Landstraße und auf dem Abhang der Felsen wieder aufgebaut.

Das Schulgebäude ist stattlicher, als bei uns in vielen Dörfern. Aber die Häuser hätten besser gebaut und gehalten werden können. Mit verschiedenen Leuten knüpfe ich Unterhaltungen an, auch mit Herrn Paraskevâs, dem Wirt des zweiten, am Eingang des Dorfes gelegenen Gasthauses (Xenodocheion ton Xenon), einem kleinen, dicken Mann mit klugen Augen, der mir

nicht grollt, daß ich bei seinem Wettbewerber abgestiegen bin, und dessen ganz kleines und einstöckiges, sauberes Haus, das auch H. Pomtow's Beifall gefunden, gewiß manchem Reisenden sehr behaglich sein wird.

Früh zu Bett und früh wieder auf! Wer das Schiff von Itea nach Peiräeus, das um 7 Uhr morgens abfahren soll, erreichen will, muß um 4 Uhr aufstehen und um 5 Uhr den vorher (für 20 Drachmen) gemieteten Wagen besteigen.

Es regnet in Strömen bei der Fahrt zu Tal. Der Wagen ist geschlossen. Der Kutscher peitscht die Pferde, hält aber im nächsten Dorf, um einer jungen Bäuerin, die nach Itea will, auf den Bock zu helfen. Dagegen pflegt der Reisende hierzulande nichts einzuwenden und, wenn er es täte, würde es nichts nützen. Ich finde es menschenfreundlich und freue mich über den zierlichen Gruß, mit dem die Schöne in der Vorstadt von Itea sich ihrem Beschützer empfiehlt.

Das Wetter klärt sich auf. Wir haben eine schöne Dampfschiff-Fahrt, durch die Bucht von Itea, den korinthischen Golf, den Isthmus-Kanal und endlich durch den saronischen Meerbusen, zwischen Salamis und Ägina hindurch, nach dem Hafen von Piräeus. Dies ist, in umgekehrter Richtung, für den heutigen Reisenden die gewöhnliche Zufahrt nach Delphi, die etwa 8 Stunden beansprucht und 15 Drachmen kostet; d. i. ein ziemlich hoher Preis für die mäßige Leistung.

Die Aussicht auf dieser Fahrt ist wahrhaft großartig. In der Bucht von Itea erscheint auf der rechten Seite das niedrig gelegene Städtchen Galaxidi (d. h. kleine Milchstraße) mit seinen Schiffswerften; links erspäht man das Dorf Magula, welches die Stelle des einst wegen „Gottesfrevels“ zerstörten Hafens Krisa einnimmt.

Dann kommt der korinthische Meerbusen, der bei einer Breite von nur 20 km wie ein Landsee aussieht, in einer Bruchspalte zwischen mächtigen Gebirgen liegt und rasch die schöne Bläue wiedergewonnen hat, die mich auf meiner Fahrt durch die ganze Länge desselben im Jahre 1886 so entzückt hatte.

Schaut man nach Norden, so ragt der schneebedeckte Parnaß zum Himmel, hoch über den grün schimmernden flachen Rücken der Kirphis. Blickt man nach Süden, so erscheinen die frucht-

baren Küsten von Achaja und darüber die schneebedeckte Kyllene im Norden von Arkadia und weiter ab, nach Südwest, der Erymanthus, wo nach der Sage und nach zahlreichen Bildwerken aus dem Altertum Herakles den Eber gefällt, beide Gebirge über 2200 m hoch.

Nachdem ich mich daran sattgesehen, beschäftigte ich mich mit den Menschen. Sowie ich sie anrede, schallt mir das homerische entgegen: „Wer, woher bist du der Männer, wo ist deine Stadt, wo leben deine Eltern?“ Natürlich in neugriechischer Weise, mit der Zusatzfrage: „Wo hast du griechisch gelernt?“

Ein alter Palikare, völlig zahnlos mit seinen 70 Jahren, aber noch stattlich und aufrecht, in der Volkstracht, fesselt mich besonders. Ich bringe ihn dazu, ein Klephthen-Lied zu singen und zu tanzen. Das Lied fängt an: „Mein Anton, was sinnest Du?“

Auf dieser Seereise hat meine griechische Sprache einem Menschen vielleicht gar das Leben gerettet. Nach einer halben Stunde stürmen zwei meiner neuen Bekannten wild vom Zwischendeck auf das Oberdeck und rufen: „Doktor, Doktor, schnell, schnell!“

Ich folge ihnen und sehe unten einen armen Mann, aus dessen rechter Hand ein Schlagader-Blutstrom hoch emporspritzt, umlagert von der stumpfsinnig staunenden, untätig gaffenden Menge. Augenblicks komprimiere ich das Blutgefäß.

Eine französische Baronin, mit der ich vorher gerade geplaudert hatte, war mir gefolgt. Sie bringt mir auf mein Verlangen sterilisierte Verbandwatte aus ihrem Reisevorrat und ein reines Taschentuch sowie einige Befestigungs-Nadeln. Der Verband hemmt die Blutung. Ich verbinde noch einen zweiten Mann, der gleichfalls durch die Hand geschossen war. Ein dummer Junge von 20 Jahren hatte ihnen seine Browning-Pistole gezeigt; dieselbe war losgegangen, das Geschoß (von 6 mm Kaliber) durch ihre Hände und dann zum Glück ins Meer geflogen, ohne noch weiteren Schaden anzurichten.

Mit Gewalt setze ich es durch, daß die beiden Verwundeten in eine leere Kajüte gebracht werden. Der Kapitän bemächtigt sich des Übeltäters und verlangt nach den Schiffsgesetzen 20 Drachmen Strafe. Der Junge erklärt, daß er das Geld nicht habe; aber seine Taschen werden umgedreht und die schmie-

rigen Scheine ihm entrissen, allerdings gegen regelrechte Quittung.

In Korinth werden die Verwundeten gelandet und ins Krankenhaus gesendet. Auch der Übertreter entschlüpft hierselbst. Als dann einige Stunden später im Hafen von Piräeus das Haupt der Hafenpolizei von seinem kleinen Dampfer aus uns anruft und fragt, wo der Übeltäter sei; ruft der Kapitän achselzuckend zurück, daß jener in Korinth ausgestiegen sei und daß er seinen Namen nicht kenne.

Wir fahren also durch den Kanal, welcher die Land-Enge von Korinth durchschneidet und den korinthischen Meerbusen mit dem saronischen verbindet. Schon das Altertum hatte den Durchstich geplant. Erst die Neuzeit hat das Werk ausgeführt, in den Jahren von 1881—93 mit einem Kostenaufwand von 60 Millionen Mark. Auf meinen beiden Reisen 1886 und 1890 hatte ich noch die Ausschachtungen gesehen.

Obwohl der Weg vom adriatischen Meer und von den ionischen Inseln nach dem Hafen von Griechenlands Hauptstadt um 300 km abgekürzt wird, so hat der Kanal, der 6 km lang, 23 m breit und 8 m tief ist, doch nicht die Erwartungen erfüllt, die man an seine Herstellung geknüpft hatte.

Die großen Dampfer müssen ihn meiden und um die Pelopones herumfahren. Auf diesem Wege bin ich auch auf meiner letzten Reise nach Athen gelangt. Die Vergnügungsdampfer, welche das Mittelmeer kreuzen, ankern vor der östlichen Einfahrt und veranstalten für ihre Reisenden eine theatralische Durchfahrt hin und zurück, indem unter Musik-Begleitung die Dampf-Barkasse einige mit Reisenden vollgepfropfte Rettungsboote ins Schlepptau nimmt.

An passender Stelle steht schon der auf dem niedrigen, in den Fels gehauenen Fußpfad vorausgeeilte Photograph, um das denkwürdige Ereignis zu verewigen und denen, die es begehren, das Bild zu verkaufen.

Dieses zweifelhafte Vergnügen der Durchfahrt hatte ich im Jahre 1908 durchgemacht. Weit schöner fand ich den Anblick diesmal, von der größeren Höhe des Dampfer-Verdecks aus. Die Felswände sind ganz senkrecht. In der Höhe von 52 m über dem Wasserspiegel überschreitet die Brücke für Eisenbahn-

und Straßen-Verkehr den Durchstich. An einzelnen Stellen steigt der Berg noch höher empor. Sein Gipfel ist mit Fichtenbäumen bekränzt. Ein Hirtenknabe, der einen Baumstamm umfaßt, lugt in die Schlucht hinein, herab auf das vorüberfahrende Dampfschiff, das seinem gleichförmigen Tage eine kleine Abwechslung bietet.

Somit ist der Anblick des Isthmus-Kanales wohl reizvoller, als der des berühmteren und unvergleichlich wichtigeren Suez-Kanales mit seinen sandigen, flachen Ufern; aber nicht so malerisch, wie der weniger bekannte, doch an Verkehr dem letztgenannten kaum nachstehende Schleusenkanal bei Sault St. Marie zwischen dem Huron-See und dem Lake Superior.

In Athen traf ich meinen Freund. Wir verweilten daselbst $2^1/_2$ Tage. Ich fand gute Aufnahme in dem früheren Hotel, wo ich meine Sachen zurückgelassen; tat einiges für meine Körperpflege, besuchte die alten lieben Stätten wieder und rüstete mich zur Abfahrt in die Pelopones, die wir auf den frühen Morgen des 30. März festsetzten.



VIERTES BUCH

Die Pelopones

I

Nauplia

ὦ Παλάμηδες, ὦ σοφωτάτη φύσις.

O Palamedes, weisestes Genie.
Aristophanes, Frösche, 1451.

Wer von Athen aus den nord-östlichen Teil der Pelopones besuchen will, tut wohl am besten, das griechische Dampfschiff von Piräeus nach Nauplia zu benutzen, das (für 10 Dr.) die entzückende Küstenfahrt in 12—14 Stunden vollendet.

So war ich am 13. März 1886 allein gefahren. Ich hatte sehr früh aufstehen müssen; der bestellte Wagen war nicht ganz pünktlich gewesen, doch brachte er mich rasch durch die morgenkühlen Wege nach Piräeus; die Abfahrt des Schiffes verzögerte sich um eine volle Stunde.

So fuhr ich auch am 30. März 1909 mit meinem Freund; der Wagen hielt diesmal pünktlich vor dem Hotel Grande Bretagne; aber die Bedienung hatte vergessen, mich rechtzeitig zu wecken, so daß ich das erste Frühstück etwas eilfertig zu mir nehmen mußte. Das zweite stand wohlverpackt bei dem Pförtner. Natürlich fuhren wir jetzt zum Bahnhof und mit der Bahn zum Piräeus.

Auf dem Schiff empfing uns noch ein Arzt aus der Hafenstadt, ehemaliger Schüler meines Freundes, und überreichte uns als Gastgeschenk eine Flasche Wein und für mich ein Päckchen holländischer Zigarren. Auch diesmal erfolgte die Abfahrt mit großer Verspätung.

Das Ägäische Meer offenbarte uns seine ganze Schönheit. Zwischen den malerischen Inseln Salamis und Ägina hindurch,

deren Anblick jedesmal von neuem das Auge erfreut, dann zwischen Ägina und der vulkanischen Halbinsel Methana, deren Felsen die kühnsten und seltsamsten Formen aufweisen, fahren wir nach der nur durch einen ganz schmalen Sund vom Festland getrennten Insel Poros, vor deren freundlichem Hauptstädtchen (von 4000 Einwohnern) wir Anker werfen.

Schon zuvor hatte uns ein kundiger Grieche die Stätte des Poseidon-Heiligtums gewiesen, wo ja am 12. Oktober 322 v. Chr. der edle Demosthenes sich den Tod gegeben.

In dem Hafen, wo wir ankern, hat am 13. August 1831 Miaulis einen Teil der griechischen Flotte in Brand gesteckt, um sie nicht in die Hände der Russen fallen zu lassen. Neben den weißgetünchten Häusern der Stadt fällt uns eine Reihe recht nüchterner, großer Gebäude auf. Das sind Arsenal und Zubehör, unter dem König Otto von bayerischen Offizieren errichtet. Poros war damals Hauptkriegshafen; jetzt ist derselbe nach der Insel Salamis verlegt.

Während wir vor Anker liegen, entwickelt sich ein lebhafter Verkehr zwischen Schiff und Hafen. Reisende gehen und kommen. Möbel und Waren aller Art werden ausgeladen und in Barken ans Land geschafft, andre hingegen auf das Schiff gebracht. Auch Händler erscheinen und bieten ihre Waren an. Ein geschlachtetes und abgehäutetes Lämmchen wird angepriesen, von Etlichen betastet und mit der Hand gewogen; so seltsam das uns vorkommt, der Braten findet seinen Käufer. Gegenüber auf dem Festlande, aber nicht an der Küste, lag das alte Troizen, das trotz der dorischen Überflutung der Pelopones jonischen Charakter bewahrt hatte.

Noch schöner, als Poros, liegt Hydra auf dem Bergabhang der gleichnamigen Insel, unser nächster Ankerplatz. Die Stadt ist etwas größer, der Verkehr noch lebhafter, der Aufenthalt länger. Wer von uns hat nicht in seiner Jugend das Lied von Wilhelm Müller vom Kleinen Hydriot[1] gelernt und hergesagt, ohne eine rechte Ahnung zu besitzen, was es eigentlich bedeutet! Albanesen und die kühnsten Seefahrer waren die Einwohner

---

[1] „Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
Da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein . . .“

dieser Insel, welche der türkischen Flotte im griechischen Befreiungskriege so ungeheuren Schaden zufügten. Das gleiche gilt von der Insel Spetsa, wo wir danach landen.

Jetzt hatten wir Vergnügungs-Reisende fast genug von Häfen und Anker-Stationen. Die Sonne senkt sich, wir sehnen uns nach Ruhe und gutem Abendessen. Das Frühstück, welches uns der Schiffs-Koch geboten, war unerträglich gewesen; nur die Zuhilfenahme meines Speisekorbes und des von dem Gastfreund gespendeten Weins hatte uns und unsre nächsten Nachbarn vor dem Fasten bewahrt. Auch die Unterhaltung mit griechischen Reisegefährten, einem sehr liebenswürdigen Advokat aus Athen, einem 82jährigen ehemaligen Schiffskapitän und Abgeordneten, einem orthodoxen Priester, hatte ihr natürliches Ende gefunden, da einer nach dem andren das Schiff verlassen. Nach Nauplia wollten von Kajüt-Reisenden nur wir beide und eine amerikanische Familie.

Aber unserthalben war der Dampfer nicht ausgefahren. Von uns kann er nicht leben. Er kreuzt von Spetza schräg über den Argolischen Golf nach Leonidi, das schon in der südlichen Hälfte der Pelopones belegen und in der Luftlinie gar nicht so weit von Sparta entfernt ist; fährt dann nordwärts nach Astros, um erst ganz in der Dunkelheit an dem Kai des trefflichen Hafens von Nauplia Anker zu werfen.

Sofort bedrängen uns die Beauftragten der Wirtshäuser. Der des Fremdenhotels (Xenodochion ton Xenon) flüstert mir ins Ohr, daß es bei ihnen um 2 Drachmen billiger sei. Der Unglückliche weiß nicht, daß ich dies Haus kenne!

Am 3. April des Jahres 1886 hatte der Dampfer abends drei europäische Parteien gelandet, ein französisches, ein englisches Ehepaar und mich selber. Ein Soldat war auf mich zugekommen, hatte sich als Sohn des Gastwirts ausgewiesen und die Führung übernommen. Damals war dieses Gasthaus als das einzig brauchbare mir von Hrn. Dörpfeld empfohlen worden. Die tintenähnliche Flüssigkeit, die ich in dem Waschbecken vorfand, und der ganze Zustand meines Zimmers veranlaßten mich, das bedienende Pädi ordentlich anzufeuern; nach einer halben Stunde sah es bei mir wohnlicher aus. Inzwischen hatte der französische Herr von der zweiten Partei in seiner Mutter-

sprache dem Wirt ähnliche Vorhaltungen gemacht; der letztere sagte immerzu: Oui, Monsieur; es geschah aber nichts, bis ich mit dem Pädi antrat und diesen auf seine weiteren Pflichten verwies.

Als ich am 31. März 1890 zum zweiten Male, mit dem Wagen aus Korinth, bei diesem Hotel vorfuhr, diesmal mit meiner lieben Frau, war es wohl ein wenig feiner geworden, aber doch nicht genügend. Wir waren die einzigen Gäste und wurden durch alle Zimmer geführt. Keines schien sauber, außer dem letzten, das aber nach Aussage des Wirts besetzt war, auch wirklich einen Koffer enthielt und uns nur vorläufig als Speisezimmer dienen sollte. Bald aber erschien der Bürgermeister des Orts, ein Arzt, dem ich den Empfehlungsbrief seines Kollegen aus Athen gesendet hatte.

Er schüttelte uns die Hand und fragte, was er für uns tun könne. Ich erwiederte: „den Inhaber dieses Zimmers ersuchen, daß er es uns überläßt und mit einem andren vorlieb nimmt.“ Da klatschte er nur in die Hände und wies den herbeieilenden Diener durch eine herrische Gebärde an, den Koffer hinauszutragen und sagte lächelnd: „Hier wohnt ja nur das verwöhnte, studierte Söhnchen der Wirtsleute; das kann wo anders hausen.“

Zu einem dritten Versuch mit diesem Gasthaus hatte ich keine Lust, wenngleich eine weitere Besserung nach dem 19jährigen Zwischenraum anzunehmen war. Kundige, gebildete Griechen hatten mir das neue Gasthaus (Neon Xenodochion) empfohlen, das dicht am Kai steht und das uns auch voll befriedigt hat. (Baedeker kennt es noch nicht.) Wir fanden dort gute Gesellschaft, zwei junge englische Altertumsforscher mit Damen, einen Holländer mit seiner Frau, von Griechen einen Bankbeamten und den Aufseher der Altertümer zu Epidauros, mit denen ich nach Tisch sogleich in lebhafte Unterhaltung trat und nützliche Ratschläge für die weitere Reise erhielt.

Auch die Wirte, zwei Brüder, die ihr noch junges Geschäft emporbringen wollten, zeigten sich äußerst zuvorkommend. Ein Kutscher war bald zur Stelle, mit dem wir für den folgenden Tag die Fahrt nach Epidauros verabredeten und den Preis auf 40 Drachmen festsetzten. Ich hatte auch noch Zeit, meine Aufzeichnungen über meine erste Fahrt nach Epidauros, aus dem Jahre 1890, durchzusehen.

Die Stadt Nauplia selber bekam ich diesmal nur bei den Aus- und Einfahrten oder abends nach der Rückkehr, am besten noch am 2. April, am Tage unsrer Abreise, zu sehen. Ich kannte sie aber schon aus den beiden früheren Besuchen.

Die Stadt soll eine Gründung der Phönizier gewesen sein, hatte aber im griechischen Altertum keine große Bedeutung und lag schon zu Strabon's Zeit in Trümmern. Wichtiger wurde sie im Mittelalter unter den Franken, Venezianern, Türken. Nauplia ward zu einer starken Küstenfestung ausgebaut. Im griechischen Befreiungskrieg wurde sie sogleich von Oktober 1821 an belagert und Dezember 1822 von den Türken übergeben, war später Sitz der Regierung, auch des Königs Otto, bis 1834.

Die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt ist die hochgelegene Festung Palamidi. Ihren Namen führt sie von Palamedes, dem Sohn des Nauplios, einem Helden des trojanischen Sagen-Kreises, aber des nachhomerischen. Odysseus und Agamemnon haben ihn aus Neid ins Verderben gestürzt, indem sie verräterisch einen gefälschten Brief des Priamos und eine Summe Goldes in seinem Zelt unter seinem Bett verstecken ließen und ihn dann anklagten, worauf das Heer ihn steinigte. Er galt für den Erfinder der Leucht-Türme, der Wage, der Würfel, der Buchstaben. Sein Vater rächte ihn, indem er auf einem felsigen Vorgebirge der Insel Euböa brennende Fackeln aufstellte, so daß die heimkehrenden Griechen, in der Meinung, dort sei ein Hafen, darauf lossteuerten und mit ihren Schiffen scheiterten.

Dreimal habe ich die steile Höhe der von venezianisch-türkischen Befestigungen gekrönten Höhe bestiegen. Eine Treppe von 857 Stufen führt hinauf, 215 m hoch ist die Erhebung. Schon unterwegs sind schöne Aussichts-Orte, die man ja benutzen soll, wenn man abends emporsteigt, wie es mir zweimal passierte; denn es dunkelt schnell in dieser Gegend.

Ganz umfassend ist aber die Aussicht vom Gipfel, die der militärische Begleiter erklärt. Das erstemal (1886) hatte uns der Kommandant sehr freundlich empfangen und persönlich durch die Forts geleitet, bei dem Gefängnis vorbei nach dem östlichen, bequemeren Abstieg. Das letztemal sprach der begleitende Soldat englisch, mit Stolz: er war wohl auch in Amerika gewesen.

Man erblickt die ganze Ebene von Argos, einen Teil des Meerbusens, und die Rückseite der vorspringenden Halbinsel, auf welcher die türkische Feste Itschkale und die Stadt Nauplia gelegen ist.

Früher galt Palamidi für uneinnehmbar; die Überrumpelung durch die Griechen am 30. November 1822, nachdem allerdings die meisten der ausgehungerten Türken in die Stadt hinabgestiegen waren, trug wesentlich zur Ermutigung der Aufständischen bei, welche auch während des ganzen Krieges die Feste behaupteten.

Jetzt ist es im wesentlichen nur ein Gefängnis. Die Gefangenen werden in Griechenland nicht so abgeschlossen gehalten, wie bei uns. Sie werden allerdings von Soldaten bewacht und nicht herausgelassen, dürfen aber durch die Gitter hindurch mit ihren Freunden und Angehörigen verkehren und auch über die Umfassungsmauern empor an langen Stäben den Reisenden die Erzeugnisse ihrer Handfertigkeit anbieten und verkaufen. Ich traf dort oben 1909 außerhalb des Gefängnisses einen sehr alten Mann, welcher erzählte, daß er 27 Jahre ungerechterweise hier im Gefängnis gehalten worden sei, und zwar von den Türken: das letztere war ja Unwahrheit, denn dann hätte er doch mindestens 115 Jahre alt sein müssen, während er gewiß noch nicht 70 zählte; aber wir nahmen es nicht so genau und kauften ihm eine von seinen geflochtenen Peitschen ab. Der Soldat wies das angebotene Trinkgeld mit energischer Handbewegung zurück.

Die zweite Festung Itschkale, eine trotzig in das Meer vorspringende Hafenburg, die nicht so hoch ist und den Ort der alten Akropolis darstellt, haben wir uns nur von unten angesehen. Zwischen ihr und dem nördlich belegenen Hafen-Kai drängt sich die Stadt zusammen, die übrigens früher gleichfalls ganz und gar mit Mauern umgeben war, wie deutlich zu sehen ist auf dem in der neuen Pinakothek zu München befindlichen Gemälde „Einzug König Otto's von Griechenland in Nauplia", das Peter Heß 1835 geschaffen hat.

Dicht bei dem Landungsplatz steht ein Denkmal für die in dem griechischen Befreiungskampf gefallenen Franzosen. Eine doppelte Inschrift in griechischer und französischer Sprache preist

den Heldenmut dieser Vorkämpfer und bekräftigt die Freundschaft der beiden Nationen. In der Tat hatten die Griechen bei der Neubegründung ihres Staates den Franzosen viel zu verdanken und lohnen ihnen es noch heute durch große Anhänglichkeit, namentlich auch durch den Gebrauch der französischen Sprache, welche für die höheren und selbst für die mittleren Klassen des griechischen Volkes fast für die zweite Landessprache gilt.

Der Hafen ist ziemlich belebt, da er für die Bedürfnisse eines beträchtlichen Teils der Pelopones aufzukommen hat. Höchst angenehm ist der Spaziergang am Hafen-Kai. An einzelnen Punkten stehen auch kleine runde Tische nebst Stühlen, wo einem aus dem benachbarten Café das landesübliche braune Getränk in einem kleinen Täßchen (für 10—15 Lepta) kredenzt wird. Man trinkt, man raucht und blickt auf den glatten Spiegel des blauen Meeres. Da erscheint ganz in der Nähe ein sehr kleines Felseneiland, Burzi, das befestigt ist und wo kein Kahn landen darf ohne Erlaubnis der Regierung. Es ist auch ein Gefängnis, aber ein seltsames. Gefangen sitzt hier der Scharfrichter, immer ein zum Tode verurteilter und dann zur Übernahme dieses traurigen Amtes begnadigter Verbrecher, der sofort der Blutrache zum Opfer fallen würde, wenn man ihn eben nicht so scharf bewachte.

Eines störte mich beim Wandeln am Meeresufer, die grausame Art, mit welcher hier Knaben die großen achtarmigen Polypen töten, — die beliebte Fastenspeise der frommen Griechen, die ein Leckerbissen für den griechischen Gaumen schon seit uralter Zeit gewesen, wie wir ja durch den Komödien-Dichter Aristophanes wissen. Der Knabe packt den Polypen an den fußlangen, mit Saugnäpfen dicht besetzten Armen und schlägt den großen Hauptkörper, der die mächtigen Augen trägt, gewaltsam gegen die Steinquadern des Kai und wiederholt dies wohl ein dutzend Mal. Das Tier selber ist stumm, der Schlag gibt einen harten Schall.

Reich besetzt mit den Früchten des Meeres ist auch der Markt, zu dem man sogleich gelangt, wenn man eine Querstraße durchwandert. Auf dem großen Verfassungsplatz steht ein Denkmal des Freiheitshelden Demetrios Ypsilantis, der ja 1822 das wesentlichste zur Eroberung von Nauplia geleistet hat.

II

Epidauros

ὦ μέγα χάρμα βροτοῖς βλαστὼν
Ἀσκληπιὲ πᾶσιν.

O Asklepios, du zur Wonne der
Menschen entsprossen.
Pythisches Orakel, bei Pausanias, II, 26, 7.

Als wir am 31. März 1909, um 7 Uhr morgens, auf einem mit drei Pferden bespannten Wagen von Nauplia ausfuhren nach dem etwa 32 km entfernten Heiligtum des Asklepios, das ziemlich in der Mitte der Halbinsel Akte zwischen dem argolischen und dem äginetischen Meerbusen, also zwischen Nauplia und Epidauros, belegen ist, überwältigte mich die Erinnerung an meine erste Fahrt, die ich genau vor 19 Jahren, am 1. April 1890, mit meiner lieben Frau unternommen.

Das Heiligtum war damals soeben erst, von 1881—1887, durch die griechische archäologische Gesellschaft unter Leitung des General-Ephoros Kawwadias ausgegraben worden, aber die grundlegende Schrift desselben[1] noch nicht erschienen. Somit war die Beschreibung der damaligen Reisebücher noch unvollkommen. In dem von Meyer fehlte sie noch ganz und gar. Herr Kawwadias selber hatte mich liebenswürdig beraten, und mein Freund und ehemaliger Hörer, der Chirurgie-Professor Paulos Joannu, mich mit einem Empfehlungsbrief versehen an den ärztlichen Demarchen des der Ruinenstätte benachbarten großen Dorfes Ligurio, das den Platz des alten Lessa einnimmt, des westlichen Grenzorts von Argolis gegen das Gebiet von Epidauros hin.

---

[1] Das Heiligtum des Asklepios zu Epidauros, Athen 1900. (Griechisch.) Mit gerechtem Stolz erklärt Hr. K., daß dies die erfolgreichste Ausgrabung, namentlich in Beziehung auf das inschriftliche Material, in ganz Hellas gewesen.

Fröhlich fuhren wir durch die fruchtbare Ebene, die aber schon nach 3 km, hinter dem Dorf Aria, von einer steinigen Öde abgelöst wird. Es ist sehr einsam; man sieht nur Hügel und Gestrüpp und von Zeit zu Zeit eine Ziegenherde mit ihrem Hirten.

Aber die Fahrstraße ist ziemlich gut. Sie ist von der griechischen Regierung einige Jahre nach dem Beginn der Ausgrabungen hergestellt worden und läuft wohl hie und da parallel mit der des Altertums, auf welcher zahllose Kranke nach dem blühenden Heiligtum pilgerten, da die kluge Priesterschaft für bequemen Zugang sorgte. Sehen wir doch etwa eine Meile vor Ligurio noch eine uralte Brücke aus kyklopischen Bausteinen, die in einer Schlucht dicht neben unsrer Fahrstraße über einen Bach führt, und auf dem Gipfel des benachbarten Felskegels die Reste einer antiken Festung, deren mächtige, polygonale Mauern und Türme schon dem bloßen Auge von unten her sichtbar sind und bei Benutzung des Fernglases noch deutlicher hervortreten. Im Altertum hat sie den Zugang zum Heiligtum und die Straße nach Epidauros beherrscht und geschützt. In neuerer Zeit, während des griechischen Befreiungskrieges, haben Klephthen sich hier festgesetzt und von hier aus die Türken beunruhigt.

Danach beginnt wieder Bebauung des Landes. Die Einsamkeit hört auf, die Straße wird belebter. In großen Beuteln wird der Ziegen- und Schaf-Käse getragen, das Haupterzeugnis des Ödlandes, welches wir eben durchfahren hatten. Oliven-Pflanzungen treten auf, bald auch Rebengelände und Getreidefelder. Im Chan von Ligurio ist Osterwäsche. Lustig klopfen die Frauen auf Hemden und Fustanellen und brechen in lautes Gelächter aus, als ich sie frage, ob sie die Männer symbolisch durchprügeln.

Der Demarch steigt in unsren Wagen. Er ist Arzt, wie so vielfach die Bürgermeister in Griechenland; allerdings hat er nicht an einer Universität studiert, sondern nur bei einem andren Arzt durch Zugucken gelernt. Seine Tochter hat er Asklepiade genannt. Er übernimmt die Führung, weist uns das Dorf Korone, das für den Geburtsort des Asklepios gilt und den ragenden Zitzen-Hügel (Titthion), wo er gesäugt wurde; und bringt uns zu den Ruinen des Heiligtums.

Sehr bald wird dem Beschauer klar, daß einst hier eine antike Vereinigung von Lourdes und Karlsbad bestanden. Da sieht man die Überreste einer Rennbahn (Stadion), eines Ringer-Palastes, herrliche Propyläen, deren marmorne Dachziegel und Traufrinnen mit Löwenköpfen umherliegen, ein Rundgebäude (Tholos), das einst mit prachtvollen Gemälden und den Dank-Inschriften der Geheilten geschmückt gewesen, nach Pausanias von Polyklet (aber wohl nicht von dem berühmten, sondern von einem jüngeren, im 4. Jahrhundert v. Chr.,) erbaut und somit auch schon mit korinthischen Säulen ausgestattet.

Man sieht ferner allenthalben bequeme Sitze für die Kranken, wie in unsren heutigen Bade-Orten, wie denn auch geneigte Bahnen für Sänften oder Rollstühle in einen Tempel führen.

Das wichstigste ist die Doppelhalle für die Traumweissagungen, das abaton oder Allerheiligste, ferner der dem Asklepios geweihte Haupt-Tempel, wo die Gold-Elfenbein-Statue des Gottes gestanden. Er war auf dem Thron sitzend dargestellt, in der einen Hand seinen Stab, die andre über das Haupt der Schlange haltend, sein Hund zu seinen Füßen liegend, ein Werk des Thrasymedes aus Paros. Ferner finden wir Reste eines Tempels für Artemis, eines späteren für Aphrodite.

Wichtig war auch die alte Heilquelle, obwohl in diesem Asklepieion wesentlich nur Priestertrug, nicht ärztliche Kunst geübt ward. Die Quelle enthält salz- und schwefelsaures Natron.

Endlich sahen wir das wunderbar erhaltene Theater, natürlich im Freien, gegen einen Hügel gelehnt, gleichfalls ein Werk des Polyklet. Seine Akustik bestand glänzend die sofort angestellte Probe.

Zwei Bemerkungen des alten Pausanias erregen unsre Aufmerksamkeit. Erstlich durfte innerhalb des von Grenzsteinen umgebenen heiligen Haines des Asklepios weder Tod noch Entbindung statthaben. So befanden sich die Tempeldiener in der traurigsten Lage, da unter freiem Himmel ihre Kranken sterben, ihre Frauen entbinden mußten, bis der Senator Antonius, zur Zeit des Pausanias, ihnen für diesen Zweck ein Gebäude errichtete. Zweitens gab es eine besondere Art von Schlangen, die dem Asklepios geheiligt und zahm gegen Menschen sind und nur in Epidauros vorkommen.

Das wichtigste für die Altertumswissenschaft sind die glücklich wiedergefundenen, im Museum aufgestellten Weihe-Inschriften, zuverlässige, in Marmor eingegrabene Zeugnisse, die 2200 Jahre alt sind. Wir besitzen über dieselben bestimmte Angaben bei den Alten. Der berühmte Geograph Strabon schreibt, um 20 v. Chr. (VIII, 6): „Die Stadt Epidauros ist ansehnlich, am meisten durch den Ruhm des Asklepios, der das Vertrauen genießt, Krankheiten aller Art zu heilen, und hier ein Heiligtum besitzt, das immer voll ist von Leidenden und von Weihe-Tafeln, in denen die Heilungen verzeichnet sind, gradeso wie in Kos (Klein-Asien) und in Trikka (Thessalien).“ Der Reisebeschreiber Pausanias sagt (um 170 n. Chr., II, 27): „Auf den Säulen des Asklepios-Heiligtums sind verzeichnet die Namen von Männern und Frauen, die geheilt wurden von Asklepios, dazu auch die Krankheit, an der jeder litt, und das Heilverfahren.“

Diese Inschriften sind von gelehrten Deutschen, Ulrich von Wilamowitz-Möllendorf und den Gebrüdern Baunack 1886 herausgegeben und zugänglich gemacht worden. Ich habe im Museum mehrere in der Urschrift gesehen.

Zu den merkwürdigsten gehören die allerdings erst aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammenden des an Verdauungsbeschwerden leidenden, hypochondrischen Gelehrten Julius Apellas, dem der Gott nebst verschiedenen diätetischen Vorschriften auch dasselbe anbefahl, was in unsren Tagen ein berühmter Pastor, nämlich barfuß umherzuwandeln, — ferner die Kurkosten zu bezahlen und seine Heilungsgeschichte aufzuschreiben. (Das letztere hat der Mann getan, wir haben seine trübselige, langweilige Leidensgeschichte.)

Die auf Augenleiden bezüglichen Weihe-Inschriften habe ich in meiner Geschichte der Augenheilkunde (1899) übersetzt. Sie lauten folgendermaßen.

„1. Ambrosia, bisher einseitig blind, erhält das volle Gesicht von dem Gott.

Ambrosia aus Athen, auf einem Auge blind. Diese kam hilfesuchend zu dem Gott. Umherspazierend im Heiligtum, verspottete sie einige von den Heilungsgeschichten als unglaublich und unmöglich, daß Lahme und Blinde einfach nach einem

Traumgesicht gesund geworden seien. Aber im Tempelschlaf sah sie ein Gesicht: es schien ihr, als ob der Gott zu ihr trete und ihr sage, daß er sie zwar gesund machen werde, daß sie aber als Honorar im Tempel ein silbernes Schwein aufstellen (weihen) müsse, zur Erinnerung an ihre Torheit. Nach diesen Worten habe er ihr mit einem Messer das kranke Auge geritzt und ein Heilmittel eingeträufelt. Als es Tag wurde, ging sie gesund von dannen.

2. Einem einäugigen Manne wird das volle Gesicht geschenkt.

Ein Mann kam hilfesuchend zum Gott, so ganz und gar einäugig, daß er hier nur die Lider besaß, aber nichts drin war, sondern dieselben ganz leer waren.

Einige von denen im Heiligtum erklärten für einen frommen Wahn seinen Glauben, daß er wieder sehen würde, während er nicht einmal eine Andeutung von Augapfel besaß, außer der Höhlung allein für einen solchen. Als er nun im Tempel schlief, erschien ihm ein Traumgesicht. Es kam ihm vor, als ob der Gott ein Mittel bereitete, dann die Lider auseinanderzog und ihm jenes eingoß. Als es aber Tag wurde, ging er auf beiden Augen sehend von dannen.

3. Äschinas bestieg einen Baum, als die Hilfesuchenden schon im Tempel schliefen, und guckte hinüber in das Allerheiligste. Dabei fiel er herunter von dem Baum und verletzte seine Augen an einigen Pfählen. In dieser schlimmen Lage und blind geworden, flehte er zu dem Gott, schlief im Tempel, und wurde geheilt.

4. Alketas aus Halieis. Dieser war blind und sah ein Traumgesicht.

Es schien ihm, als ob der Gott zu ihm käme und ihm die Augen mit den Fingern eröffne, und er zuerst die Bäume in dem Heiligtum sähe. Als es Tag geworden, ging er geheilt von dannen.

5. Hermon aus Thasos. Diesen heilte der Gott von seiner Blindheit; und als er das Honorar nicht an das Heiligtum zahlte, machte er ihn wieder blind. Als er aber kam und wieder im Tempel schlief, machte er ihn gesund.

6. A.... wurde an den Augen geheilt. Dieser war in einer Schlacht vom Speer getroffen und auf beiden Augen blind geworden und trug die Lanzenspitze ein Jahr lang im Gesicht mit sich herum. Aber im Tempelschlaf sah er ein Traumgesicht. Es schien ihm, daß der Gott ihm das Geschoß herausziehe und in die Lider die sogenannten Sehen wieder einfügte. Als es aber Tag wurde, ging er geheilt von dannen.

7. Der blinde Knabe Thyson aus Hermione. Dieser wurde im Traum von einem der im Heiligtum befindlichen Hunde an den Augen geleckt und ging gesund nach Hause."

Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Inschriften interessanter für die Kulturgeschichte sind, als für die Augenheilkunde.

Wenn man auch in den Tempeln gelegentlich einen vernünftigen Rat gab, oder eine richtige Operation ausführte; so bestand doch die Hauptttätigkeit der Priester in einem ebenso geschickten wie kühnen Charlatanismus.

„Das dritte Jahrhundert v. Chr. heilt nur durch Träume und Wunder, Schlangen und Hunde ... Wenn die griechische Medizin sich aus den Asklepien entwickelt hat, so ist das in Kos und Knidos geschehen, und die thessalischen und epidaurischen Ansiedler haben dorthin zwar den Asklepios, aber nicht die Medizin mitgenommen. Da schwindet der Gott. An die Stelle des Priesters tritt der Arzt, an die Stelle der Offenbarung die Wissenschaft, an die Stelle des Asklepios der Asklepiade Hippokrates."

An diese Worte von Wilamowitz-Möllendorff möchte ich anknüpfen, um wieder den bestimmenden Einfluß der „Weisheit des Ostens" für die griechische Heilkunde festzustellen.

Aber nicht alles war Schwindel in Epidaurus. Das lehrt die schöne Inschrift am Eingang des Hiereion, die uns allerdings nur bei Porphyr. (de abst., II, 19) und bei Clemens Alex. (strom. 5, 1) erhalten ist:

> „Rein sei jeder, der tritt in den weihrauchduftenden Tempel:
> Rein aber heißt, wer im Sinn heil'ge Gedanken nur hegt."

Hippokrates scheint jedenfalls seine wunderbare Schrift über Prognostik nicht bloß auf eigene Erfahrung, sondern auch auf die „koischen Prognosen" begründet zu haben, die aus den Tempel-Inschriften des Asklepieion zu Kos erwachsen sein sollen.

Ich kann aber die Traum-Orakel der Asklepien nicht verlassen, ohne der witzigen Darstellung des Lustspieldichters Aristophanes zu gedenken, da wir da die älteste Beschreibung von ärztlicher Behandlung der Augenkrankheiten vorfinden, die uns in griechischer Sprache überliefert ist und die dem athenienischen Wissen der Zeit des Hippokrates entsprechen mag.

Das Lustspiel „Plutos oder der Reichtum" von Aristophanes ist zuerst 408 v. Chr., dann in der zweiten Bearbeitung, die uns wohl vorliegt, im Jahre 388 v. Chr. aufgeführt. Der blinde Gott Reichtum fällt einem guten Alten in die Hände, der ihn durch seinen Knecht Karion in den Tempel des Asklepios bringen und dort in der üblichen Weise von der Blindheit kurieren läßt. Ich will nur die beiden Hauptstellen der Augenbehandlung anführen.

„(Der Nachts im Tempel erscheinende Asklepios), begann zuerst von allen dem (triefäugigem Schuft) N. ein Salbenmittel einzureiben, in das er hineintat 3 Köpfe von tenischem Knoblauch; darauf zerrieb er in dem Mörser (scharfen Silphium)-Saft und Meerzwiebel, dann löste er dies in sphettischen Essig und strich es ihm auf die Lider, die er umgedreht, (innen) ein, damit er tüchtig Schmerz empfände.

Darauf setzte er sich neben dem Reichtum nieder und betastete ihm erst den Kopf ringsum, dann nahm er ein reines Linnentüchlein und wischte ihm ringsum die Lider ab. (Seine Tochter) Allheilerin aber verhüllte ihm das Haupt mit einem roten Tuch und das ganze Gesicht. Darauf pfiff der Gott.

Hervorsprangen aus dem Tempel zwei Schlangen von mächtiger Größe.

Diese schlüpften unter das rote Tuch, und in aller Ruhe beleckten sie die Lider des Kranken, wie ich wenigstens glaube; und, bevor du zehn Becherlein Weines austrinken kannst, erhob sich, o Herrin, der Reichtum und konnte sehen."

Nach der Besichtigung folgte das Mittagsessen bei dem Arzt-Demarchos. Die dicke Gattin, barfuß, wie eine Bäuerin gekleidet, bedient uns, speist aber nicht mit. Auch die Tochter Asklepiade sieht wie eine Dienerin aus.

Den Kelch der Jaurti[1]-Suppe lassen wir an uns vorüber-

---

[1] giaũrti = saure Milch.

gehen. Das gebackne Hühnchen hält uns schadlos. Weißbrot und Wein hatten wir, weisem Rate der atheniensischen Freunde folgend, selber mitgebracht.

Nach Tisch nimmt mich der Doktor zu einer Kranken, einer wassersüchtigen Bäuerin, und ist maßlos erstaunt, als ich von chemischer Untersuchung spreche. (Ich sandte dem gefälligen Biedermann aus Athen einen kleinen Apparat dazu nebst einem Hilfsbüchlein.)

Inzwischen hatte meine Frau eine komische Szene überstanden. Gattin und Tochter des Demarchen staunten die europäische Kleidung an, die Handschuhe, das Seidenfutter des wollenen Reisekleides und erklärten durch Zeichen, daß doch Ober- und Unter-Zeug vertauscht werden sollten.

Meine Frau, die nur wenige Worte neugriechisch verstand, schnitt die weitere Untersuchung der Neugierigen ab und genoß auf der Bank vor dem Hause der schönen Aussicht.

Da traf ich ein und mahnte zum Aufbruch. Auch ich war inzwischen vom Demarch ausgeforscht worden, welche Religion ich bekenne, wieviel ich verdiene u. dgl. mehr. Höflich wich ich ihm aus, da diese Erörterungen doch über seinen Horizont gingen

Schließlich fragte mich der Kutscher, ob wirklich, wie in dem Empfehlungsbrief, den ihm(!) der Demarch gezeigt, zu lesen, Paulos Joannu mein Schüler gewesen, der doch älter wäre, als ich; er kenne ihn wohl, da er wegen den Folgen einer Rauferei von ihm behandelt worden sei. Ich bejahte die Frage. Als er aber fortfuhr zu fragen: „Seid ihr auf der Hochzeitsreise?“, wurde es auch mir zu viel; ich erwiederte „pantote“ (immer). Er merkte den Sinn und schwieg, schirrte die Pferde an und fuhr los.

Die Rückfahrt war immer noch heiß, aber doch sehr angenehm, um so mehr, je tiefer die Sonne sank, je prachtvoller die Abendfärbung des Himmels und der Erde hervortrat.

Die neue Fahrt nach dem Asklepios-Heiligtum im Jahre 1909 zeigte dasselbe Bild, wie die erste im Jahre 1890; nur daß ich mit dem Freunde darüber plauderte, nicht mit der Gattin.

Wir fuhren jetzt gleich zu dem Museum, das neben der Trümmerstätte belegen ist, stiegen zu einem schattigen Platz neben dem Häuschen des Aufsehers (Epistates) empor, der uns

bereitwillig half, den Tisch für das mitgebrachte Frühstück herzurichten.

Er zeigte uns auch das Museum und die Ruinen, d. h. er begleitete uns, um unsre Fragen zu beantworten, in höchst verständiger Weise. Diese Unterbeamten, die doch nur sehr mittelmäßig besoldet werden, sind sehr zu loben. Die Oberbeamten (Ephoren) habe ich auf der ganzen letzten Reise nirgends angetroffen, außer zu Athen und zu Olympia.

Das Museum, das neugebaut ist, enthält merkwürdige Bereicherungen gegen früher, besonders den mit Benutzung der alten Werkstücke ausgeführten Wiederaufbau eines Teiles von dem wunderbaren Marmor-Rundtempel (Tholos). Danach möchte man schließen, daß dieses Bauwerk sowohl durch den unvergleichlichen Geschmack des Ganzen als auch durch die staunenswerte Ausführung der Teile von einer gradezu berückenden Wirkung gewesen sein muß, und daß wir heutzutage auf der Oberfläche unsres ganzen Planeten nur wenige Gebäude vorfinden, die mit ihm verglichen werden können.

Auch der sonst so nüchterne Pausanias erhebt sich zu dem Ausruf: „Welcher Baumeister könnte im Ebenmaß und in der Schönheit mit Polyklet wetteifern?“ Zwei Gemälde, mit denen Pausias das Innere des Rundtempels geschmückt hatte, erwähnt er: „Eros, der Pfeil und Bogen fortgeworfen und die Leier ergreift; ferner die Trunkenheit, wie sie aus einer Glasschale trinkt, durch die hindurch das Gesicht der Frau erkennbar ist.“

Aber über die Bedeutung des labyrinthischen Unterbaues hat er keine Zeile. Somit sind auch die Gelehrten unsrer Tage noch nicht darüber einig geworden. Wahrscheinlich diente er zu mystischen Kult-Handlungen, während der Oberstock für das festliche Opfer-Mahl bestimmt war.

Nach der Sage der Epidaurier, die der in Mythen schwelgende Pausanias uns in recht törichter Fassung überliefert hat, kam (aus Trikka in Thessalien) Phlegÿas, Sohn des Ares, Vater des Ixion, nach dem Lande von Epidauros, um nach Beute zu spähen. Seine Tochter Koronis trug, ohne sein Wissen, von Apollon ein Kind in ihrem Schoß. Sie gebiert es und setzt es in den Bergen aus. Eine Ziege nährte, ein Hund bewachte das Kind. Der Hirt

wollte es töten, sah aber, als er herankam, einen Blitz aus dem Kinde aufleuchten, so daß er von der göttlichen Natur desselben sich überzeugte und seinen Mordplan aufgab. Sogleich verbreitete sich über Land und Meer die Kunde, daß der Knabe jegliche Krankenheilung ausführen und sogar die Toten auferwecken könne.

Es gab ja auch andre Sagen: Koronis, die sich einem Sterblichen vermählt, sei von Artemis wegen ihrer Untreue getötet worden: als sie auf dem Scheiterhaufen verbrannt werden sollte, habe Apollon seinen Sohn aus den Flammen gerettet und ihn dem Kentauren Cheiron zur Erziehung übergeben, der ihn besonders in der Heilkunde unterwies. Aber Asklepios ließ sich verleiten, Tote aufzuerwecken. Dafür traf ihn der Donnerkeil des Zeus.

Pausanias fügt hinzu, daß die berühmtesten Asklepien von dem aus Epidauros stammen, das zu Athen, zu Pergamon, zu Kyrene und auf Kreta. Wenn er aber hinzufügt, daß Asklepios von Anfang an für einen Gott gehalten wurde und nicht erst mit der Zeit diesen Ruf erlangt habe, so täuscht sich der Perieget; das Gegenteil ist richtig.

Da haben uns die Neueren, namentlich Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, richtigere Anschauungen vermittelt.

Nach Homer, d. h. nach der Ilias, ist Asklepios kein Gott, sondern ein thessalischer König, bei Cheiron erzogen und daher im Besitz von Heilmitteln gegen Schußwunden, die er seinen Söhnen und Nachfolgern, Machaon und Podaleirios, vererbt hat.

Bei Hesiod taucht die göttliche (apollinische) Herkunft des Asklepios auf; Pindar (Pyth. III, 6) preist ihn als Heros und Urheber der Schmerzlinderung.

Endlich wurde er zum Gott, wohl zuerst in Thessalien, und durch die der dorischen voraufgehenden Wanderungen nach Epidauros verpflanzt, wo schon ein ähnlicher Kult bestanden hatte. Der mildglänzende Gott wurde dem Zeus ähnlich von der Bildhauerkunst dargestellt. Der wundertätige, menschenfreundliche Gott, der Erretter, war zur Zeit des sinkenden Heidentums der mächtigste, der letzte, welche der neuen Religion widerstand, dessen Tempel am längsten geblieben sind.

Die olympischen Spiele, das delphische Orakel, die beiden größten und dauerhaftesten Einrichtungen der alten Hellenen,

wurden nach tausendjährigem Bestand um das Jahr 394 n. Chr. durch das siegreiche Christentum aufgehoben. Die Asklepios-Heiligtümer, deren Wirksamkeit auf dem unzerstörbaren Heil-Aberglauben der Menschheit beruht, bestanden länger. Am Ende des 4. Jahrh. beklagt sich der heilige Hieronymos über die Irrung der Menschen, die noch durch Tempelschlaf in den Asklepien Heilung suchten.

Der Neuplatoniker Proklos (410—485) zu Athen war ein begeisterter Anhänger des Asklepios; das Heiligtum „des Retters" (soter) zu Athen stand damals noch unversehrt aufrecht: sogar noch am Ende des 5. Jahrhunderts, als schon christliche Heilige die Rolle des Asklepios übernommen hatten. Noch heute kommt es in Griechenland vor, daß Kranke sich zum Tempelschlaf in die Kirchen begeben.

III

Tiryns, Mykene, Argos

Πολυχρύσοιο Μυκήνης.
Das goldreiche Mykene.
Ilias VII, 180; Odyssee III, 304.

Die Fahrt nach den uralten, schon seit fast 24 Jahrhunderten in Trümmern liegenden Städten Tiryns und Mykenä habe ich viermal gemacht, jedesmal unter andren äußeren Verhältnissen.

Auf der ersten Reise hatte ich am Abend des 3. April 1886, zu Nauplia soeben an der Wirtshaustafel, an der auch ein ältliches französisches Ehepaar Platz genommen, meine Hauptmahlzeit beendigt: da kam der von mir schon bestellte Kutscher, mit dem ich die Fahrt für den folgenden Tag vereinbaren wollte. Der Preis wurde auf 65 Drachmen festgesetzt. Der Kutscher überreichte mir, zur Sicherung des Abkommens, einen Fünfdrachmen-Schein, d. h. die Hälfte eines solchen von zehn Drachmen, wie sie damals von Hand zu Hand gingen. Ich verweigerte die Annahme seines Geldes und erklärte ihm, wenn er nicht pünktlich um sieben Uhr früh zur Stelle wäre, würde ich einen andren nehmen.

Die seltsame Art, den Vertrag zu bekräftigen, wurde bald aufgeklärt. Dieser Kutscher war gar nicht der richtige, von dem Wirts-Sohn für mich bestellte; sondern ein andrer, der von der Bestellung gehört und sie für sich erobern wollte. Das hat er denn auch erreicht. Denn, als der andre sich später meldete und es um zehn Drachmen billiger machen wollte; erklärte ich diesem, daß ich einmal mein Wort gegeben hätte und es niemals zurücknehme. Der Preis von 65 Drachmen war ja etwas hoch. Aber auf „Rückfracht“ konnte der Kutscher damals nicht mit

Sicherheit rechnen; und die Drachme stand zurzeit sehr niedrig, sie hatte 35% Disagio (Hypotimesis, d. h. Unterschätzung).

Während ich diese Verhandlung mit dem Kutscher in neugriechischer Sprache erledigte, malte sich maßloses Staunen auf dem Antlitz der mir gegenübersitzenden Dame. Sie erhob sich ein wenig von ihrem Sitz und sagte: „Mais, Monsieur, vous parlez l'idiome de ces gens-là." Ich erwiderte: „Madame, ce n'est pas un idiome, c'est une langue très-belle."

Nun erklärte sie mir, daß sie sehr unglücklich wären. In der Pelopones verstände man nicht ihre französische Sprache. Sie hätten auch keinen Baedeker, sondern nur schriftliche Notizen eines befreundeten Landsmanns. Sie müßten ihren Plan aufgeben und nach Athen zurückkehren, wo man Französisch versteht.

Ich fragte sie nach ihrem Plan. Sie wollten nach Korinth. Da bat ich um die Ehre, sie in meinem Wagen, der geräumig genug war, da er vier Sitzplätze besaß, nach Korinth zu geleiten. Mein Anerbieten wurde mit Vergnügen angenommen. (Dreiundzwanzig Jahre später hätten es die französischen Herrschaften leichter gehabt; heute versteht man in allen hauptsächlichen Gasthäusern von Nauplia sowohl Französisch wie auch Englisch.)

Ich hatte also vom Wirt noch Mundvorräte für uns drei einzukaufen. Ihr Preis war nicht hoch, er betrug zehn Drachmen, wie die aufbewahrte Rechnung für den „Herrn" (Kyrios) mir zeigt; sie waren aber mittelmäßig. Das Stück Fleisch sah aus wie ein Bissen für Polyphemos. Ich ließ es zerschneiden und brachte es nebst dem gebackenen Hühnchen, dem Weißbrot, den hartgekochten Eiern, den Orangen und der Flasche Wein in meinem Speise-Körbchen unter. Das angebotene Salz, das wie Potasche aussah, verschmähte ich, da ich mit besserem versehen war. Das Mitnehmen der Mundvorräte war unerläßlich, da unterwegs nichts zu haben ist.

Der Tag für die Fahrt war schön, der Wagen befriedigend, die Gesellschaft angenehm. Der alte Herr war Avoué honoraire aus Paris, sehr unterrichtet; seine Gattin, wie alle gebildeten Französinnen, höchst angenehm in der Unterhaltung. Natürlich haben sie zwei Kinder, einen Sohn, der die Rechte studiert hat, eine Tochter, die an einen Fabrikanten in Paris verheiratet ist.

Natürlich entdeckten wir auch bald gemeinschaftliche Bekannte: meine Reisegefährten sind die nächsten Nachbarn und auch Freunde meines Kollegen Galezowski aus Paris, dessen Musikfeste sie rühmend hervorheben.

Zuerst kommen wir nach Tiryns, wo ein anstelliger Gärtner-Bursche die Führung übernimmt und der neue, noch nicht herausgegebene Plan, den Hr. Dörpfeld mir in Athen mitgegeben, wertvolle Dienste leistete. Fürwahr, es war ein mächtiges Geschlecht, das diese gewaltigen Steine aufeinandergehäuft hat.

So brachte mir dieser Tag die erste Anschauung von kyklopischen Bauten. Vier Arten (oder Perioden) muß man unterscheiden. Nur auf die erste bezieht sich Goethe's Beschreibung:[1]

> „Plumpes Mauerwerk,
> Das eure Väter, mir nichts dir nichts, aufgewälzt,
> Kyklopisch wie Kyklopen, rohen Stein sogleich
> Auf rohe Steine stürzend."

Die erste Art ist hier in Tiryns vorwaltend. Rohe, nur wenig behauene Felsblöcke sind aufeinander getürmt, die zurückbleibenden Lücken durch kleinere Steine ausgefüllt.

Die zweite Art, die Polygon-Mauer, ist in dem benachbarten Mykene anzutreffen. Mächtige Blöcke werden vieleckig zurecht gehauen und aneinder gepaßt, auch vorn geglättet. Diese Bauweise hat man aber noch in weit späterer Zeit archaïsierend wiederholt, besonders sorgfältig in dem Pelasgiko, der Stützmauer vor dem Apollo-Tempel zu Delphi.

Die dritte Art besteht schon aus Quadern; doch sind dieselben so aufeinandergetürmt, daß die senkrechten Fugen der oberen Lagen auf die der unteren treffen.

Bei der vierten Art trifft schon die senkrechte Fuge der oberen Schicht auf quere der unteren, aber nicht so regelmäßig, wie in den Bauten der klassischen Zeit; auch sind die Blöcke noch sehr ungleich in Größe und Gestaltung.

Von Tiryns fuhren wir nach Argos und, da der Museums-Wächter nicht aufzutreiben war, nach kurzer Besichtigung des alten Theaters, weiter nach Mykene.

Ich mietete von einer Bäuerin „Schatten", d. h. einen Tisch

[1] Faust, V. 9018, II, 3.

unter einem schattenspendenden Baum, nebst Stühlen, um drei Drachmen für uns drei, und entzückte die französische Dame durch die große Serviette, die ich als Tischtuch reinlich ausbreitete, durch die kleinen japanischen Papier-Servietten, die meine Gattin sorglich eingepackt hatte, und durch die Berliner Dauerwurst, welche die Krönung unsres Frühstücks bildete.

Dabei erspähte uns, die einzigen Reisenden des Tages, sehr bald der kokett in albanesische Tracht gekleidete Wächter Petros, einen Hammerstock in der Hand, wie ihn bei uns die Gesteins-Sucher tragen. Durch einen Gruß von Dörpfeld und durch die griechische Sprache freundlich gestimmt, — denn die fremden Sprachen machten ihm Mühe und Pein; 23 Jahre später fragte er mich am Schluß der Führung, wie toichos (Mauer) auf Deutsch heiße, — übernahm er die sorgsame Führung, zeigte uns die jenseits der Schlucht belegene kyklopische Brücke über den Perseia-Bach, die sogenannten Schatzhäuser, die ganze Burg mit dem berühmten Löwentor, den Gräbern, Palast-Ruinen, Befestigungen.

Zwei Stunden war der Biedermann mit uns in der Sonnenglut umhergestiegen. Als der Franzose ihm 1/2 Franken gab, war ich doch recht beschämt über meinen Reisebegleiter und fügte meinerseits 2 Silberfranken hinzu.

Zu unsrem Wagen zurückgekehrt, fanden wir die ganze Bevölkerung der benachbarten Dörfer in maßlosem Staunen an der neugebauten Eisenbahn (Korinth-Mykene-Argos), die grade zur Probe von einigen Lokomotiven befahren wurde. Ein ganz alter Mann, der eine Ziege am Strick hielt, war auch zur Stelle. Sie alle hatten noch niemals in ihrem Leben einen fahrenden Eisenbahnzug gesehen. Am folgenden Tage sollte der König die Bahn einweihen und von Athen nach Nauplia fahren.

Unser Weg von Mykene nach Korinth führte durch eine enge, mit immergrünen Büschen bewachsene Schlucht und ist ganz bequem. Bis vor kurzem war er unfahrbar gewesen. In dem damaligen Reisebuch von Meyer steht, daß im 19. Jahrhundert nur allein der König von Bayern, der 1836 seinen Sohn Otto besuchte und das Reiten haßte, vom Oberst Kalergis in einer Halbchaise von Argos glücklich nach Korinth gebracht wurde. Trostlos war der Weg, wie ihn unser Prof. Friederichs

im Februar 1870 gefunden. Er hatte militärische Eskorte. Von Akrokorinth ritt er 3 Stunden lang durch Gestrüpp bis Kleonai, wo er in einer Empore über dem Stall schlafen sollte, aber das Nachtquartier in der dort befindlichen Kaserne vorzog, und mit neuer Eskorte am folgenden Tage von dort nach Nauplia weiter ritt. Wenn man diese Schilderung liest, muß man doch die Verbesserungen bereitwillig anerkennen.

Vorbei an dem in der Abenddämmerung erstrahlenden Berg von Akrokorinth gelangten wir nach dem Städtchen Neukorinth, das, nachdem Altkorinth 1858 durch ein Erdbeben völlig zerstört worden, am Ende der fünfziger Jahre mit breiten, graden Straßen ganz neu errichtet worden, und steigen ab in dem mir von Herrn Dörpfeld empfohlenen Gasthaus zur Krone (Xenodocheion stemmatos). Unser Kutscher war mit dem Fuhrlohn und dem Trinkgeld, das wir seinem Gehilfen und Sohne verabreichten, sehr zufrieden; aber vom Wirt verlangte er für die angebliche Zuführung der Gäste — eine Zigarette.

Wie dem König von Bayern das Reiten, so war meiner Frau die vermeidbare Seefahrt verhaßt. Somit ist es begreiflich, daß wir auf der zweiten Reise von Athen mit der Eisenbahn nach Korinth und am folgenden Tage mit dem Wagen von Korinth nach Mykene, Argos, Tiryns und Nauplia gefahren sind. Der Wächter Petros in Mykene war sehr aufmerksam, zumal er durch einen Brief aus Athen hierauf besonders hingewiesen worden. Wir waren an diesem Tage wiederum die einzigen Reisenden in dieser wunderbaren Ruinenstadt.

Ein andres Bild bot sich mir im Jahre 1908. Ich hatte, als Freund von Seereisen und um für sechs Wochen mein einsam gewordenes Haus zu verlassen, die große Orientfahrt des Postdampfers „Moltke" der Hamburg-Amerika-Linie, vom 19. Februar bis 1. April 1908, mitgemacht. Der Plan für die Land-Ausflüge lautete: „Mittwoch den 25. März Ankunft des Dampfers in Nauplia mittags. Nach dem Frühstück Ausbooten und Bahnfahrt nach der Station Mykene. Von dort wird in primitiven Wagen nach den Ruinen der Königsburg, der Akropolis, von Mykene gefahren. Besichtigung der Akropolis. Zurück zur Station Mykene. Rückfahrt mit der Bahn über Tiryns, wo die Riesenmauer des Jahrtausende alten Königspalastes besichtigt werden, nach Nauplia.

Hauptmahlzeit an Bord.“ Dieser Plan gelangte zur Ausführung. Ich hatte mich an diesem Ausflug beteiligt, weil ich sonst allein an Bord zurückbleiben oder in Nauplia hätte spazieren gehen müssen. Alle Wagen aus dem Umkreis von zehn Meilen waren ja für die 280 Reisenden des „Moltke“ nach Mykene zusammengetrieben worden.

Petros, der wohl von der Reise-Gesellschaft eine gewisse Entschädigung erhalten, stand untätig auf der Straße. Die Reisenden wurden nach ihrer Sprache in Korporalschaften geteilt und von Deutsch oder Englisch redenden Führern durch die Ruinen geschleppt. Geteilte Freude soll ja nach Dichterspruch sich verdoppeln. Aber so vielfach geteiltes Vergnügen an der Besichtigung von Altertümern wird nicht vermehrt, sondern vermindert, namentlich für den, der auf zwei früheren Fahrten es so viel besser gehabt. Ja, der Sozialismus siegt in unsren Tagen auf vielen Gebieten, — wenn auch zum Glück für die Kultur die Sozial-Demokratie uns noch nicht überwältigt hat.

Als ich abends auf dem Dampfer eine amerikanische Witwe traf, die noch ziemlich viel' Ansprüche machte, fragte sie mich hastig: „Doktor, sagen sie, war nicht der heutige Ausflug ein vollständiger Mißerfolg?“ „Jawohl,“ erwiederte ich in ihrer Muttersprache, „wie konnte man nur so alte Steine so jungen Damen vorführen?“ Das hat sie vollständig befriedigt. Denn von der Geschichte dieser alten Steine war sie gänzlich unberührt.

Natürlich, wer Tiryns und Mykene besichtigen will, ohne enttäuscht zu werden, muß sich vorbereiten.

Ich selber war so ziemlich vorbereitet, als ich zum vierten Male diese Stätten besuchte. Um 7 Uhr morgens, am 1. April 1909, fuhr ich mit meinem Freunde aus Nauplia die wohlbekannte Straße gegen Argos zu. Die 3 Pferde des (um 40 Drachmen) für den Tag gemieteten Wagens griffen munter aus. Der Weg durch die fruchtbare Ebene östlich vom Meerbusen von Nauplia ist gut gehalten. In der Entfernung von 4 km liegt bei einer ehemaligen Ackerbauschule — weshalb sie wieder aufgehoben wurde, konnte ich nicht erfahren, — die Stätte des alten Tiryns.

Ihren Namen soll sie nach Pausanias (II, 25) von dem Heros Tiryns erhalten haben, dem Sohn des Argos, des Sohnes von Zeus. Als Erbauer der gewaltigen Burg galten die Kyklopen,

welche Prötos, der Bruder des Königs Acrisios von Argos, aus Lykien in Kleinasien herbeigerufen habe.

Als „mauerumgürtet“ erscheint sie schon in der Ilias. Mit Tiryns ist auch eine romantische Sage verknüpft, von Acrisios Enkel, dem Perseus, der mit Hilfe der unsichtbar machenden Kappe des Hades, der Flügelschuhe und der Harpe die Gorgo tötete, Andromeda von dem Meerungeheuer befreite, unvorsätzlich mit dem Diskus, den er selbst erfunden, seinen Großvater erschlug und deshalb die Herrschaft über Argos mit Megapenthes, dem Sohn des Prötos, gegen die über Tiryns vertauschte und Mykene gründete. Seine Enkelin war Alkmene, Mutter des Herakles.

In der geschichtlichen Zeit war Tiryns nicht so berühmt, wie in der mythischen. Die alte achäische Bevölkerung erhielt sich hier, im Gegensatz zu der dorischen des benachbarten Argos. Zur Schlacht bei Platäa (479 v. Chr.) stellten die Tirynter noch, zusammen mit den Mykenern, 400 Schwerbewaffnete. Aber schon 468 v. Chr. fielen die neidischen Argiver, welche sich nicht an der Schlacht bei Platäa beteiligt hatten, über sie her und zerstörten die Stadt.[1]

Tiryns wurde nie wieder neugebaut, war aber auch nie verschüttet. Pausanias im 2. Jahrhundert n. Chr. sah nur „die Trümmer der Mauer, ein Werk der Kyklopen, aus rohen Steinen gebaut, die so gewaltig sind, daß selbst die kleineren von einem Maultiergespann nicht von der Stelle bewegt werden können.“

Dieser antike Baedeker ist nur allzu kurz in seiner Beschreibung. Aber höchst wahrscheinlich sehen wir auch heute, nach mehr als 1700 Jahren, fast dasselbe Bild, was er gesehen. Denn den spärlichen Ansiedlern waren die rohen Blöcke selbst als Baumaterial nicht bequem. So wurde 1804 von dem britischen Reisenden Leake Tiryns leicht entdeckt, ebenso wie die Burg von Mykene. Aber Ausgrabungen mußten doch gemacht werden, um innerhalb der gewaltigen Mauern die deutlichen Spuren des Herrscher-Palastes klarzulegen. Das haben Schlie-

[1] Der gelehrte Mahaffy meint, daß über zwei Jahrhunderte früher Tiryns und Mykene in Argos eingemeindet worden, da lediglich archaïsche Reste in Mykene ausgegraben worden sind. — Wie Tiryns um 1850, vor den Ausgrabungen, ausgesehen, zeigt Rottmann's Bild in München.

mann und Dörpfeld 1884 geleistet. Ausgrabungen werden noch heute in der Nachbarschaft der Burg fortgesetzt von der deutschen archäologischen Schule zu Athen.

Von weitem sieht der isolierte, nur 10—18 m aus der Ebene emporragende Felsen, von 275 m Länge und 75 m Breite und von der Gestalt einer Schuhsohle, mit seinen Mauer-Resten nicht grade sehr bedeutend aus.

Aber sowie der Beobachter sich nähert, sieht er die zahllosen, ungeheuren Blöcke, die, bei der gewaltsamen Zerstörung herabgestürzt, rings umher liegen und die Sachverständigen zu der Ansicht geführt haben. daß die Mauer dereinst bis zu 20 m emporragte; man sieht ferner die noch den Resten der 8 m dicken Mauer eingefügten Blöcke von 2—3 m Länge. Stummes Staunen überwältigt uns, wie wir in die merkwürdigen Galerien eintreten, die in den dicken Mauern ausgespart und von überkragenden Steinen hoch überwölbt sind; sowie wir den mächtigen Ost-Turm vor uns sehen, dessen Zugang so eingerichtet ist, daß die anstürmenden Feinde ihre rechte, unbeschildete Seite den oben stehenden Verteidigern zuwenden mußten, so daß wir den Grundsatz des antiken Festungsbaues in einer dreitausend Jahre alten Ausführung mit unsren modernen Augen schauen.

Freudige Überraschung erfaßt uns, sowie wir im Innern den deutlichen Grundriß eines homerischen Fürsten-Palastes vor uns sehen, mit dem großen Männergemach (Megaron), von 10,8 × 9,8 m, dereinst von 4 Säulen getragen, den Herd in der Mitte; mit dem Frauengemach, das völlig von ersterem getrennt gewesen und einen besonderen Zugang gehabt; mit dem prunkvollen Badezimmer, dessen Boden eine einzige Kalkplatte bildete.

Dazu kommt der herrliche Blick auf das Meer, eine Aussicht, die mit der von dem ragenden Achilleion unsrer Tage wetteifert. Man braucht nicht, wie manche romantische Hellas-Fahrer unsrer Tage den Homer, sei es im Urtext, sei es in der Übersetzung von Voß, an dieser Stelle aufzuschlagen. Aber man muß mit ihm vertraut sein, um die Gunst des schönen Augenblicks zu genießen. Wem dies fremd ist, wie der jungen amerikanischen Witwe, der sieht natürlich nur alte, gebrochene Steine.

Ganz abgeschlossen sind übrigens die Ausgrabungen fast an keiner der berühmten Ruinen-Stätten von Hellas. Hr. Dr. Müller

von der deutschen archäologischen Schule, der grade anwesend war, zeigte uns die tieferen Schichten, wo andre Geschlechter, als die Bewohner der Burg und des Palastes, dereinst ihre Toten in der Erde geborgen hatten. Der Ephoros von Epidauros, als Vertreter der griechischen Regierung für die von den Deutschen fortgeführten Ausgrabungen, führte uns zu den Schächten in der Nähe des Burgbergs, welche die Reste der Stadt Tiryns, die Grundsteine der Häuser freilegen.

Von Tiryns fahren wir durch die gut angebaute argivische Ebene, die noch heute rossereich ist, wie im Altertum, — nirgends im sonstigen Griechenland, sah ich so viele Pferde vor den Pflug gespannt, so viele frei weidende Pferde; — die aber auch heute noch so durstig ist, wie in der alten Sage, da der östliche Nebenfluß des Inachos und dieser selbst uns sein breites kieselreiches Bette und nur ein schmales Rinnsal zeigt.

Wir erblicken aus ziemlicher Entfernung das östlich am Abhang der die Ebenen begrenzenden Felsen belegene Heräon, das alte Volksheiligtum von Argolis, wo nach der Sage Agamemnon vor dem Zug nach Troja die griechischen Heerführer durch einen Treu-Eid sich verpflichtete; wo die tugendhaften Söhne Kleobis und Biton, nachdem sie ihre Mutter, die Priesterin der Hera, von Argos bis zum Tempel im Wagen gezogen, von den Göttern zum Lohn ihrer Tugend durch einen sanften Tod belohnt wurden. Ihre laut Herodot (I, 31) in Delphi aufgestellten Bildsäulen will man daselbst in zwei archaïschen Statuen mit der Künstler-Inschrift des „Polymedes aus Argos“ wiedergefunden haben.

Es hatte in unsrem Plan gelegen, auch das Heräon, das neuerdings (1892—1895) von der amerikanischen Schule ausgegraben und (1902 und 1905) beschrieben worden, gleichfalls zu besuchen. Aber der Kutscher hatte mit Hinweis auf seine Pferde den mehrstündigen Umweg abgelehnt; und wir gaben nach, da dieselben Pferde eingespannt waren, wie bei dem gestrigen Ausflug nach Epidauros.

Gegen Mittag gelangen wir zu der merkwürdigen zwischen zwei Bergen von 700 und 600 m Höhe steil abfallenden Schlucht, an deren Eingang, unter Resten antiker Steinbrüche, das Dorf Charwati sowie die von vorsichtigen Reisenden nicht benutzte

Eisenbahn-Station Mykene[1] belegen ist. In dem „Winkel" dieser Schlucht lag die uralte Stadt Mykene, auf einem Gelände, das heutzutage als völlig ungeeignet zu einer Städte-Gründung bezeichnet werden würde.

Die recht gute Fahrstraße leitet an der westlichen Seite der Schlucht, während man in der Tiefe die kyklopische Brücke über den Felsen-Bach und zu der Straße nach dem Heräon erblickt, hin zu dem ersten Kuppelgrab, dem sogenannten Schatzhaus des Atreus.

Da der Eingang durch ein verschlossenes Gitter versperrt, der Schließer aber offenbar grade mit der Führung von Fremden beschäftigt ist, deren Wagen wir oben am Löwentor, dem Eingang zur Akropolis, deutlich sehen; so machen wir hier notgedrungen Halt, um dem mitgebrachten Frühstück zuzusprechen.

Wir haben auch noch Zeit genug, um Sage, Geschichte, Zerstörung und Ausgrabung des alten Mykene uns wieder in die Erinnerung zurückzurufen, wobei der treffliche Baedeker sowie meine früheren Aufzeichnungen mir wertvolle Dienste leisten.

Mykene ist eine uralte Stadt, nach der Sage von Perseus, dem Gorgo-Töter, dem griechischen Siegfried, gegründet, dem lykische Kyklopen die Mauern türmten. Sein Ururenkel war Eurystheus, der Quälgeist des Heros Herakles.

Nach dem Tode des Eurystheus kamen die Pelopiden, die Nachkommen des Tantalos, zur Herrschaft. Ihre Sagen-Geschichte kennt der Deutsche aus Goethe's Iphigenie, wie der alte Grieche dieselbe, natürlich noch viel eingehender, aus den Epen und Tragödien seiner Dichter gekannt hat.

In der „wohlgegründeten, goldreichen" Stadt Mykene, wie sie in den homerischen Gesängen gepriesen wird, herrschte Agamemnon, der Völkerfürst; doch nicht mehr nach ihm sein von den Göttern so schwer geprüfter Sohn Orestes. Die von Norden her einwandernden Herakliden gewannen die Herrschaft.

In der geschichtlichen Zeit war Mykene nicht sehr

---

[1] Es ist ein ganz lobenswerter Grundsatz der griechischen Regierung, bei allen Eisenbahn-Stationen die antiken Namen wieder in Erinnerung zu bringen.

bedeutend und konnte es auch nicht sein, nach seiner Lage in einer Schlucht nördlich von der argivischen Ebene, zwischen den beiden mächtigen und seebeherrschenden Städten, einerseits Korinth im Norden und andrerseits Argos, das in gefahrdrohender Nähe neidisch lauerte und bald nach den glorreichen Schlachten von Thermopylä und Platää, in denen die Hopliten von Mykene noch tapfer mitgefochten, nämlich im Jahre 468 v. Chr. die Stadt überfiel, durch Aushungerung einnahm und so gründlich zerstörte, daß der Geograph Strabon (VIII, 6) erklärte, „zu seiner Zeit (20 v. Chr.) werde nicht einmal eine Spur von der Stadt der Mykener gefunden“.

Aber er ist wohl nicht an Ort und Stelle gewesen. Denn der Perieget Pausanias (II, 16) hat 150 Jahre später die Trümmer gesehen und folgendermaßen beschrieben: „Es sind von der Mauer noch Reste und das Tor vorhanden; über ihm stehen Löwen. Auch dieses sollen Werke der Kyklopen sein, welche dem Prötos die Mauern in Tiryns bauten. In den Trümmern von Mykene ist ein Brunnen, Perseia genannt, und unterirdische Gemächer des Atreus und seiner Söhne, worin sie ihre Schätze bewahrten. Gräber sind da für den Atreus und für alle die, welche, als sie mit Agamemnon aus Ilion zurückgekehrt waren, von Ägisthos bei dem gastlichen Mahle ermordet wurden. Ein Grab ist da für Agamemnon ... Klytämnestra und Ägisthos wurden in einiger Entfernung von der Stadtmauer begraben.“

Wie Pausanias sie gesehen, so lagen die Trümmer in dem weltverlassenen Winkel an 1600 Jahre, bis gelehrte Reisende, zuerst wohl der Engländer Leake 1804, sie wieder auffanden. In dem Kuppelgrab hatten schon kurz zuvor Lord Elgin's Vertreter eine Versuchsgrabung angestellt. Man hielt es für das Schatzhaus des Atreus. Die türkischen Herrn des Landes ließen es sich wohl nicht nehmen, dort weiter nach Schätzen zu suchen. Übrigens bestreitet Mahaffy ausdrücklich, daß Veli Pascha 1810 die Grabkammer geplündert habe. Durch die wissenschaftliche Expedition der Franzosen nach der Pelopones (1822) wurde die Trümmerstätte genauer bekannt. Aber erst Schliemann hat 1876 und 1877 wirklich die Schätze gehoben.

Ich habe ihn noch persönlich gekannt, den kleinen Mann mit dem Stiernacken und den kurzsichtigen, bebrillten Augen

In Berlin habe ich das stiernackige seiner Überzeugungen, in seinem Haus zu Athen 1886 seine Eitelkeit kennen gelernt, in Mykene seine großen Verdienste um die Wissenschaft.

Heinrich Schliemann, als Sohn eines Predigers 1822 zu Neu-Buckow in Mecklenburg geboren, hatte eine schwere, entbehrungsreiche Jugend durchzumachen; aber, 14 jährig als Lehrling in ein ganz kleines Geschäft eingetreten, brachte er es in 27 Jahren zum reichen Großhändler, warf sich auf das Studium der Altertumswissenschaften und auch der griechischen Sprache und widmete sein Leben und seine großen Mittel dem Ideal seiner Jugend, Troja und die andren homerischen Stätten auszugraben. So grub er 1876 in Mykene und hat uns das „homerische Helden-Alter" oder besser „die mykenische Zeit" in ihren staunenswerten Kunstwerken wieder erobert. Seine Irrtümer und Fehler verblaßen seit seinem 1890 erfolgten Tode, seine im National-Museum zu Athen aufbewahrten Funde machen seinen Namen unsterblich.

Endlich hatte der Phylax seine sechs Amerikaner durch die ganze Burg hindurchgeführt, dann von oben her unsren vor dem Kuppelgrab auf der Landstraße haltenden Wagen erspäht und war auf seinem Esel, den er wegen des erweiterten Geschäftsbetriebes sich zugelegt, rasch und eifrig herbeigaloppiert. Nach freudigem Wiedererkennen seines alten Kunden schloß er uns das Gittertor auf.

Staunen und Bewunderung ergreift den Beschauer, auch bei jeder neuen Betrachtung dieses Kuppelgrabes. Schon der Zugang (Dromos) von 6 m Breite, 35 m Länge, mit mächtigen Quadern ausgemauert, bildet eine würdige Vorbereitung. Dann fesselt uns am Türsturz ein behauener Steinblock von 9 m Länge, 5 m Breite und 1 m Dicke. Sein Gewicht wird auf 120000 kg, also auf 120 Tonnen berechnet.

Wir müssen doch wohl beachten, daß selbst in unsrer Zeit der Dampf- und elektrischen Maschinen nur die allergrößten Krane, z. B. der berühmte in der Krupp'schen Germania-Werft zu Kiel, mit einer Tragfähigkeit von 150 Tonnen, solche Last zu heben imstande sind. Wie die Alten es gemacht, ist fast ein Geheimnis, trotz der angenommenen Schrägbahn.

Bei meinem ersten Besuch (1886) meinte ich, daß dies der

größte Stein sei, der je zum Bauen verwendet worden. Auf meinen späteren Reisen hatte ich Gelegenheit zu Beobachtungen, welche diese Ansicht umgestoßen haben. (In dem festen Schloß zu Osaka, das Hideyoshi, der Napoleon Japan's, um 1583 n. Chr. erbauen ließ, fand ich einen Baustein von 14,5 m Länge, 4,7 m Höhe und fast doppelt so großer Dicke. In dem Zeus-Tempel zu Baalbeck sah ich den größten Baustein, von 21 m Länge.)

Auch die Wirkung des Innenraumes von 15 m Durchmesser und ebensogroßer Scheitelhöhe ist überraschend, zumal bei dem eigentümlichen Licht, das von oben her durch die Lücken fällt. Wie mußte es einst im Fackelglanz erstrahlen, als die glatten Quadern noch ihren Metallschmuck trugen! Der bienenkorbartig überwölbte Raum ist so hergestellt, daß 33 wagerechte, nach oben allmählich enger werdende Steinringe an der Innenseite schräg abgehauen, an der Außenseite mit Steinen und Erde beschwert sind. Die eigentliche Grabkammer ist ganz dunkel.

Die Akropolis von Mykene stellt ein Dreieck dar, dessen Spitze nach Nordosten zeigt; liegt auf der Höhe des zum Teil ganz steil abfallenden Felshügels und ist, abgesehen von einigen Stellen, wo der jähe Abfall des Berges genügenden Schutz bot, von einer zusammenhängenden Mauer umgeben, die aber nicht bloß aus rohen, sondern auch aus behauenen, polygonalen und zum Teil auch aus rechtwinkligen Steinblöcken besteht. Die letztere Bauart zeigen die Wände des 10 m breiten, 15 m langen Torwegs, der zu dem berühmten Löwentor führt, mit der Eigentümlichkeit, daß die senkrechten Fugen der rechtwinklig behauenen Steine meist übereinander stehen.

Obwohl das Löwentor nicht zu den ältesten Teilen der Burg gehört, muß doch der nachdenkliche Beschauer sich tief ergriffen fühlen, wenn er vor diesem Denkmal, einem der ältesten des europäischen Festlandes, Fuß gefaßt hat.

Sowie er eingetreten, kommt er zu einer aufgeschütteten Terrasse, in der ein kreisrunder Raum von 25 m Durchmesser durch eine niedrige Steinbrüstung abgegrenzt ist. Hier fand Schliemann in nicht allzugroßer Tiefe neun Grab-Stelen aufrecht und in weiterer Tiefe die in den Felsen gehauenen Gräber mit 17 Skeletten, reichem Goldschmuck und prachtvollen Kunstwerken. Die Gelehrten sind jetzt der Ansicht, daß diese Gräber

erst außerhalb der Burg belegen waren und dann später, als die neue Mauer mit dem Löwentor gebaut wurde, als Heroon in die Burg mit einbezogen wurden.

Voll Eifer durchwandern wir die ganze Anlage, mit den Resten des Palastes und der übrigen Behausungen, erklimmen den Gipfel der Berghöhe, wo man die dreieckige Form der Befestigungs-Anlage deutlich erkennt, betrachten das nördliche Nebentor, die kurzen Galerien.

Zwei Stunden hatte die Besichtigung gedauert. Wir gaben dem Kutscher Recht, daß er das Heräon von unsrem Plan ausgeschlossen, und fuhren nach Argos.

Wer die heutige Stadt durchwandert, die zwar 12 000 Einwohner zählt, aber im größten Teil ihres Gebiets ein dorfähnliches Aussehen zeigt, wird aus dem jetzigen Zustand gewiß nicht auf ihre alte Größe und ihre ruhmreiche Vergangenheit schließen.

Hier hat Pheidon, der zehnte in der Reihe der dorischen Könige seit Temenos, im 7. Jahrh. v. Chr. überhaupt zuerst Silbermünzen geprägt. Heute zahlen wir den Kaffee mit einem schmutzigen, zerlumpten Drachmen-Schein von 65 × 38 mm; denn die griechische Volksversammlung hat sich immer noch nicht über die Prägung von Silber-Drachmen einigen können.

Hier wirkte nach einer Reihe von namhaften Erzgießern im 6. Jahrh. v. Chr. der große Künstler Ageladas und nach ihm Polyklet im 5. Jahrh., in einer Stadt, die anders und stattlicher aussah, als das heutige Argos.

Nach der Sage hat Phoroneus, der Sohn des Flußgottes Inachos, die pelasgische Stadt am Fuß der Hochburg Larissa gegründet; dann kam der angeblich aus Ägypten eingewanderte Danaos, dessen wasserschöpfende Töchter in der Unterwelt das in der durstigen Ebene von Argos notwendige Geschäft fortsetzen; hierauf die von Norden einwandernden Dorier.

Im Mittelalter herrschten hier die fränkischen Herzöge von Athen, dann die Venetianer und die Türken, welche die Hochburg weiter ausbauten und mit Zinnen krönten: ich habe sie mir stets nur von unten angesehen.

Da Argos also stets bewohnt gewesen, so hat jedes folgende Geschlecht die Bauwerke des früheren zu eignem Gebrauch

umgeändert. Vom klassischen Altertum ist somit wenig übrig geblieben, außer dem mächtigen, 20000 Zuschauer fassenden Theater, dessen Sitzreihen ganz in den Felsen gehauen sind, und wo am 12. Dezember 1821 die erste National-Versammlung des neuen Griechenlands zusammengetreten ist.

Ich machte mir auf den Stufen des Theaters das Vergnügen, mit Hilfe eines Einheimischen, einige barfüßige Knaben und Mädchen von 8—9 Jahren im Schreiben und Rechnen zu prüfen. Sie bestanden ganz gut, wenn auch einmal einer ein kurzes o für ein langes schrieb. Die Volksschule gehört zu den besten Einrichtungen des neuen Griechenlands. Die altgriechischen Mädchen lernten nicht alle lesen und schreiben, wenigstens nicht vor der hellenistischen Zeit. Euripides hielt es noch für notwendig, daß seine Iphigenia in Tauri den Brief für ihren Bruder von einem griechischen Gefangenen sich schreiben ließ!

Sowie man die Stufen des steil emporsteigenden Theaters erklimmt, gewinnt man eine entzückende Aussicht über die angebaute Ebene, die blaue Bucht und die Festungen von Nauplia.

IV

Arkadia

„Noch zirkt in ewiger Jugendkraft
Für uns, zu wonnevollem Bleiben,
Arkadien in Sparta's Nachbarschaft."
Goethe's Faust, 9567—69.

Am 2. April 1909 fuhren wir gegen Mittag von Nauplia mit der Eisenbahn ab, trafen in dem nahen Argos den durchgehenden Zug Piräeus-Kalamata und erreichten bald nach 3 Uhr nachmittags Tripolis, die jetzige Hauptstadt von Arkadien. Von Argos nach Tripolis sind 69 km; der Fahrpreis beträgt 8 Drachmen 40 Lepta, ist also nur um ein kleines höher, als in Europa, was man in Anbetracht der geringen Besetzung der ersten Klasse gern bewilligen wird.

Die Fahrt führt vorbei an Orten, die in der alten Zeit durch Sage und frommen Brauch hochberühmt gewesen. Da liegt schon 5 km von Argos der kleine Ort Kephalori, in dessen Nähe eine mächtige Quelle hervorsprudelt, die ihr Wasser durch einen 35 km langen, unterirdischen Lauf aus dem in der Nordost-Ecke von Arkadien belegenen stymphalischen See bezieht. An diesem hausten nach der Sage die Stymphaliden, ein ungeheurer Schwarm freßgieriger, mächtiger Raubvögel. Sie hatten eherne Krallen, Flügel und Schnäbel und fraßen auch Menschenfleisch. Sie zu vertreiben war die fünfte Aufgabe, die der vielgeplagte Herakles auf Geheiß seines Halbbruders Eurystheus ausführen mußte.

Oberhalb der Quelle liegt eine Höhle, wo die Alten dem Pan und dem Dionysos opferten; später haben dann die klugen orthodoxen Priester am Eingang der Höhle eine Kapelle der

Panhagía (Allerheiligsten) Kephalariotissa gegründet und feiern hier alljährlich am 18. April ein großes Fest.

Nach weiteren fünf Kilometern gelangen wir zu dem kleinen Ort Myli, am Fuße einer mittelalterlichen Burg, an dessen Stelle im Altertum ein Heiligtum der Athene stand. Unterhalb der Burg entspringt eine mächtige Quelle, die im Altertum Lerna hieß. Dort hat nach der alten Sage Herakles der neunköpfigen lernäischen Schlange (Hydra) die Köpfe abgeschlagen, der aber statt des einen abgeschlagenen immer zwei neue hervorwuchsen, bis sein Wagenlenker Jolaos die Stümpfe mit glühenden Baumstämmen ausbrannte. Vorher mußte dieser eine ungeheure Krabbe töten, die der Schlange zu Hilfe kam und ihn in den Fuß kneipte. (Nach den Darstellungen, auch den gelehrten, war er ein Krebs. Aber in den alten Tempel-Reliefs finde ich das deutliche Abbild einer Krabbe.) Das war die zweite Arbeit des Herakles, die Eurystheus nicht einmal gelten lassen wollte, da Jolaos mitgeholfen!

Wie viele Dichter, Redner, Geschichtschreiber haben seit den Tagen der alten Griechen das Bild von der lernäischen Schlange verwendet!

Nun schwindet die Ebene von Nauplia. In Kehren steigt die Bahn empor zu dem großen Ort Achladokampos, wo einst im Altertum der argivische Grenzort Hysiä belegen war, den der Neid der Spartaner 415 v. Chr. zerstört hat. Wir überschreiten mit Hilfe einer 70 m hohen Brücke und sogar eines Tunnels das Parthenion-Gebirge.

Hier zeigte man im Altertum ein Heiligtum der Telephos. Ein Sohn der tegeatischen Athene-Priesterin vom Herakles, wurde er in das Gebirge ausgesetzt und von einer Hindin gesäugt. Herangewachsen zieht er aus, die Mutter zu suchen, und hätte sie, in Mysien, beinahe geheiratet! Von Achill verwundet, erhält er das Orakel, die Wunde könne nur der heilen, der sie geschlagen; zieht, als Bettler verkleidet, nach Argos, wohin die Griechen durch Sturm zurückverschlagen sind, flüchtet mit dem aus der Wiege geraubten Knäblein Orestes auf den Hausaltar und droht es zu töten, wenn ihm keine Hilfe würde, worauf Achill mit dem Rost seiner Lanze die Wunde heilt. Auf dem

Altar zu Pergamon war die Geschichte des Telephos dargestellt. Wir Berliner können die Reste bewundern.

Wie oft ist der Gedanke des Mythus, daß nur die Waffe, welche die Wunde geschlagen, sie heilen könne, in der neuen Literatur benutzt, bis zu Richard Wagner's Parsifal!

Bald erglänzt aus weiter Ferne der schneeige Gipfel des Taÿgetos. Wir rollen hinein in die fruchtbare arkadische Ost-Ebene, deren Hauptstadt Tripolis ist, das Ziel unsrer Fahrt. Am Bahnhof ist lebhaftes Gewühl, geräuschvoller Wettkampf der verschiedenen Gasthof-Besitzer. Denn diese sind persönlich da, das Einfangen der Gäste ist ihre Hauptbeschäftigung. Lange wird keiner der Reisenden bleiben.

Wir hatten das neugegründete Gasthaus Achilleion erkoren, auf Grund von Empfehlungen gebildeter Griechen in Nauplia, und waren mit der Wahl wohl zufrieden. Mit zwei andren Gästen zusammen wurden wir in einen viersitzigen Wagen gepackt und rasch nach dem Geschäftsviertel gefahren, in dessen Mitte dicht bei dem Hauptplatz das Haus belegen ist, das in seinen oberen Stockwerken die kleine Gastwirtschaft beherbergt.

Zwei junge Aufwärter, putzig wie Kobolde, laut und beweglich, führten unsre Wünsche aus. Dem Kutscher hatten wir zwei Drachmen zu zahlen und mieteten ihn, da er gut gefahren, für den folgenden Tag zur Fahrt nach Sparta um vierzig Drachmen. Das spielt sich alles auf der Straße ab. Kaum hatte ich die Symphonia (den Vertrag) geschlossen, so trat ein Mann an mich heran und erklärte, er wolle uns für dreißig Drachmen fahren, und war einigermaßen erstaunt, als ich das kurz und bündig ablehnte.

Tripolis, beim Volk noch vielfach mit der slawischen Diminutiv-Form Tripolitza benannt, ist eine freundliche und lebhafte Stadt von 15000 Einwohnern, die einzige der jetzigen Provinz (Nomos) Arkadia.

Im Altertum lag 15 km nördlich von der Stätte des jetzigen Ortes die Stadt Mantinea und 7 km südöstlich die Stadt Tegea. Die Ruinen der letzteren haben viele Bausteine liefern müssen, als im Beginn der Türkenherrschaft Tripolis gegründet wurde. Angeblich hat sie ihren Namen davon, daß sie auf dem Gebiet dreier antiker Städte (Mantinea, Pallantion, Tegea) erbaut worden ist.

1718 wurde sie Hauptstadt der türkischen Provinz Morea, d. h. der Pelopones.

Nichts erinnert heute an die furchtbaren Szenen, die hier während des griechischen Befreiungskrieges sich abgespielt haben. Am 5. Oktober 1821 überrumpelten die belagernden Griechen während der Verhandlungen die von den ausgehungerten Türken nur noch schwach verteidigte Hauptstadt, ermordeten 8000 bewaffnete Türken und auch alle Wehrlosen, viele, darunter die ansässigen Juden, unter unerhörten Peinigungen. Am 22. Juni 1825 zogen die ägyptischen Soldaten in die auf Befehl des griechischen Feldherrn Kolokotronis angezündete Stadt ein; Ibrahim Pascha hat dann Tripolis behauptet, bis er durch das in Morea gelandete Heer der Franzosen am 7. September 1828 gezwungen wurde, das Land zu räumen.

Für die Angabe, daß die Türken in den Jahren 1825—1828 aus Rache die Stadt vollständig zerstört hätten, konnte ich in den ausführlichen Darstellungen wenigstens keine Bestätigung finden. Hingegen ist das richtig, das Ibrahim Pascha durch seine schwarzen und bräunlichen Soldaten Morea mit Feuer und Schwert rücksichtslos verwüsten und sogar die Fruchtbäume an der Wurzel abhacken ließ, was ja eben das Eintreten der Großmächte veranlaßt und die Rettung Griechenlands bewirkt hat.

Jedenfalls ist Tripolis eine neugebaute Stadt; neu ist auch die Hauptkirche an der Platía, 1879 erst errichtet und grade mit einigen Gerüsten versehen, da die ihr angebauten und ihr gehörigen Kauf-Läden erneuert werden sollten. Lustig flattert dicht daneben die amerikanische Flagge in die Lüfte. Es ist dort natürlich ein Werbe-Bureau für Auswanderer.

Ein schöner, großgewachsener Menschenschlag bevölkert die Cafés an dem Hauptplatz und den letzteren selber. Viel Volk drängt sich auch in den engen Bazar-Straßen, welche denselben umgeben. Ackerbaugeräte, Schuhwerk, einfache hier in Arkadien hergestellte Teppiche nebst den verschiedenen Bedürfnissen des Tages füllen die Läden.

Eigenartig sind diese Teppiche, welche teils aus breiten, verschiedenfarbigen Streifen bestehen, teils geometrische Muster enthalten; praktisch mögen sie sein, ebenso wie die aus ähn-

lichem Stoff hergestellten Reisetaschen, — aber schön sind sie nicht, wenigstens nach meinem Geschmack.

Der uralte Aberglaube des Volkes, welchen die 60000 Stück zu Sparta ausgegrabenen kleinsten Weihgaben uns gewissermaßen greifbar vorgestellt haben, ist hier noch lebendig zu schauen: Augen aus Weißblech liegen in den Schaufenstern jeder „gemischten Warenhandlung“ aus; sie werden von den Angehörigen der in Griechenland so zahlreichen Augenleidenden gekauft und irgend einem Heiligen dargebracht.

Wir durchwandern die Stadt nach mehreren Richtungen, erblicken auch den im Norden derselben auf dem Weg nach Mantinea belegenen Königspalast, der allerdings über das erste Stockwerk nicht hinausgeführt ist, da die Gemeinde den geforderten Beitrag zu den Kosten zu leisten nicht gewillt ist.

Wir erfreuen uns bei unsrem Spaziergang der Begleitung des Vertreters der Ionischen Bank, der uns in französischer Sprache und in liebenswürdiger Weise über verschiedene Verhältnisse unterrichtet. Zunächst über die außerordentliche Zurückhaltung des weiblichen Geschlechts, die dem griechischen Volk gewiß zur höchsten Ehre gereicht, aber einem jungen, unverheirateten Mann jeden Familien-Verkehr unmöglich macht. In Athen mag es ja etwas anders sein, als hier in der Provinz.

Sodann erfuhr ich von ihm, daß ein Hauptgeschäft der Bank darin besteht, die von den in Amerika befindlichen Griechen nach Hause gesandten Schecks zu kaufen. Der Herr zeigte uns auch das einzig gute Wirtshaus der Stadt, wo wir zusammen das Abendessen einnahmen, — aber nicht bezahlen konnten, da er sich bereits als unsren Gastfreund betrachtete. Nun, die Rechnung war nicht hoch, trotz des Fläschchens vorzüglichen, ungeharzten Weines. Außer Lammbraten und Makaroni bietet die Speisekarte dem Europäer nichts Begehrenswertes.

Natürlich bestellten wir auch in dem Wirtshaus das Frühstück für die kommende Tagesfahrt nach Sparta. Den Morgen-Kaffee hatten uns die Pikkolos versprochen und haben ihr Versprechen auch gehalten und die zwei Drachmen Trinkgeld, die ihre Augen leuchten machten, wohl verdient.

Ich war also in Arkadien, wohin zu kommen ich mir

vor dem erst im Januar 1909 gefaßten Entschluß zu dieser umfassenderen Hellas-Fahrt niemals hatte träumen lassen.

Natürlich habe ich schon in der Hauptstadt eifrigst nach „arkadischen Schäfern und Schäferinnen" gesucht. Aber ich habe keine gefunden. Ich sah wohl kräftige, klug aussehende Männer in der Landestracht und knüpfte Unterhaltung mit ihnen an; es waren aber „Gemischte Waren-Händler" (Pantopolais) aus benachbarten, kleinen Ortschaften.

Die Hirten und Hirtinnen, die ich am folgenden Tage während der Wagenfahrt durch Arkadien erblickte, unterschieden sich in Kleidung und Haltung nicht von denen, die ich im übrigen Griechenland gesehen. Der griechische Hirt liebt es, den langen Stab (aus einem Ölbaumzweig, mit gekrümmtem Ende) über den Nacken und die Arme über den Stab zu legen. Er trägt als Obergewand einen Radmantel aus grobem, filzähnlichem Stoff, oder gelegentlich ein Schaf-Fell.

Solche feine und geputzte Schäfer und Schäferinnen, wie wir sie in modernen Gedichten und auf modernen Gemälden antreffen, hat es in Arkadien nie gegeben.

Sowie ich nach Berlin zurückgekehrt, gab ich mir Mühe, der Entstehung dieses Ideal-Bildes nachzugehen.[1]

Die Alten hatten keine hohe Meinung von den Arkadern. Im Sprichwort der alten Griechen galten die Arkader für Dummköpfe, die sich für andre quälen, da sie als Reisläufer viele Schlachten, aber nie einen eignen Sieg erfochten. Bei römischen Satirikern bedeutet der „arkadische Jüngling" einen Einfaltspinsel. Immerhin lernten die Arkader alle jodeln und hopsen.

Der Geschichts-Schreiber Ephoros[2] aus Kyme, ein Zeitgenosse Alexanders des Großen, hat uns überliefert, daß „die ersten der Arkader für die ganze Staats-Verwaltung die Musik zu Hilfe genommen haben, so daß sie dieselbe nicht bloß den Kindern, sondern auch der Jugend bis zum 30. Jahre zwangsweise vertraut machten, während sie doch sonst im Leben so ernsthaft waren. Allein bei den Arkadern werden die Kinder

---

[1] Als ich dies schon niedergeschrieben, fand ich, daß Mahaffy bereits in seinem reizenden Buche die Frage richtig gelöst hatte.

[2] Polyb. IV, 20; Athen. XIV, p. 622.

von klein auf gewöhnt, die Hymnen und Päane nach der Weise zu singen. Danach lernen sie die Weisen des Timotheos und des Philoxenos und tanzen alljährlich unter Flötenbegleitung in den Theatern, die Kinder zu kindlichen, die Jünglinge zu männlichen Wettkämpfen.“ Und was noch wichtiger ist, in Arkadien sollte Hermes die Leier, Pan die Hirtenflöte erfunden haben.

Aber, obwohl von einem Gelehrten behauptet,[1] ist es doch nicht richtig, daß schon die Idyllen-Dichter des späten Altertums dem Hirtenleben der Arkader einen idealen Charakter angedichtet haben. Bei Theokrit finden wir nichts davon. Der erste Schäferroman (Daphnis und Chloe von Longos, aus dem 3. Jahrhundert n. Chr.) spielt in Lesbos.

Das einzige, was man anführen kann, ist die Tatsache, daß Virgil seine beiden wettsingenden Hirten zu Arkadern macht (Eclog. VII, Arcades ambo); und daß er die Arkader als einzig im Singen geübt hinstellt. (Soli cantare periti Arcades, Eclog. X.)

Und doch dürften diese Stellen maßgebend gewesen sein für den Italiener Jacopo Sannazaro (Neapel, 1456—1530), dem Verfasser von Arcadia (Venedig 1504), welcher zuerst Arkadien als ein Land „paradiesischer Unschuld, patriarchalischer Sittenreinheit und friedlichen Glücks“ dargestellt hat. Diese Fiktion ist bis heute geblieben. Jeder Deutsche kennt Schiller's „Auch ich war in Arkadien geboren“ und Goethe's „Arkadisch frei sei unser Glück“.

---

[1] Pauly, Real-Lexikon des klass. Altertums I, 2, 1426.

V

Lakonien, Sparta und der Taÿgetos

Spartanischer Wechselgesang.

Γέροντες: *Ἀμές ποκ᾽ ἦμες ἄλκιμοι νεανίαι.*
Ἄνδρες: *Ἀμὲς δὲ γ᾽ εἰμές· αἰ δὲ λῇς, αὐγάσδεο.*
Παῖδες: *Ἀμὲς δὲ γ᾽ ἐσσόμεσθα πολλῷ κάρρονες.*

Die Greise: Wir waren einst streitbare Männer.
Die Männer: Wir sind es, wenn du willst, versuch's.
Die Knaben: Wir werden einst noch viel stärker sein.
(Vgl. Plutarch, Lyk. 21. Lessing hat den Wechselgesang deutsch nachgedichtet. Vgl. L.'s Werke, Leipzig 1866, G. J. Göschen, I, S. 81.)

Am 35. Reisetag, Sonnabend den 3. April 1909, erhoben wir uns früh von dem Lager in der „Schlaf-Herberge" zu Tripolis, bestiegen den mit 3 Pferden bespannten Wagen, den wir tags zuvor gemietet, und rollten auf der tüchtigen Straße, die vor 14 Jahren angelegt worden, durch Arkadien südwärts nach Lakonien, auf Sparta zu. Die fruchtbare Ebene, die wir zuerst durchfahren, gehörte im Altertum zum Gebiet von Tegea.

Um noch vor Einbruch der Dunkelheit unser Ziel zu erreichen, lassen wir die unbedeutenden Ruinen dieser Stadt unberücksichtigt. Bald umfängt uns die sumpfige Hochebene von Arkadien, wir erblicken in der Tiefe den See Taka. Schafherden sehen wir häufig, auch ihre Hirten und Hirtinnen.

Keine Stadt ist auf dem ganzen Wege sichtbar, sogar nur wenige Dörfer. Was Griechenland fehlt, sind Menschen und Hände, die das brachliegende Ödland bebauen. Übrigens ist die Entvölkerung Griechenlands nicht erst im Mittelalter hervorgetreten; schon Plutarch hat sie beklagt.

Im Chani des Bakuros, etwa 4 Stunden von Tripolis, machen wir Halt und lassen uns das mitgenommene Frühstück munden;

denn, was ein solches Rasthaus bietet, ist für den „Europäer“ unbrauchbar und ungenügend.

Wir überschreiten die Grenze von Lakonien, das zunächst recht steinig und öde sich darstellt, und erblicken zur Rechten die schöngeschwungenen, schneebedeckten Gipfel der Taÿgetos. Ich hatte nie gehofft, sie zu sehen, da mündliche und schriftliche Darstellungen dem Ausflug nach Sparta schier unüberwindliche Schwierigkeiten angedichtet hatten.

Die zweite Rast ist in dem Chani von Wurlia. Der deutsche Dichter, der ein Jahr vor mir hierselbst gerastet, bemerkt in seiner Beschreibung: „Zwei Schwalben sitzen nahe bei mir unter dem Schilfdach der Herberge auf der Geländer-Stange. Überall um uns ist lebhaftes Fliegengesumme.“

Ich sehe einen schöngewachsenen Mann in reinlicher Volkstracht, — Fez, Jacke, Fustanella, Gamaschen, roten Schnabelschuhen mit Quasten, — der seinen Kutscher ganz gehörig ausschilt. Ich nähere mich ihm und erfahre, daß er ein Beamter ist; erfahre auch manches über den Straßenbau und Verkehr. Auch er ist entzückt, die Bekanntschaft eines Europäers zu machen, der seine Sprache spricht.

Wir erblicken froh die schneebedeckten Gipfel des bis zu 2400 m aufsteigenden Taÿgetos-Gebirge, das, seit byzantinischer Zeit und noch jetzt, wegen seiner charakteristischen Erscheinungsform, als Fünffingerberg bezeichnet zu werden pflegt. In großen Kehren fahren wir abwärts. Die Eurotas-Ebene ist sehr fruchtbar. Es herrscht großer Verkehr, d. h. von Einheimischen, zu Fuß, zu Pferd, zu Esel und Maulesel. Die Leute sind reinlicher gekleidet, als in den meisten griechischen Landgegenden, die ich bisher durchwandert hatte. Namentlich waren die weißen Fustanellen der Männer ein erfreulicher Anblick für die Augen. (Als ich auf meiner ersten Hellas-Fahrt 1886 meinem Freund und Fachgenossen Andreas Anagnostakis zu Athen mein Bedenken äußerte, ob die Fustanelle für das Volk ein gutes Kleidungs-Stück sei, da sie tägliches Waschen erheische, hatte er mir erwiedert: „Seien sie unbesorgt! Es wird nicht täglich gewaschen.“ Schon auf meiner ersten Wagenfahrt von Pyrgos nach Olympia hatte ich mich überzeugt, daß er seine Landsleute kennt.)

Der gewundene, in der Nachmittag-Sonne glitzernde Eurotas ist für Griechenland schon ein stattlicher Fluß. Seine Abhänge sind Gärten von Oliven-Bäumen, Orangen und Weinreben. Die Ebene von Sparta gehört zu den fruchtbarsten von ganz Hellas.

Der Wagen rollt über die stattliche Stein-Eisen-Brücke, die den Eurotas überspannt, durch die breite Hauptstraße der regelmäßig gebauten, erst 1834 unter dem König Otto neugegründeten Stadt Sparta (Sparte) und hält vor dem ganz neuen Gasthaus Panhellenion, das uns in Tripolis empfohlen worden und im neuen Baedeker noch nicht steht, der dem früheren mit dem Wort „gelobt" eine mäßige Anstands-Empfehlung widmet.

Unser Wirt, als „Werdender", ist ganz überaus eifrig und zuvorkommend, zeigt uns die Reinlichkeit seiner Einrichtung, die uns allerdings befriedigt, sowie auch die in demselben Hause befindliche Gastwirtschaft und steht uns mit gutem Rat zur Seite. Er spricht gern englisch, da er, wie so viele Griechen, eine Zeitlang in Amerika gewesen.

Das alte Sparta war ja auch zur Zeit seiner Vormacht in Hellas nicht großartig und mit dem prächtigen Athen nie vergleichbar gewesen. Der große Geschichtschreiber des peloponesischen Krieges erklärt im 10. Kapitel seines ersten Buches: „Würde die Stadt der Lakedämonier veröden, und nur die Tempel und von den übrigen Gebäuden lediglich die Grundmauer[1] erhalten bleiben; so würden wohl nach einiger Zeit die Nachgeborenen erheblichen Zweifel hegen, ob ihre Macht wirklich ihrem Ruhm entsprochen habe." In der Tat, fügt Thukydides hinzu, war ihre Stadt nach althellenischer Art dorfartig zusammengebaut und besaß keine kostbaren Tempel und Baulichkeiten.

So ist denn nicht viel übrig geblieben, nachdem die Goten und später die Slawen Stadt und Land verwüstet, und nachdem die Franken 1248/49 die Feste Misithras auf den Vorbergen des Taÿgetos, eine gute Stunde von Sparta, begründet und die Einwohner dorthin gezogen hatten. Aber 1261 gelangte Lakonien wieder in die Hände der Byzantiner, 1460 in die der Türken,

[1] Die altgriechischen Privat-Gebäude bestanden aus luftrocknen Ziegeln, die auf eine niedrige Stein-Unterlage gesetzt waren. Nur die letztere kann sich erhalten. — Noch heute wird in Griechenland's Dörfern so gebaut.

von 1686 bis 1715 herrschten hier die Venezianer, dann wieder die Türken bis zu dem Befreiungskriege und der Begründung des neuen griechischen Staates.

So sind es mehr Erinnerungen, als gegenständliche Wahrnehmungen, die den Sinn des klassisch gebildeten Besuchers unsrer Tage auf dem Gebiet von Sparta umfangen. Zunächst lockt ihn „des Eurotas Schilfgeflüster“ herab von der Stadt an das Ufer. Neben Resten der Stadtmauer, die erst, als Sparta's Bedeutung verblichen war, von dem „Tyrann“ Nabis um 200 v. u. Z. erbaut worden und in so unsolidem Material von lufttrocknen Ziegeln, daß die Blöcke wie Schutthügel aussehen, steigen wir hinab zu der hohen Schilfumrahmung und dem breiten, jetzt trocknen, mit einem wahren Wald von riesigen Wolfsmilch-Stauden und dem schönsten Blumenflor geschmückten Überschwemmungsgebiet des stattlichen, schön gewundenen Flusses. Nur die von Goethe mehrmals geforderten Schwäne[1] werden vermißt.

Die berühmtesten Trümmer sind die am Fluß-Ufer gelegenen Reste des Tempels der Artemis Orthia, der den religiösen Mittelpunkt aller spartanischen Gaue gebildet hat. Ausgegraben sind die Grundmauern eines Tempels aus archaïscher Zeit (dem VI. Jahrhundert v. Chr.), dann die Trümmer eines theaterförmigen Baues und in dessen Arena eine Reihe von Altären vom VIII. Jahrhundert v. Chr. bis zum III. Jahrhundert n. Chr. Hier haben die viel erörterten Geißelungen der spartanischen Jünglinge stattgefunden.

Orthia, die aufrechte, hieß diese Artemis, weil man ihr holzgeschnitztes Kult-Bild, mit Weidenzweigen umwunden, aufrecht im Busch gefunden hat. So berichtet uns Pausanias (III, 16), der hinzufügt, daß dies das echte, von Orest und Iphigenia aus Tauri entführte gewesen sei; daß Menschenopfer an ihrem Altar dargebracht wurden, bis Lykurg die Geißelung der Epheben an ihre Stelle setzte. „Die Priesterin steht mit dem Bild im Arm dabei. Dies ist wegen seiner Kleinheit leicht. Wenn aber die Geißelnden etwa aus Rücksicht auf Schönheit oder Stand schonender auf einen Epheben losschlagen, dann

---

[1] Faust, II, V. 8998 und 9006.

wird der Frau das Schnitzbild schwer und sie gibt den Geißelnden Schuld.“ Schauerlich schön muß dieser Anblick für abgehärtete Zuschauer gewesen sein. Leider sind noch in geschichtlicher Zeit Todesfälle infolge der Geißelung nicht ausgeblieben.

Die ganze Erziehung in Sparta war lediglich auf militärische Zwecke gerichtet. Das Recht des Individuum wurde dort noch mehr, als in den übrigen Staaten des Altertums, für die Allgemeinheit aufgeopfert.

Der Artemis Orthia ist von Alkman (um 660 v. Chr., aus Sparta,) ein Jungfrauen-Gesang gewidmet, von dem ein Bruchstück von Mariotte 1855 in einem ägyptischen Papyrus gefunden worden: die Jungfrauen bringen der Göttin für gnädige Hilfe aus der Not ein Gewand dar. Das dritte Bruchstück des Gesanges ist von E. Geibel in seinem klassischen Liederbuch übersetzt.[1] Das vierte und letzte Bruchstück lautet in getreuer Übersetzung:

„Es schlummern der Berge Gipfel und Schluchten . . .
Und die Blätter und alles Gewürm, das die schwarze Erde nährt,
Und das Wild des Berges und der Bienenschwarm
Und die Untiere in der Tiefe des dunklen Meeres.
Es schlummern der flügelbreitenden Vögel Geschlechter.“

Ist das nicht ein merkwürdiger Vorklang zu Goethe's „Über allen Wipfeln ist Ruh'“, das nahezu 2500 Jahre später gedichtet worden?

Auch der zweite Ort, wo noch bemerkenswerte Reste des Altertums zu sehen sind, nämlich die des großen Theaters am Südabhang der ehemaligen Akropolis, ruft die kraftvollen Übungen der alten Spartiaten in unsre Erinnerung. Hier wurden die Gymnopädien (Nackt-Spiele) gefeiert. „Die Erscheinung des freien stattlichen Mannes in jugendlich kräftiger Gestalt, in rhythmischem Chorschritt, unter Päanen-Gesang, bildete den Kern des Festes.“ Musik, Tanz, Leibes-Übung waren zu einem schönen Akt verschmolzen. Ein Chor bestand aus Männern, einer aus Knaben. Beide führten den Reigen nackend aus, während sie die Päane sangen. In älterer Zeit folgte der dorische Waffentanz.

Dies Fest hatte in Sparta die höchste Bedeutung. Nicht leicht ließ man sich darin stören.

---

[1] 7. Aufl. 1906, S. 48.

Als die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Leuktra in Boötien (371 v. Chr.) nach Sparta gelangte, während man in Begriff stand, den letzten Tag der Gymnopädien zu feiern; da geboten die Ephoren, den Waffentanz zu Ende zu führen.

Wie singt am Schluß des übermütigsten Stückes von Aristophanes (Lysistrate) der Lakonier auf der Akropolis?

„Den anmutigen Taÿgetos verlaß,
Sparta's Muse, komm und künde
Von Amyklä den Gott Apoll
Und Athene vom Erzhaus
Und die streitbaren Tyndariden,
Die am Eurotas tanzen.
Heissa, zum Reigen,
Heissa, schwinge Dich leicht.
Sparta wollen wir preisen,
Wo wir den Göttern Reigen tanzen,
Es hallt der Tritte Gewalt;
Wo, wie Füllen, die Mädchen
Am Eurotas mit den Füßen stampfen,
Staub aufwirbelnd,
Flatternden Haars, wie die Mänaden,
Die den Thyrsus schwingen und springen.
Anführt den Reigen die Tochter der Leda,
Die herrliche, schöne.
Wohlan, schürze den Schopf,
Hüpfe mit Hand und Fuß,
Wie der Hirsch, klatsch' in die Hände, zur Freude des Chors.
Die hehre Göttin im Erzhaus feiere,
Die Allkämpferin."

In Sparta, dessen Ausgrabungen wir der englischen Schule verdanken, gibt es auch ein Museum, das am Ostende der Stadt, wenige Schritte von unsrem Gasthaus belegen ist.

Die Funde sind Altertümer, keine Kunstwerke, obwohl deren, als Pausanias (um 170 n. Chr.) Sparta besuchte, noch genug vorhanden gewesen. Die Grabsteine der gefallenen Krieger enthalten den Namen und den lakonischen Zusatz „im Kriege". Zahlreich sind die Darstellungen der in Sparta so hochverehrten Dioskuren, die nach einer homerischen Legende ja in Sparta begraben sind. Zahllose, ganz kleine Weihgeschenke (60000) beweisen die Frömmigkeit und den Aberglauben der alten Einwohner.

Das Abendessen brachte zu den in der Pelopones alltäglichen Gerichten, Lammbraten und Makaroni, noch eine angenehme Zugabe, ein Glas frisch vom Faß gezapften, nach Art des Pilsener gebrauten, griechischen Bieres. Es blieb nicht bei einem Glase. Auch ein englischer Student aus Oxford und sein Tutor, die am Nebentisch saßen, folgten vergnügt unsrem Beispiel. Denn der geharzte Wein ist doch nur ein Notbehelf.

Nach dem Abendessen besuchte ich den Demarchos der Stadt Sparta. Er empfing mich sehr freundlich und stellte mir Frau und Töchterchen vor. Er ist ein liebenswürdiger Rechtsanwalt, sehr gebildet, kennt auch die Verse, die den Eingang dieses Kapitels zieren; doch spricht er keine andre Sprache, als die griechische. Höflich begleitet er mich zu dem Gasthaus zurück und empfiehlt uns dem Wirt, was ja sehr freundlich, aber überflüssig ist; doch weiß auch er nichts Genaueres über die Durchquerung des Taÿgetos und kennt ebensowenig, wie der Wirt, einen zuverlässigen Führer.

So sind wir auf unsre eigne Umsicht angewiesen. Wir fahren mit unsrem Kutscher, der uns nach Sparta gebracht, hier auf „Rückfracht" harrt, und selber uns das Anerbieten gemacht, am Nachmittag des zweiten Tages nach dem nahegelegenen Mistra und mieten in der Dorfstraße einen alten Führer, den wir treffen und den der Kutscher uns empfiehlt, zu der Gebirgs-Reise; er verspricht, gegen Abend 3 Maulesel, den dritten für unser Gepäck, und noch einen zweiten Führer, alles für vierzig Drachmen zu stellen.

Die Verhandlungen finden in einem Laden statt. Wir kaufen dort auch einige Kleinigkeiten. Durch die offene Tür erblickt man in einem Nebenzimmer, das nur wenig tiefer liegt, denn eigentliche Weinkeller gibt es nicht in Griechenland außer in den großen Einrichtungen, ein stattliches Weinfaß mit der Inschrift psyches iatreion, „Seelen-Heilanstalt". Als ich das lächelnd bespreche, reicht mir gefällig der Kaufmann ein Glas des schäumenden Retsinato.

Mistra ist ein leibhaftiges Märchen. Wer die nur eine Stunde westlich von Sparta in der Höhe von über 600 m belegene, kühn emporragende, efeuumrankte, zinnengekrönte Burg und die den ganzen Bergabhang bedeckenden Kirchen, Klöster,

Palast-Ruinen erblickt, muß doch augenblicklich im sprachlosen Staunen an Goethe's[1] Verse aus Faust und Helena denken:

„So viele Jahre stand verlassen das Talgebirg,
Das hinter Sparta nordwärts in die Höhe steigt,
Taÿgetos im Rücken . . .
Dort hinten still im Gebirgtal hat ein kühn Geschlecht
Sich angesiedelt, dringend aus cimmerischer Nacht,
Und unersteiglich feste Burg sich aufgetürmt."

Und doch haben die Goethe-Forscher unwiderleglich nachgewiesen, daß der Dichter in seinen Quellen, die er zu seinen Studien über Morea's Geschichte und Geographie eifrig benutzt hat, keine Spur von dieser Burg gefunden, sondern nur die Beschreibung einer andren Burg-Ruine bei Karytäna in Arkadien, — weit, weit entfernt von den Vorbergen des Taÿgetos. Wir haben hier also eine freie Schöpfung der künstlerischen Phantasie, geradeso wie bei Böcklin's „Toten-Insel".

Romantisch, wie der Anblick der in Ruinen liegenden Stadt, ist die Geschichte der Gründung. Als bei dem vierten sogenannten Kreuzzug (1202—1204) die abenteuernden und beutegierigen fränkischen Ritter, zusammen mit den Venezianern, welche die Überfahrt übernommen hatten, Konstantinopel mit Sturm eroberten, das byzantinische Kaisertum stürzten und durch ein lateinisches ersetzten, das allerdings nur 57 Jahre bestehen sollte; da bekam auch Morea einen fränkischen Fürsten in Guillaume de Champlitte.

Einer seiner Nachfolger, Guillaume II. de Villehardouin, begründete 1248/49 eine Festung auf den Vorbergen des Taÿgetos, welche Misithras[2] genannt wurde. An den Abhängen der Burg breitete sich eine Stadt aus, die rasch aufblühte, während das alte Sparta, welches damals den Namen Lakedämonia führte, ebenso rasch verfiel.

Aber schon 1261 mußte er Mistrá und die ganze Maina an die Byzantiner abtreten, die Konstantinopel wieder gewonnen hatten, die peloponesische Provinz nunmehr 200 Jahre lang behaupteten und Mistrá mit Kirchen, Klöstern, Palästen schmückten. Nahe Verwandte des griechischen Kaisers pflegten hier Hof zu

---

[1] Faust, zweiter Teil, II, III, V. 8994 f. Vgl. die Jubil.-Ausg. in 40 Bänden, 14. Bd., S. 169 und die Anm., S. 363.

[2] Angeblich von *μυζήϑρα*, misitra, Sahnenkäse. (Neugriechisch.)

halten. Despot von Mistrá war auch, vor seiner Thronbesteigung, der letzte griechische Kaiser Konstantinos gewesen.

Im Jahre 1460 drangen die Türken ein und haben, nach der kurzen Zwischenregierung der Venetianer von 1686 bis 1715, Mistra bis zum Befreiungskrieg behauptet. Die Stadt soll damals noch 20000 Einwohner gezählt haben. Von Ibrahim Pascha wurde sie 1825 arg verwüstet.

Nach der Begründung des neuen griechischen Staates befahl die Regierung 1834, die Bewohner sollten in die Ebene hinunter ziehen und das neue Sparta begründen.

Bei trübem, regnerischem Wetter steigen wir unter Führung eines rasch gemieteten Dorfbewohners bergan. Er holt uns die Schlüssel und öffnet die Peribleptos-Kirche, die an den Felsen gelehnt und allerdings „ringsum sichtbar“ ist. Sie enthält bedeutende byzantinische Malereien, natürlich Christos Pantokrator und eine thronende Madonna.

Die folgende Pantanassa, d. h. Allherrscherin-Kirche, wird noch jetzt von Nonnen unterhalten. Sie war erst 1445 vollendet worden und birgt den Grabstein der Gattin des letzten Kaisers von Byzanz.

Die weiteren Ruinen haben die Namen des Palastes der Prinzessin (Anaktoron tes Basilopulos) und Rundgang der Prinzessin (Periodos tes Basilopulos) erhalten, — natürlich vom Volk, das solche Bezeichnungen liebt, geradeso wie zu Anuradjapura auf Ceylon ein mit Marmor-Quadern ausgelegtes, riesiges Bad von den jetzigen Dorfbewohnern als das der Prinzessin bezeichnet wird.

Verschiedene Tore muß man durchschreiten, ehe man zu der eigentlichen Burg gelangt, deren Inneres verhältnismäßig gut erhalten ist. An einzelnen Gebäuden der ungeheuren Trümmerstätte sind Gerüste angebracht. Man will den Zerfall verhüten, vorsichtig mit Benutzung des vorhandenen Materials ausbessern, ebenso wie auf der Akropolis zu Athen.

Um den Regen abzuwarten, trat ich in das Haus, wo die Schlüssel zur ersten Kirche aufbewahrt werden, und wurde recht freundlich empfangen. Der Herr des Hauses weilte mit zwei Brüdern schon seit mehreren Jahren in Amerika, und zwar in New York, als Kutscher. Aber die Flinte, ohne die auf dem Lande, da Jagdfreiheit herrscht, kein Grieche auskommen kann, schmückte die Wand.

Die amerikanische Photographie der 3 Brüder, die, sorgsam frisiert, in kurzen Tuch-Joppen, eine Blume im Knopfloch, den Beschauer anlächeln, schmückte die Kommode. Die Strohwitwe klagte mir ihr Leid und ihre Schwiegermutter sekundierte. Seit zwei Jahren haben sie keinen Brief, keine Nachricht, vor allem auch keine Geld-Sendung erhalten und müssen sich kümmerlich durchhelfen. Ich entwarf ihnen einen Brief an den Konsul Griechenlands zu New York, um Auskunft zu erbitten.

So leben viele Strohwitwen in Griechenland. Die jungen Männer wandern aus nach Amerika, verdienen dort viel Geld, schicken auch nach Hause und kommen wieder mit verhältnismäßig größeren Summen. Einige bleiben dauernd dort und lassen die Familie nachkommen. Die armen Frauen leben einsam und tugendhaft zu Haus. Das letztere kann man den Männern nicht immer nachrühmen. Auf einer kleinen Station in der Pelopones, wo ein längerer Aufenthalt war, traf ich einen Soldaten, der mir freimütig seine Geschichte erzählte. Er war aus Kyparissia an der Westküste, hatte mit 19 Jahren geheiratet, war nach der Geburt des ersten Kindes nach Amerika ausgewandert und hatte an verschiedenen Orten in Fleisch-Konserven-Fabriken fünf Jahre lang gearbeitet, bei gutem Verdienst. Drei Dollar täglich gewann er und brauchte für seinen Lebensunterhalt nur einen halben, da er zusammen mit mehreren Landsleuten in einem einfachen Hause mit gemeinschaftlicher Küche lebte. Weit mehr als für seinen Unterhalt brauchte er, wie er prahlerisch mir mitteilte, für die Girls. Endlich kehrte er zurück, mit fünfzehntausend Drachmen; mußte aber, da er die rechtzeitige Meldung verabsäumt, jetzt 29 Monate dienen. „Zwei Kinder hat mir meine Frau geboren," fügte er hinzu; „mehr waren nicht möglich, ohne Zwillings-Geburten." Er spricht mit dem Europäer englisch, wie es alle Griechen der niederen Stände lieben, wenn sie es in Amerika gelernt haben.

Amerika ist ein Unglück für das viel zu dünn bevölkerte Griechenland, trotz der Kapitalien, die es ins Land bringt. In allen Dörfern hängen die verlockenden Bilder der Auswanderungs-Geschäfte. Auf allen Schiffen findet man Auswanderer,[1] auf dem

[1] 1905/6: 19490 nach den Vereinigten Staaten, also fast 1% der Bevölkerung.

von Wolo nach Stylida traf ich ganze Scharen. Dabei liegen jetzt die Geschäfte in den Vereinigten Staaten noch darnieder. Das Auswanderungs-Fieber muß in Griechenland von der Regierung ebenso bekämpft werden, wie die Malaria, gegen welche die Behörde (to Kratos) sehr billig gutes Chinin verkauft, aber leider nicht genügend Abnehmer findet.

Als wir nachmittags in das Dorf zurückkehrten, war unsre Karawane bereit, das eine Maultier mit dem Gepäck beladen. Ich schützte noch nach Möglichkeit mein Bett, und hatte auch die Freude, daß es trotz des rieselnden Regens trocken geblieben, — an dem Tage, wo ich es am wenigsten entbehren konnte.

Dann stieg ich auf das Maultier, dessen „Plack“ ich heute so recht durchkosten sollte.

Bergauf, bergab, über Stock und Stein, ging es im Regen und Nebel zum „Gasthaus“ von Trypi, das am Eingang der großen Schlucht liegt und wegen der Länge des Weges über den Taÿgetos im Reisebuch zum Übernachten empfohlen wird.

Ich kann es gar nicht empfehlen. Ich wollte auch, da es schon von außen so gräßlich aussah, erst gar nicht eintreten. Aber unser Führer gab mir einen sanften Stoß. Er erhält wohl eine kleine Vergütung für jeden eingelieferten Reisenden und hatte noch dazu, in Aussicht auf die am nächsten Tag fälligen vierzig Drachmen, einige Gläser Retsinato über den Durst getrunken. Unbeirrt durch die Abmahnung meines gutmütigen Freundes, der darauf hinwies, daß wir ja während der Bergpartie ganz von dem Mann abhängen, machte ich ihm den Standpunkt klar; verlangte den Demarchen des Ortes, — es gibt keinen; verlangte den Lehrer als Vertreter der Bildung, — er war nicht herbeizuschaffen. Allein, in der Dunkelheit und im strömenden Regen, konnte ich ein besseres Quartier nicht erspähen.

So ergab ich mich in das Schicksal und belegte für mich den öden, mit drei unordentlichen Bettstellen besetzten und mit mancherlei Hausrat erfüllten Vorraum, gegen den allerdings das armseligste Rasthaus in Ostindien ein Pracht-Gebäude und das Blockhaus in Glacier-Point oberhalb des Yosemite-Tales von Kalefornien ein Palast gewesen, und ordnete selber eine der Pritschen mit meinen eignen Sachen zu einem Bett.

Nach dem kärglichen Abendessen, das uns allen, auch den

beiden Engländern, die vor uns eingetroffen waren, ein reisender Koch in meinem Zimmer auftrug, begab ich mich sogleich zur Ruhe; denn um 5 Uhr morgens wollten wir schon aufbrechen. Aber ich fand wenig Schlaf und überlegte hin und her, ob es nicht vernünftiger wäre, nach Sparta zurückzureiten, von dort nach Tripolis zurückzufahren und mit der Eisenbahn nach Kalamata in Messenien zu reisen.

Die Rechnung für das Nacht-Asyl war höher, als für manch' leidliches Zimmer, das wir in der Pelopones bewohnt. Auch der Reise-Koch, der im Verkehr mit den Fremden ein gefälliges, zuvorkommendes Benehmen und eine gewähltere Sprache sich angeeignet, ließ sich seine Leistungen recht gut bezahlen.

Die dunkelschwarzen Wolken am Morgenhimmel machten auch meinen Freund bedenklich. Der Führer, der heute noch nicht getrunken, die Sache sich überlegt und vom Koch noch dazu belehrt worden, hatte den richtigeren Standpunkt gewonnen und harrte unsrer Entscheidung. Als es um sieben Uhr noch nicht wieder geregnet hatte, stimmte mein Freund für Aufbruch; und ich, in dem bekannten Wagemut der Reisenden, stimmte bei, obwohl ich mir die Schwierigkeiten und den Unterschied zwischen uns beiden nicht verhehlte: er, ein Sohn der Berge, geübter Reiter und Kletterer, dazu bedeutend jünger; ich, ein 65jähriger Sohn der Ebene, in langer Ehe von der sorgsamsten Gattin ein wenig verwöhnt. Der Ausflug gestaltete sich zu dem schwierigsten meines ganzen Reiselebens.

Erstlich ist der Weg lang, neun Stunden für das rüstig schreitende Maultier; aber kaum die Hälfte des Weges kann man reiten, da Steigungen mit jähen Abstiegen wechseln. An das Durchreiten der Wildbäche gewöhnt man sich nach den ersten Versuchen, da das Maultier sicher schreitet und das Wasser kaum die Fußsohle des Reiters netzt, die ja doch schon ganz naß ist. Aber schlimmer ist es, stundenlang durch steinige Bäche zu waten; denn, da Zeus sehr bald die Schleusen des Himmels öffnete und offen ließ, war der sogenannte Weg oder Saumpfad in einen fließenden, steinigen Bach verwandelt.

Auf der Paßhöhe wandelte sich der Regen in Schneegestöber um; die Schneelage auf dem Loden-Mantel, der allerdings seine Schuldigkeit tat, verwandelte sich in eine Schicht lockeren Eises.

Die beiden Führer waren nicht geübt, dem Fremden zu helfen. Wenn er an schlechter Stelle ein wenig glitt, riefen sie „Oh". Aber sie gingen nicht voran und leisteten keine Unterstützung. Es nutzte auch nicht viel, wenn man sie auf das Richtige aufmerksam machte. Ein jeder lernt nur, was er kann.

Unterkunft zwischen Morgen und Abend, zwischen Trypi und Kalamata, gibt es nun einmal nicht. Wer die Reise angefangen, muß sie auch beendigen. So bemächtigt sich des Reisenden eine dumpfe Hartnäckigkeit, die seinen Schritt beflügelt.

Als ich dann schließlich am späten Nachmittag in der Höhe von 500 m, bei dem Dorf Chanaki, zuerst das Meer erblickte und den zierlich umzirkten Hafen von Kalamata, — da konnte ich nicht umhin, die Arme auszubreiten und in den Ruf auszubrechen: Thalatta, Thalatta!, so daß die Führer erstaunt einen Augenblick still hielten. Übrigens habe ich die Anstrengung[1] ganz gut überstanden und war am nächsten Tag so munter, wie je auf der Reise.

Wir waren also im Taÿgetos. Seit den Knaben-Jahren wissen wir, daß dort die Spartiaten die schwächlichen Kinder ausgesetzt. Es verlohnt immerhin, der Quelle dieser Nachricht nachzuspüren. Sie ist eine ziemlich späte, bei Plutarch, der etwa von 46—120 n. Chr. lebte, in der Lebensbeschreibung des Lykurgos, K. 16: „Das Neugeborene aufzuziehen hat der Vater keine Macht. Er muß es nach einem Versammlungsort bringen, wo von seinen Stammesgenossen die Ältesten tagen. Diese untersuchen das Kindlein. Ist dasselbe wohlgebaut und kräftig, so gebieten sie es aufzuziehen, und teilen ihm eines von den 11000 Ackerlosen zu. Ist es aber schlecht gebildet und ungestaltet, so senden sie es zu der sogenannten Ablage, eine schluchtartige Gegend am Taÿgetos, da es weder für das Kind selber ein Vorteil ist, am Leben zu bleiben, noch für den Staat, wenn es nicht gleich von Anbeginn zum Wohlbefinden und zur Kraft gebildet ist."

Nun, als Knabe schon stand ich, trotz aller Bewunderung des Leonidas, immer auf seiten der Gegner Sparta's, der Messenier, der Athener. Mit gereifterem Urteil mußte ich diese Aus-

[1] Daß auch die alten Lakonier das Erklimmen des Taÿgetos hoch einschätzen, mag man aus Lysistrate, V. 117 u. 118, erschließen.

setzung schwächlicher Kinder gräßlich und abscheulich finden; dazu dumm und kulturwidrig, denn sie konnte die zukünftigen Wohltäter des Staates und der Menschheit betreffen. Rafael, Newton, Alexander von Humboldt und Helmholtz wären, wenn in Sparta geboren, nach dem Taÿgetos gesendet worden. Freilich hätten sie, am Leben geblieben, in Sparta ihr Genie doch nicht entfalten können!

Aber die Gerechtigkeit gebietet hervorzuheben, daß auch in dem so gebildeten Staat der Athener der Vater bis zum 5. Tage nach der Geburt des Kindes, wo das Umlaufsfest, so eine Art von Kindtaufen, stattfand, sich entscheiden konnte, ob er es behalten oder aussetzen wollte, wie aus Platon's Theätet (Kap. 15, p. 160E) unwiderleglich hervorgeht. Immerhin geschah zu Athen die Aussetzung nur aus Not, oder aus mißverstandener Fürsorge für die bereits vorhandenen Kinder; sie betraf mehr die Mädchen, als die Knaben, und wurde so geleitet, daß gutherzige Leute die ausgesetzten Kinder zu Findlingen machen konnten.

Die trostlose Wildheit der Langada-Schlucht, welche den einzigen Paß zwischen Lakonien und Messenien über das ungeheure Taÿgetos-Gebirge darstellt, erscheint unter den schwarzen Wolken des bedeckten Himmels in schauerlich schöner Beleuchtung und in ihrer vollen Großartigkeit. Sie ist kahl und einsam und erinnert mich durch einzelne Partien an die schroffen Felsen des Yosemite-Tales. Auf dem schmalen Pfad, hart am ungeheuren Abgrund, dringen wir vorwärts.

Die zierlichen Füße des sonst so häßlichen Maultiers schreiten mit unfehlbarer Sicherheit; und, wenn ein Fuß einmal von einem beweglichen Stein auf dem Pfade abgleitet, wobei das Geräusch einen häßlichen Schrei des Führers gewissermaßen reflektorisch auslöst; so haben die übrigen das Gleichgewicht nicht verloren. Man kann sich auf das Tier völlig verlassen. Man braucht den Zügel gar nicht zu fassen. Wenn einmal das Lasttier die Spitze der Karawane nimmt, so findet es die Fuhrt durch den Wildbach, selbst wenn dieselbe in Windungen verläuft.

Je weiter wir in das Hochgebirge eindringen, desto schlechter wird das Wetter, desto ungestümer drängen wir vorwärts. Endlich, in der Nähe der Paßhöhe, müssen wir in einem Chani Unterschlupf suchen und Ruhe und Stallung für die schon ermüdeten Tiere.

An dieser Stelle war es wohl, wo ein Jahr zuvor, gleichfalls auf seinem kletternden Maultier vordringend, der Dichter von „Und Pippa tanzte“ ein merkwürdiges Erlebnis hatte.

„Wir halten die erste Rast, etwa 2300 m hoch im Taÿgetos, unter einem blühenden Kirschbaum vor der Herberge, genannt zur kleinen Himmelsmutter.“ Gewöhnlichen Sterblichen wird dies nicht beschieden. Die Paßhöhe beträgt 1296 m. Auf den Gipfel des Taÿgetos (2409 m) klettern die Maultiere nicht; dort blühen auch keine Kirschbäume im dauerhaften Eis und Schnee.

Wir fanden eine erbärmliche Hütte, mit einem niedrigen Eingang, und im Innern ein Bild, das der Höllen-Breughel hätte malen sollen.

An dem einen Ende des einzigen Raumes schwelte das mächtige Wurzelstück einer tüchtigen Eiche, das wohl einige Wärme ausstrahlte, aber noch mehr Rauch verbreitete. Eine zahnlose, in Lumpen gehüllte Alte kauerte davor und unterhielt das Feuer durch Fächeln mit einem Strohwisch. Bereitwillig setzt man uns einige Schemel an dasselbe.

Aber das völlig durchnäßte Schuhwerk wird so nicht trocken. Es zu wechseln wäre aussichtslos, da es eine Viertelstunde nach dem Aufbruch wieder so naß sein wird, wie zuvor. Übrigens hatte ich mein zweites Paar Stiefel, das tags zuvor gänzlich durchnäßt worden, und meinen zweiten Hut, den das gleiche Schicksal betroffen, am Herdfeuer zu Trypi, wo ich sie abends zum Trocknen aufgestellt, heute morgen in der Frühe vergessen. Es bestand keine Aussicht, sie für diese Reise noch wieder zu bekommen.

So faßte ich den edlen Gedanken, die Stiefel dem jungen, den Hut aber dem alten Führer zu schenken, die beide wenigstens für mich gearbeitet hatten, und die Sachen nicht dem wenig sympathischen Gastwirt in Trypi zu lassen. Aber der gewitzigte alte Führer erklärte, daß ich die Schenkung schriftlich machen müßte. So schrieb ich denn das Dokument neugriechisch auf eine Visitenkarte, zur Verwunderung und teilnehmenden Freude der Anwesenden.

Unter diesen erregte ein schöngewachsener, stattlicher Mann mit ausdrucksvollen, geweckten Zügen, die ein gutgepflegter Vollbart umrahmte, und in gutgehaltener Volkstracht, meine Aufmerksamkeit, und — wir die seine.

Er war Demarch eines im Gebirge belegenen kleinen Ortes, in seiner Art gebildet und jedenfalls recht verständig. Natürlich wunderte er sich über die griechische Sprache eines Europäers. Aber groß wurde sein Staunen, als ich, um die Zeit der Rast zu vertreiben, ihm altgriechische Verse vortrug, z. B. aus der Ilias[1] „Auch Patroklos ist gestorben“.

So sehr ich mir Mühe gab, die neugriechische *Aussprache* und auch die heute in Griechenland übliche *Betonung* der einzelnen Worte innezuhalten, — er verstand gar nichts. Aber, als ich ihm den *Sinn* der Worte in neugriechischer Umschreibung wiedergab, da merkte ich wohl, daß es ihm an Verständnis und Empfindung für wahre Dichtkunst keineswegs fehlte; ja daß er darin den meisten unsrer Dorfschulzen vielleicht überlegen war.

Alles wollte er für uns tun, aber er konnte uns ja *nichts* leisten. Nachdem wir unser Frühstück, d. h. die erste Mahlzeit des Tages, verzehrt, wobei ein tüchtiges Stück der aus Berlin mitgebrachten und für den *Notfall* aufgehobenen Dauerwurst sowie das tags zuvor in Mistrá eingekaufte Brot die Hauptrolle spielten, brachen wir auf und drangen mehr als 2 Stunden lang unverdrossen vor bis zu dem ersten *Dorf*, das wir in dem Gebirge antrafen. Es ist *Lada* und liegt ganz freundlich im Ölbaumwald, wovon es seinen Namen hat. (Elaiadion, lądi = Öl).

Eine arge Enttäuschung bereitet einem in diesen griechischen Gebirgsdörfern das erste Haus, das freundlich von der vordersten Anhöhe winkt, noch recht entfernt von den zerstreuten, weithin sich erstreckenden Häuserreihen. Der müde Wanderer hofft auf das gastliche Haus, es ist aber eine fest geschlossene Kirche, die nicht einmal Obdach vor dem Regen gewährt und nur durch eine kleine Apsis von den andren Bauernhäusern sich unterscheidet.

Jäh und steinig steigt der schmale Pfad ab zum Dorf; er ist heute durchaus nicht von einem Bach zu unterscheiden. Nach langem Klettern und Hüpfen gelangen wir in das Chani, wo wieder eine gräßliche Hexe uns empfängt.

Das einzige, was wir ihr anvertrauen, ist die Herstellung einiger hartgekochten Eier. Aber sie hat nicht einmal Salz im Hause! In meinem Speise-Täschchen wurde leider der hölzerne

---

[1] XXI, 106—113.

Salzbehälter beim Aufschrauben leer befunden. Zur Zeit des Überflusses denkt man nicht genug an die Zeit der Not. Was die Wirtin uns schließlich als Salz vorsetzte, sah noch abstoßender aus, als dasjenige in einem Bauernhause am Kap Misenum, das ich ein Menschenalter zuvor in Ermanglung von beßrem hatte verwenden müssen.

Auch weiterhin geht es noch bergauf, bergab. Aber seit der Paßhöhe sieht man doch hin und wieder ein Dorf, wenigstens auf den Abhängen jenseits der Schluchten. Der Regen hat wohl aufgehört, jedoch das Marschieren bergab, das Reiten bergauf ist nicht behaglich.

Sowie der Himmel sich geklärt hat, macht sich auch wieder die Täuschung über die Entfernung geltend. Freudig begrüßte ich von der letzten Höhe die fruchtbare Ebene von Messenien, das Meer und den schönen Hafen von Kalamata; aber noch zwei volle Stunden hatte ich zu reiten, bis ich in Kalamata vor dem Gasthaus Panhellenion abstieg.

So hatte ich also den Taÿgetos ohne Unfall durchquert und gab frohen Herzens dem Führer außer den bedungenen 40 Drachmen noch das für diesen Fall versprochene Trinkgeld von 10 Drachmen. Das spielt sich auf der Straße ab; eine größere Menschenmenge, die nichts zu tun hat, als der Neugier zu fröhnen, nimmt Anteil.

Einen Schuster hatte ich mir schon beim Durchreiten der Hauptstraße bestellt; er sollte die durchnäßten Stiefel kunstgerecht trocknen und mir ein Paar neue zur Aushilfe senden. In der Tat konnte ich bei ihm ein Paar leidlich passende Stiefel amerikanischer Herstellung für 20 Drachmen kaufen, die ich zwar nicht mehr verwendet habe, da ich in Patras meinen größeren Koffer antraf, die mir aber doch zum Trost und zur Beruhigung dienten.

Mein rüstigerer Freund war schon vorausgeeilt und hatte Wohnung bestellt. Der Kellner zog mir die nassen Stiefel und Strümpfe von den Füßen; ich tat für meinen Körper, was möglich war, verzehrte den üblichen Lammbraten in meinem Zimmer und lag bald in einem reinlichen Bett und versank in tiefen Schlaf, aus dem ich am andren Morgen munter und gestärkt erwachte.

VI

Messene

Μεσσήνην ἀγαθὴν μὲν ἀροῦν, ἀγαθὴν δὲ φυτεύειν.

„M., gut zu beackern, gut zu bepflanzen".

Tyrtaios.

Wie viele Seufzer hat mir das traurige Geschick der Messenier entlockt, als ich zuerst, noch recht jugendlichen Alters, in Becker's Weltgeschichte ihren heldenmütigen, aber vergeblichen Kampf gegen die raubsüchtigen, jedoch stärkeren Lakedämonier las und wieder las! Wie weit entfernt aber war ich von jedem Gedanken, ich könnte einmal mit eignen Augen die so hartnäckig verteidigte Burg Ithome zu sehen bekommen!

Ithome war es, die uns nach Messenien zog und so die Fortsetzung unsrer Rundreise durch die Pelopones vermittelte.

Zunächst saßen wir allerdings in Kalamata oder Kalamä, wie die Stadt jetzt wieder von der Regierung, nach einem alten in der Nähe gelegenen Ort,[1] genannt wird; während ihren Platz, 2 km vom Meere, am linken Ufer des breiten Nedon, in fruchtbarer Niederung, zur alten Zeit die unbedeutende Stadt Pharä (Pherä) eingenommen hatte. O heiliger Homeros, du ließest den braven Telemachos im Wagen an einem Tage von Pherä nach Sparta gelangen![2] Deiner Dichterkraft war nichts unmöglich. Zeit und Raum hast du mit göttlicher Überlegenheit beherrscht, um dein ewiges Gedicht zu schaffen. Wer wird so verständigtöricht sein, den zur Not fahrbaren Weg um die Tainaron-Halb-

[1] Pausan. IV, 31, 3.
[2] Odyss. III, 490 f.

insel herum, der etwas über 160 km beträgt, dir auf der Landkarte nachzumessen?

Im Mittelalter (1205) baute in Kalamata der fränkische Fürst Geoffroy de Villehardouin eine starke Burg, welche später in den Besitz der Venetianer und im Anfang des 18. Jahrhunderts in den der Türken überging. Im Nordosten der heutigen Stadt ragt noch der Burgfels mit den Ruinen empor.

Kalamata war eine der ersten Städte, welche 1821 in die Hände der aufständischen Griechen fielen. Hier wurde unter freudigster Hoffnung am 9. April 1821 die erste griechische National-Versammlung, unter dem Namen des Senats von Messenien, eröffnet. Aber fürchterlich war die Rache des vom Sultan aus Ägypten zu Hilfe gerufenen Ibrahim Pascha, der die Stadt einnahm und fast gänzlich zerstörte.

Jetzt sind die Wunden verharscht, die Stadt hat 18000 Einwohner; Gewerbfleiß und Handel blühen. Allerdings ist die Seiden-Industrie, von der Hr. Dr. Engel vor 23 Jahren noch viel zu rühmen wußte, zugunsten des Korinthen-Anbaues zurückgegangen. Auch Feigen und Oliven-Öl wird von hier ausgeführt, der Wert der Ausfuhr betrug 1901 an 9,5 Millionen Franken; 1901 liefen 259 Schiffe (von 307115 Tonnen) aus.

Den Erzbischof, an den wir einen Empfehlungsbrief hatten, besuchten wir doch nicht, wegen der Kürze unsres Aufenthaltes. Wir schlendern durch den Bazar, der schon ganz stattlich aussieht, da er die wohlhabende Provinz Messene zu versorgen hat, und auch die kleinen Bedürfnisse der Reisenden zu befriedigen imstande ist; und durchwandern die grade Straße nach dem Hafen, der geräumig, gut geschützt und auch ziemlich gut mit Schiffen besetzt ist. 1884 hatte Mahaffy in Kalamata nur eine offene Reede gefunden.

Hier, in einem Café am Meeres-Ufer, mit herrlichem Ausblick auf den messenischen Meerbusen (Golf von Koron) halten wir Kriegsrat. Der blaue Himmel von Hellas lacht nicht über uns. Das Wetter ist veränderlich, mitunter droht Regen. Da wollen wir den Ausflug nach Phigalia aufgeben. Denn, wenn man auch heutzutage schon von dem Eisenbahn-Halteplatz Diabolitza in Messenien zu Wagen nach Andritsäna fahren kann; wenn wir auch gute Aufnahme erhoffen seitens des Demarchen, eines

Kollegen, an den wir einen Empfehlungsbrief von Hrn. Kawwadias in der Tasche tragen; — von dort muß man reiten, erst nach Phigalia und dann, nach Besichtigung des in völliger Einöde liegenden Apollon-Tempels von Bassä, zum Meeresgestade nach der Station Buzi an der westlichen Küstenbahn. Bei strömendem Regen ist das Reiten ein zweifelhaftes Vergnügen.

Und was verheißt uns dieser Ausflug? Bei schönem Wetter allerdings einen herrlichen Anblick, bei schlechtem nur das Bewußtsein, dort gewesen zu sein.

Der wunderbare Fries mit den Kentauren- und Amazonen-Kämpfen ist ja 1811 fortgeschafft, nach Korfu gebracht und an die englische Regierung für 15000 Pfund Sterling verkauft. Er bildet eine der Hauptzierden des Britischen Museum zu London. Dort habe ich ihn mehr als einmal bewundert und ebenso die Nachbildungen, die ich in Athen gesehen, 1886 noch in der Cella des sogenannten Theseion, jetzt im National-Museum. Ich wünschte, Winckelmann hätte ihn gesehen; er würde seine Dogmen über griechische Kunst anders gefaßt haben.

Da außerdem Briefe aus Berlin eingetroffen waren, welche eine frühere Rückkehr, als ich sie eigentlich geplant, wünschenswert erscheinen ließen; so gebe ich die zweite Rückfahrt nach Athen und den Besuch der Inseln (Delos und Kreta) auf, beschließe die Heimfahrt von Patras aus und bestelle mir sofort in der Lloyd-Agentur des Hafens eine gute Kajüte von Patras nach Triest für den 12. April.

Wir kehren nach der Stadt zurück und nehmen unser Frühstück in dem von unsrem Schlaf-Wirt empfohlenen Gasthaus, wo wir allerdings wegen der Fastenzeit auf Schwierigkeit der Auswahl stoßen, — denn, außer dem täglichen Lammbraten, gibt es nur noch mit Polypen versetzte Gerichte, Makaroni, Reis, Eierkuchen, Artischocken, die ich zurückweise, da für mich die Zahl der eßbaren Wirbellosen nicht so ausgedehnt ist, wie für den vergleichend-anatomischen, berühmten Weltreisenden Haeckel,[1] sondern auf Krebse, Hummern, Langusten, Austern sich beschränkt.

Danach pflegen wir der Ruhe und nehmen uns nachmittags

[1] Indische Reisebriefe, 1884, S. 232.

einen Wagen nach dem großen Dorf Nisi, jetzt amtlich Messene genannt, das westlich von Kalamae, an dem rechten Ufer des gleichfalls in die Bucht von Koron sich ergießenden Pamisus-Flusses belegen ist.

Die ganze Gegend zwischen dem Ufer und dem Ort ist ein einziger ungeheurer Sumpf, durch den der Fluß träge und in etwas veränderlicher Bahn sein Wasser nach dem Meere wälzt.

Was Attika zu wenig, hat Messenien zu viel, nämlich Wasser. Werden diese Sümpfe getrocknet, so sind erstlich die Sumpf-Fieber beseitigt, welche die Bevölkerung heimsuchen und aufreiben. Ich sah so manchen blassen, blutarmen Menschen, der an den Folgen der Krankheit litt. Werden diese Sümpfe getrocknet, so ist in diesem köstlichen Klima fruchtbares Land für Tausende gewonnen.

Aber auf Herakles, dessen Reinigung der Augeias-Ställe ja für eine seiner größten Arbeiten galt, ist nicht zu rechnen. Die Leute hier zu Lande, mit denen ich gesprochen, betrachten die Regierung als Herakles; doch dieser fehlt es an dem heutzutage dazu Nötigsten, dem Gelde. Eine Aktien-Gesellschaft wird wohl auch hier die Herakles-Arbeit verrichten müssen, grade wie mit dem Kopaïs-Sumpf in Böotien.

Vorläufig wird von den Gemeinden eine neue, höher gelegene Straße erbaut, mit einer massiven Brücke. Diese ist noch nicht gangbar. Wir müssen aussteigen, den Wagen zurücklassen und zu Fuß über die Eisenbahn-Brücke und auf den Schienen nach Nisi wandern.

Der Ort hat über 6000 Einwohner, einen großen Bazar, eine hübsche Demarchie an einem riesigen freien Platz, um den so manche Großstadt das Dorf beneiden könnte. Wir lassen uns vor dem feinsten Café nieder. Am nächsten Tisch sitzen gutgekleidete Herren. Einer grüßt höflich. Wir kommen in's Gespräch. Es ist der Demarch.

Das Volk umringt uns, voll Staunens, daß Europäer ihren Ort mit einem Besuch beehren und mit ihnen sprechen können. Natürlich müssen wir die uralten Fragen beantworten, die seit der Odyssee von den Griechen dem Fremden vorgelegt werden. Natürlich dürfen wir die kleine Zeche nicht bezahlen.

Der Bürgermeister und seine Freunde, unter denen auch zwei Ärzte sind, begleiten uns, erst nach der Kirche, die alte Heiligenbilder mit silbernen Händen und Heiligenschein und auch einige Grabdenkmäler enthält, dann nach seinem blumengeschmückten Garten, wo wir mit den üblichen Süßigkeiten (Lukumi) bewirtet werden, auch einige in der Gegend gefundene alte Tetradrachmen aus Arkadien zu sehen bekommen.

Sie begleiten uns zu unsrem Wagen, erörtern gründlich unsre Weiterfahrt, übernehmen es, für den nächsten Tag einen Kutscher für uns zu mieten, der uns von der Eisenbahn-Station zu dem Ausflug nach Ithome abholt, und auch den üblichen Preis (von 25 Drachmen) zu vereinbaren. Mit Ausnahme des einen Arztes, der in Paris studiert hat, verstehen alle nur ihre Muttersprache. Für mich sind diese Volks-Szenen von größtem Reiz. Das Interessanteste für den Menschen ist der Mensch.

Mein Freund übernimmt nach dem Abendessen noch den Einkauf der Nahrungsmittel für den nächsten Tag, da wir nicht darauf rechnen können, unterwegs etwas Brauchbares zu finden.

Am nächsten Morgen (7. April) früh vor sieben Uhr, auf der Station, lernen wir eine Eigentümlichkeit der griechischen Bahnen kennen. Es gibt einen Frühzug um 7 Uhr morgens und einen Mittagszug, die beide von Kalamata nordwestlich nach der Küste von Elis und dann nördlich bis Pyrgos gehen und von da nach Olympia Anschluß haben.

Aber Unterbrechung der Fahrt ist nicht gestattet. Wir müssen Karten nach dem kleinen Halteplatz Tsepheremini nächst Ithome nehmen. Auf der Station geben wir unser Gepäck ab. Dies bewahrt der Beamte stets mit größter Freundlichkeit, und zwar unentgeltlich. Trinkgeld wird zurückgewiesen.

Unser Kutscher ist zur Stelle und bringt uns auf höchst mangelhaftem Wege nach dem Dorf Mauromati (Schwarz-Auge). Dasselbe hat seinen Namen von der Quelle, die aus einer Mauer hervorsprudelt und für die alte Klepsydra gehalten wird, aus welcher das Wasser einst zum Heiligtum des Zeus Ithomatas hinaufgebracht wurde.

Da unsre Zeit beschränkt war auf die 2—3 Stunden, die uns zwischen den beiden Zügen zur Verfügung standen, so nahmen wir sofort von den zahlreich umherstehenden Dorf-

bewohnern denjenigen zum Führer an, der am verständigsten aussah. Es war ein junger Mann, der sich als Schreiber (antapokrites) eines Rechtsanwalts auswies, uns gut führte und mit den von uns angebotenen drei Drachmen sich befriedigt erklärte.

Was er uns nicht bieten konnte, war ein guter Weg. Der schmale, steinige Pfad bergauf war wieder in einen Bach umgewandelt, den wir auf lange Strecken durchwaten mußten; hie und da konnten wir ihn auf größeren Steinen durchschreiten oder an seinem Rande vorwärts kommen. Die Frage des Führers, ob es in meinem Vaterland auch solche Wege gäbe, konnte ich mit gutem Gewissen verneinen.

Aber die lästige Wanderung wird belohnt. Wunderbar ist der Anblick des Arkadischen Tores und des Stückes der Ringmauer mit den Türmen, die, aus den schönsten Quadern regelmäßig gefügt, auf quadratischer Grundform (6 × 7 m), um 4 m vorspringen, zu zwei Stockwerken aufsteigen und Schießscharten führen von derjenigen Form, die sich durch zwei Jahrtausende erhalten hat, d. h. mit gebrochenen Seitenflächen, um bei möglichst großem Gesichtsfeld an Deckung möglichst wenig zu verlieren. Es sind, nebst der Feste Euryalos bei Syrakus die merkwürdigsten Reste antiker Befestigungskunst, die ich gesehen.

Freilich schauen wir nicht das alte Ithome aus dem ersten messenischen Kriege (730—710 v. Chr.), sondern die Neugründung, die der Thebaner Epaminondas, nach seinem Einfall in die Pelopones und nach der Besiegung Sparta's, 369 v. Chr. ins Leben gerufen. Pausanias erklärt, daß die Mauern von Messene fester seien, als die von Byzanz und Rhodos, welche doch die besten Mauern besitzen. Weder Griechen noch Makedonier noch Römer haben sie erstürmt, wohl aber Alarich der Gote.

Es ist seltsam, daß von den alten messenischen Kriegen eigentlich keine sichere Überlieferung auf uns gekommen. Pausanias, der alte Reisebeschreiber, der zwischen 140 und 180 n. Chr. Griechenland nach eignen Reisen und älteren Schriften geschildert hat, ist eigentlich die einzige Quelle. Dabei stützt er sich zum Teil auf alte Gedichte, in denen Aristomenes, der zweite Held Messene's, eine ebenso glänzende Rolle spielt, wie Achill in Homer's Iliade.

Mit seinen Sympathien steht Pausanias auf seiten der Messener, — ebenso wie ich selber in meinen Knabenjahren. Ohne Kriegs-Erklärung überfallen die raubgierigen Spartaner das Städtchen Ampheia an der lakonischen Grenze und töten die Einwohner, in den Betten, an den Altären der Götter; vermochten aber die befestigten Städte nicht zu erobern und auch in offener Feldschlacht nicht den entscheidenden Sieg zu erkämpfen. Die Messener aber gründeten auf dem Berg Ithome eine große Festung, die ihnen allen hinlänglich Schutz gewährte, und sandten einen Abgeordneten nach Delphi.

Der Orakelspruch lautete:

> „Weiht eine reine Jungfrau, durch das Los gewählt,
> Den unterirdischen Göttern, aus des Äpytos
> Geschlecht; sie opfert in der Dunkelheit der Nacht.
> Doch fehlet sie, dann nehmet eines andren Tochter auch
> Zum Opfer, wenn freiwillig sie geboten wird."

Die erloste Jungfrau wurde von dem Priester verworfen, weil sie untergeschoben sei. Da bot Aristodemos, aus dem Geschlecht der Äpytiden, freiwillig seine Tochter an. Aber deren Bräutigam erklärte, um sie zu retten, daß sie schwanger von ihm sei; jetzt tötete Aristodemos seine Tochter im Zorn, öffnete sie und zeigte, daß sie nicht schwanger gewesen:[1] fürwahr eine düstre Tragödie,[2] in der allerdings die Schuld des Opfers nur von einem großen Dichter begründet werden könnte.

Nach dem Tode des Fürsten von Messene wurde Aristodemos selber zum König gewählt. Ihm gelang es, den Feind in offner Feldschlacht zu überwinden und auch die listigen Anschläge desselben zu vereiteln. Aber die Götter waren gegen Messene, d. h. die Priester, namentlich auch die zu Delphi. Verzweifelt erstach sich Aristodemos am Grabe seiner Tochter, nachdem er 6 Jahre und einige Monate König gewesen. Verzweifelt fochten die Messenier noch 5 Monate, bis alle ihre Feldherren gefallen waren. Dann gaben sie nach 20jährigem Kriege

---

[1] *Μετὰ δὲ ἀνέτεμνε καὶ ἐπεδείκνυεν αὐτὴν οὐκ ἔχουσαν ἐν γαστρί.* Dies wäre die erste griechische Nachricht von der Sektion eines Menschen. Freilich ist die Beschreibung fast 1000 Jahre später, als das Ereignis.

[2] Monti's Aristodemo (1786) hat Goethe in Rom gehört.

Ithome auf und zerstreuten sich in die alten Heimats-Orte, während diejenigen, die es ermöglichen konnten, nach Sikyon, Argos, Arkadien, Eleusis auswanderten.

Die Lakedämonier zerstörten Ithome von Grund aus, eroberten alle Städte, machten die Messenier zu Hörigen, die nicht weniger als die Hälfte des Landertrags nach Sparta abliefern mußten.

„So wie die Esel gedrückt unter der mächtigen Last,“[1] lebten sie bis zur dritten Generation. Da erstand ihnen Aristomenes, der gleich nach der ersten Schlacht zum König gewählt wurde, aber nur ihr Feldherr sein wollte, — ein Ritter, der den epischen Dichtern des europäischen Mittelalters Stoff genug für ihre Gesänge hätte liefern können.

Nachts kam er nach Sparta und stellte im Heiligtum der „Athene vom ehernen Tempel“ einen Schild auf, „von Aristomenes der Göttin für einen Sieg über die Spartaner geweiht“. Er schlug die Spartaner ein Jahr später, trotz des von Athen angeblich erbetenen und ihnen gesendeten Dichter-Feldherrn Tyrtaios, von dem wir eigentlich nichts wissen, als was in den überlieferten und später vielfach umgestalteten Elegien desselben steht; und verfolgte sie, bis er seinen Schild verlor, der einen Adler mit ausgebreiteten Flügeln als Wappen trug.

Die Jungfrauen, welche zu Karyai[2] der Artemis zu Ehren den Festreigen aufführten, nahm er gefangen; tötete aber mit eigner Hand die unfügsamsten Jünglinge von seinen eignen Leuten, welche „gegen die Sitte von Hellas“ jenen Gewalt antun wollten, und gab die Gefangenen gegen Lösegeld wieder frei.

Die dritte Schlacht verlor er, da der Feldherr der arkadischen Hilfsvölker, von den Lakedämoniern bestochen, während des Treffens abzog, mitten durch die Reihen der Messenier hindurch. Jetzt zog sich Aristomenes nach der Bergfeste Eira an der nördlichen Grenze seines Landes, dicht bei Arkadien, zurück und plünderte und verwüstete von hier aus Lakonien.

---

[1] Tyrtaios, bei Pausanias, IV, 14.

[2] Nördlich von Sparta, in geringer Entfernung, belegen. Vitruv leitet von diesen Tänzerinnen den Namen „Karyatiden“ her. Neue Funde in Delphi liefern Bestätigung.

Endlich einmal bei einem Ausfall schwer verwundet und gefangen, wurde er in die Kaidas-Felsschlucht des Taÿgetos gestürzt, war aber nicht tot, sondern entkam, indem er einem Fuchs folgte, und gab den Spartanern bald Proben seiner Tätigkeit.

Während eines Waffenstillstands von kretischen Bogenschützen der Spartaner verräterisch gefangen und mit Riemen gebunden, wurde er nachts in einem messenischen Meierhof von einer Jungfrau befreit, welche die Kreter trunken machte, die Riemen mit dem Dolch durchschnitt, worauf Aristomenes selber die Verräter niederstieß.

Durch Verrat wurde auch (630 v. Chr.) in regnerischer Nacht die von Wachen entblößte Burg von den Spartanern überrumpelt. Nach einem fürchterlichen Straßenkampf nahmen die übriggebliebenen Messenier Frauen und Kinder in die Mitte, geradeso wie 2500 Jahre später die Rumelioten in Missolunghi, und schlugen sich durch nach Arkadien.

Von hier wanderten viele aus nach Sizilien und gaben der Stadt Zankle ihren Namen. Aristomenes aber ging mit seinem Schwiegersohn Demagetes nach Jalysos auf Rhodos.

Die Zurückgebliebenen der Messenier wurden zu Heloten gemacht. Noch einmal empörten sie sich, als ein Erdbeben die Spartaner heimgesucht, und bezogen wiederum die alte Feste Ithome. Nach 10jähriger tapferer Gegenwehr (464—455 v. Chr.) unterlagen sie wiederum und wurden von den Athenern zu Naupaktos in Ätolien, am Engpaß des korinthischen Golfes, angesiedelt.

Als die Messenier und Naupakter nach der Schlacht bei Sphakteria (425 v. Chr.) reiche Beute von den Lakoniern gemacht, stifteten sie vom Zehnten die Nike des Päonios nach Olympia; aber sie wagten nicht, den Namen der besiegten Lakedämonier auf dem Sockel der Säule anzubringen; sie sprechen nur „vom Zehnten der feindlichen Beute".

Nach dem für Athen so unglücklichen Ausgang des Peloponesischen Krieges (404) von den Spartanern vertrieben, gingen sie nach Sizilien, nach Rhegion, nach Libyen.

Epaminondas führte sie zurück; 369 v. Chr. wurde das

neue Messene am Burgberg von Ithome begründet. „Fast dreihundert Jahre waren seit ihrer Vertreibung aus Ithome verstrichen," sagt Pausanias; „aber sie hatten keine ihrer väterlichen Sitten aufgegeben und auch den dorischen Dialekt nicht verlernt."

Das ist die Geschichte der Messenier, wie sie uns der alte Pausanias überliefert hat; mag auch die Sage und Dichtung viel hinzugefügt haben, sie bleibt ergreifend, nicht bloß für den Knaben, der sie zuerst in seinem Geschichtsbuch gelesen.

Von Mauromati jagte unser Kutscher bergab nach der Eisenbahn, so daß wir rechtzeitig ankamen. Wir gaben ihm zu dem bedungenen Preis ein gutes Trinkgeld und trugen ihm einen Gruß auf an den Arzt, der ihn für uns bestellt hatte. Ehe wir abreisten, kam der Biedermann noch einmal zu uns, sagte, daß er einen zuverlässigen Boten für die Bestellung des Grußes gefunden und drückte uns kräftig die Hand. Das demokratische Empfinden des neugriechischen Volkes hebt in erfreulicher Weise den Dienenden zu der Stellung des Beauftragten empor.

Die Nachmittags-Reise nach Olympia auf der Eisenbahn war eine Fahrt mit Hindernissen. Dreimal mußten wir umsteigen und neue Fahrkarten kaufen.

Wir fahren durch die fruchtbare pylische Ebene, dann vorbei an dem langgestreckten, nur durch eine schmale Landzunge vom Meer getrennten See von Kaiapha; harren auf der Haltestelle von Pyrgos, schon im abendlichen Dunkel, auf den östlichen Zug nach Olympia und werden endlich auf dem Bahnhofe der berühmten Ruinenstätte von den Beauftragten der zahlreichen Gasthäuser förmlich bestürmt.

Natürlich geben wir dem des Grand Hotel den Vorzug, nicht bloß, weil es im Baedeker an erster Stelle steht, denn das haben wir für das Innere von Griechenland mehrmals nicht bewährt gefunden; sondern weil wir in Athen zuverlässige Empfehlungen desselben von verschiedenen Seiten erhalten hatten.

In der Tat, das Gasthaus war reinlich, das Bett gut, die Bedienung sorgsam, sogar die Speisenfolge abwechslungsreich; denn, wie mir der Verwalter triumphierend am ersten Abend

berichtete, sollte es am kommenden Mittag nicht bloß — Lammbraten, sondern auch Hühnchen geben! In der Rechnung wurde allerdings Einheitlichkeit vermißt. Ich mußte 15 Franken täglich für Wohnung und Speisung zahlen; mein Freund, der tags zuvor abgereist war, 13 Franken; ein junger, seit einiger Zeit in Korfu tätiger Deutscher, der dem Verwalter die billigeren Anerbietungen der andren Gasthäuser vorhielt, kam mit 10 Franken davon. Doch war ich darum dem Wirtshaus nicht gram. Vor allem schlief ich vortrefflich.

VII

Olympia

. . . μηδ᾽ Ὀλυμπίας ἀγῶνα φέρτερον αὐδάσομεν.

Ich preise keinen Wettkampf höher,
als den von Olympia.

Pindaros.

Als ich am 9. Februar 1889 zu Kairo eintraf und, noch im Reise-Anzug, den Speise-Saal in Shepherd's Hotel betrat, erhielt ich den Sitz an einem kleinen Nebentisch und die Nachbarschaft eines englischen Obersten, der gleichfalls im Reise-Anzug war, sehr bald die lebhafteste Unterhaltung begann und den Ausspruch tat: „Überhaupt teile ich die Menschen in zwei Klassen, in solche, die den Hermes zu Olympia gesehen, und in solche, die ihn nicht gesehen haben." „Grausam und ungerecht ist Ihre Einteilung," erwiederte ich, „obwohl ich selber ja zu ihrer ersten Klasse gehöre."

Dies Gespräch fiel mir ein, sowie ich am Morgen des 8. April 1909 zu der erneuten, dritten Betrachtung dieses merkwürdigsten Ruinenfeldes von ganz Europa mich anschickte. Die Umgebung des letzteren hatte in den 23 Jahren seit meiner ersten Reise sich erheblich verändert, zu seinem Vorteil.

Am 7. April 1886 nachmittags 4 Uhr im Wagen von Pyrgos auf der holprigen Landstraße angelangt, war ich schon freudig überrascht gewesen, daß ich nicht, wie die Reisebücher (Baedeker und Meyer[1]) es damals noch angaben, den steilen Weg nach dem

[1] Es ist doch interessant, aus letzterem die folgenden Sätze hervorzuheben: „Der Besuch von Olympia ist noch so zeitraubend und mit soviel Unbequemlichkeiten verbunden, daß er sich nur für den Reisenden lohnt,

Dorf Druwa emporzureiten brauchte, woselbst Georgi, „der Koch der Deutschen“ während der Ausgrabungen, ein bescheidenes Xenodocheion hielt.

Der hagere Biedermann mit dem sparsamen, leicht ergrauten Bart, der von den Deutschen in den sieben Ausgrabungsjahren wohl manches, aber nicht ihre Sprache erlernt, hatte grade ein junges, ganz hübsches, aber ein wenig schlampiges Weib genommen und bewirtschaftete mit ihr und einem halbwüchsigen Bruder ein ganz neues, kaum vollendetes Wirtshaus, unmittelbar an der Fahrstraße. Ich fand den Wirt sogar noch damit beschäftigt, die große Halle, welche Empfangs- und Wartezimmer, Gaststube und Wohnung der Wirtsfamilie, alles in einem, darstellte, persönlich weiß zu tünchen.

Georgi war ein reiner Natur- und Gefühls-Mensch. Mit großer Liebe sprach er von den deutschen Forschern, die er beköstigt hatte, zeigte mir die glänzenden Zeugnisse in griechischer Sprache, von Furtwängler und den andren, denen auch ich am folgenden Tage das meinige in gebührender Weise hinzufügte. Eine Rechnung wollte er mir nicht ausstellen. „Herr Furtwängler hat mir 8 Drachmen für den Tag gegeben.“ Ich gab ihm zehn. Das hatte er mit seinem gebacknen Hühnchen wohl verdient.

Sehr erfreut war er, wieder einmal einen Gast zu haben. (Ich war an diesem Tage und dem folgenden der einzige.) Er hat zwei Zimmer in seinem Wirtshaus und auf dem Boden noch Platz für 4 Betten. Das Zimmer, das ich erhielt, war das merkwürdigste, das ich je bezogen. Die Tür hat kein Schloß. Das ist ja hier ganz überflüssig. An der Wand hängen die Lichtbilder der Herren, welche die Ausgrabungen geleitet. In einem Gruppenbild erkenne ich auch Herrn von Radowitz, den damaligen Botschafter des Deutschen Reiches bei dem Sultan, Herrn Furtwängler und Herrn Avgerinos, meinen Gastfreund aus Pyrgos. An der Wand hängt auch des Wirtes alte Reiter-Pistole. Auf dem Tisch steht eine Petrol-Lampe. Außerdem sind noch zwei

den ein bestimmtes Interesse hinführt. Mit der Unterkunft ist es nur dürftig bestellt. Man versehe sich mit Decken, Licht und Proviant (Fleischkonserven)“. Baedeker spricht schon von den „leidlichen Zimmern“ des Gasthauses in Druwa.

Stühle vorhanden und ein großes Bett mit gesteppter Decke, dessen Geheimnisse mir erst in der Nacht klar werden sollten.

Natürlich eile ich sofort mit dem Knaben auf das Ruinen-Feld. Auf einem Brett überschreiten wir den Kladeos in seiner zerrissenen Schlucht. Von dem barackenähnlichen Museum der Bronzen her kommt ein Invalide mit, der durch das stete Klappern mit dem Rosenkranz mich erheblich stört, aber selbst durch das Geschenk eines Silberfranken nicht davon abzubringen ist. Dies geistlose Abklappern der Rosenkranzperlen, das im Morgenland Christen wie Mohammedaner in gleicher Weise den ganzen Tag hindurch üben, ist für den Abendländer ebenso seltsam wie lästig.

Die Betrachtung der Ruinen fand ich weit lohnender, als die Beschreibungen der damaligen Reisebücher vermuten ließen.

Nach dem Wirtshaus zurückgekehrt, traf ich das versprochene Mahl aus Makaroni und Hühnchen, und ferner den Ephoros, Herrn Demetriades, einen noch jungen, sehr liebenswürdigen Mann, der neugierig mich erspäht hatte; jetzt aber, da er erfuhr, daß ich seinen Freund Philios, den Ephoros von Eleusis, sowie Herrn Kawwadias, den Vorsitzenden der griechischen archäologischen Gesellschaft, persönlich kenne, bereitwilligst versprach, mir am nächsten Morgen um 8 Uhr die Museen genau zu zeigen.

Bei dem Schein der Petrol-Lampe las ich dann den Artikel über Olympia im Baedeker noch einmal durch. Hochbefriedigt und ahnungslos vertraute ich mich dem äußerlich sauberen Bett an, wurde aber nach kurzem Schlaf durch unangenehme Empfindungen aufgeweckt. Eine Kerze war nicht vorhanden. Meine kleine Taschen-Laterne leistete mir gute Dienste.[1] Ich entdeckte, daß in dem alten Bett des neuen Gasthauses zu Olympia die Flöhe wie Haustiere gehalten werden. Rudelweise erscheinen die gutgenährten, braunen Tierchen und sind an Jagd so wenig gewöhnt, daß sie gar nicht fortspringen. Ein Dutzend konnte ich greifen und in den nassen Tod befördern. Ich entleerte die Schleusen meines noch ungebrauchten Insektenpulver-Behälters

---

[1] Auf meiner letzten Reise war es eine elektrische, die ich in dem seltsamen Gasthaus zu Trypi benutzen mußte.

auf das Bett, zog mich frisch an, las die Nacht über und empfahl am andren Morgen dem biedern Georgi, der dazu ein staunend bekümmertes Gesicht machte, das Krewwati (Bett) ins Freie zu bringen und tüchtig zu klopfen.

Gewissenhaft hat der Mann meinen Befehl ausgeführt. Er schleppte sogar die Bettstelle ins Freie. Ich hörte die Schläge gegen das harte Holz bis zum Ruinenfeld hin. Mir war das nicht mehr von Nutzen, da ich doch schon am Nachmittag abreiste, einmal weil ich alles genügend gesehen, zweitens weil ich, am Zielpunkt der Reise angelangt, plötzlich von Sehnsucht nach meiner Häuslichkeit ergriffen wurde und gradwegs von Olympia nach Berlin heimreiste. Aber mein Nachfolger wird mir dankbar gewesen sein für den Rat, den ich Georgi gab, und für das gute Insekten-Pulver, das ich ihm zurückließ.

Der Ephoros ist pünktlich, zeigt mir alles in den 3 vorläufigen Museen, schließt mir die Schränke auf, gibt mir die Sachen zur genauen Betrachtung in die Hand. Der Hermes des Praxiteles ist aufrecht an einen Pfahl mit Querholz gebunden, — wie ein gekreuzigter Gott der Schönheit.

Trotz Sonnenglut gehe ich noch einmal auf das Trümmerfeld, nehme alles wieder gründlich durch, erkläre es vier Griechen aus der Nachbarschaft, die sich mir angeschlossen, nehme mein Mittagsmahl, miete einen Wagen (für 20 Drachmen) nach Pyrgos und fahre ab.

Nach zwei Minuten erhalte ich drei griechische Metöken, Kaufleute, die unterwegs nach Orangen und andren Waren sich erkundigen. Ich mache gute Miene zum bösen Spiel, denn die Fahrt wurde unterwegs durch unnötigen Aufenthalt ungebührlich verlängert; zahle aber in Pyrgos „die halbe Fahrt für ein Viertel des Wagens“, d. h. zehn Drachmen. Der Kutscher sieht ein, daß ich Recht habe.

Auf meiner zweiten Reise, vier Jahre später, am 4. April 1890, fuhr ich mit meiner lieben Frau, der ich „das Nachtlager zu Olympia“ ersparen wollte, vom Hotel Olympia zu Pyrgos frühmorgens um 6 Uhr ab; der Wagen für den ganzen Tag kostete 30 Drachmen. Wir sind wieder die einzigen Fremden in Olympia. Der Herr Ephoros zeigt uns das Trümmerfeld, zeigt uns das neue Museum, das schon ziemlich fertig ist, schließt alle Schränke

auf, bringt einen Stuhl für meine Frau vor den Hermes, dem sie eine weihevolle Stunde der Betrachtung widmet.

Im Gasthaus finden wir ein gutes Mahl. Der arme Georgios ist tot, seine Frau ist tot; sein Schwager und dessen Mutter führen die Wirtschaft. Gegen Abend fahren wir nach Pyrgos zurück.

Bei meiner dritten Fahrt (1909) finde ich das Aussehen von Olympia erheblich verändert. Neben dem stattlichen Museum (Syngreion[1], d. h. Stiftung des Herrn Andreas Syngros) erhebt sich auf niedrigem Hügel das hübsche, weiße Grand Hotel du Chemin de fer mit 32 Betten. Von seiner Rückseite aus sieht man einen ganzen Ort, der hier neu erstanden ist und bis zu dem im griechischen Stil errichteten, 10 Minuten entfernten Bahnhofs-Gebäude sich erstreckt. Da erblicke ich zunächst das Hotel Olympia, einen Ausbau des Hauses von Georgi, Hotel d'Angleterre, Hotel d'Allemagne und eine Anzahl von Läden, Gastwirtschaften u. dgl.

Unverändert finde ich das Ruinenfeld. Nur ist eine neue Brücke geschlagen über den in tiefem Einschnitt munter dahin strömenden Kladeos-Bach, dessen naive Darstellung im Ostgiebel des Zeus-Tempels das Entzücken des Beschauers hervorruft. Zwei und einen halben Tag habe ich für diese dritte (und wohl letzte) Betrachtung von Olympia festgesetzt. Ich kann mich ruhig dem Schauen hingeben und nach dem Schauen ein Stündchen auf irgendeinem Säulenstumpf verträumen.

Natürlich ist man jetzt, während der Reise-Zeit, nicht mehr allein in Olympia. Aber die meisten Reisenden, Deutsche, Engländer, Franzosen, Amerikaner, sind von der gebildeten Art und stören ihren Nächsten nicht mehr, als nötig. Eine amerikanische Partie aus Herren und Damen, unter Führung eines jungen Gelehrten, fand ich bei fleißigster, unermüdlicher Arbeit auf den Ruinen und im Museum. Bricht einmal eine Karawane herein, an der Spitze ein Führer mit der Stimme eines Auktionators,

---

[1] Ein deutscher Gymnasial-Direktor, den wir 1890 unterwegs kennen gelernt, fragte mich zu Athen im Bierhaus: „Wissen Sie, was das Wort Syngreion heißt? Ich glaube doch so ziemlich griechisch zu verstehen, kann es aber nicht deuten."

so geht man an einen andren Ort; die Karawane ist ja immer schnell fertig.

Was hier jetzt zu sehen ist, weiß jeder Gebildete: innerhalb der Altis-Mauer die Ruinen des mächtigen Zeus-Tempels, des Heräon, wo der Hermes gefunden wurde, des Metroon, der Schatzhäuser griechischer Städte, zahllose Sockel, deren Inschriften man mit Wehmut liest, da die Bildsäulen, bis auf die zertrümmerte, wunderbare Nike des Päonios und einige römische Standbilder, unwiederbringlich verloren gegangen; außerhalb die Trümmer des Rat-, Gast-, Priester-Hauses, der Ringhalle, des Gymnasion, des Stadion.

Was einst zu sehen war, kann selbst eine reiche Einbildungskraft uns nicht vollständig vor das geistige Auge führen. Denn, wenn wir auch das Bild einer Rekonstruktion, das ein geschmackvoller, in der Altertumswissenschaft gut geschulter Baumeister entworfen hat, uns sorgfältig anschauen, ihm Glauben und Vertrauen schenken, — wer belebt uns den Festplatz mit den Tausenden, die von der ganzen, damals bekannten Welt, aus Hellas und allen Orten, wo es hellenische Kolonien gab, hieher zusammenströmten, wer erfüllt uns mit ihrer gehobenen Stimmung und Begeisterung? Tausend Jahre hindurch sind die Olympischen Spiele an diesem Ort gefeiert worden. Ich kenne keinen andren Ort der Erde, der sich dessen rühmen könnte. Ich kenne keine andre Veranstaltung unsrer Tage, obschon manche Wettrennen eine größere Menschenmenge herbeiziehen, die eine gleiche Begeisterung bei allen Anwesenden hervorruft, — wenn ich Bayreuth ausnehme, wo allerdings ja keine Wettkämpfe, sondern musikalisch-dramatische Aufführungen der edelsten Art stattfinden, wo die Gäste, obgleich der Urheber und die Darbietung deutsch ist, dem ganzen Erdball angehören.

Die Gründung der Olympischen Spiele wird von der Sage auf Herakles zurückgeführt. Von 776 v. Chr. ab wurden die Namen der Sieger verzeichnet. In der Blütezeit des Hellenentums haben die größten Helden, wie Themistokles, hier ihre Triumphe gefeiert, die größten Dichter und Künstler, wie Pindar und Phidias in Olympia sich zu unsterblichen Schöpfungen begeistert. Noch in hellenistischer und römischer Zeit bis zum 2. Jahrhundert n. Chr. bildete Olympia den Sammelpunkt grie-

chischen Lebens. Die letzte Inschrift, die man gefunden, ist vom Jahre 268 n. Chr. Der christliche Kaiser Theodosius hat 393 n. Chr. die Festfeier verboten und das Goldelfenbein-Bild des Zeus nach Konstantinopel bringen lassen. Was die einfallenden Goten unter Alarich nicht zerstört, ließ der Kaiser Theodosius II. 426 verbrennen. Erdbeben in dem 6. Jahrhundert n. Chr. vollendeten die Zerstörung. Erdrutsche und Überschwemmungen des Kladeos bedeckten den heiligen Hain mit einer 6 m hohen Sandschicht, bis die Ausgrabung der Deutschen die Ruinen-Stätte den Augen der Wißbegierigen wieder aufdeckte.

Museen habe ich viele gesehen, von Kairo bis Stockholm, von Moskau bis Madrid. Das Museum zu Olympia, das nach den Plänen von Deutschen gearbeitet, gehört zu denen, welche ihren Zweck auf das vortrefflichste erfüllen. Dasselbe gewährt vorzügliche Beleuchtung, übersichtliche Anordnung, genaue Bezeichnung jedes Fundstücks in griechischer und deutscher Sprache. Sein Inhalt ist ohnegleichen, obwohl die Ausbeute an Bildsäulen den Erwartungen nicht entsprochen hat: die mittelalterlichen Kalköfen hatten mit dem Marmor zu stark aufgeräumt!

Dazu ist es bodenständig, kein Sammelplatz von Gegenständen, die aus aller Herren Länder zusammengeschleppt worden. Zäh hat der Lokal-Patriotismus der Peloponesier auch den Hermes verteidigt, den die Athener gar zu gern haben möchten und den ihnen auch wohlwollende und sachverständige Fremde, wie Professor Michaelis[1] zu Straßburg, gern gönnen, da er nur zu Athen, seinem vermutlichen Entstehungsort und seiner geistigen Heimat, seinen rechten und würdigen Platz fände, während zu Olympia ein Abguß genügen würde. Von den Bronzefunden zu Olympia sind tatsächlich schon viele und schöne, auch merkwürdige Stücke in das National-Museum zu Athen überführt worden, die ich dort wiedergesehen, nachdem ich sie zuerst vor 23 Jahren zu Olympia kennen gelernt hatte.

Als ich diesmal das Museum betrat, blickte mich in der Eingangshalle die von Schaper angefertigte Bildsäule von Ernst Curtius an. Ich begrüßte gern das freundliche, mir wohl-

---

[1] Ein Jahrhundert kunstarchäologischer Entdeckungen, II. Aufl., 1908, S. 129.

bekannte Gesicht. Hatte doch der große Gelehrte Zeit gefunden, mir 1886 wohlwollende Ratschläge für meine erste Hellas-Reise zu erteilen. Kam ich auch dadurch nicht immer in das beste Gasthaus, nicht immer auf den besten Weg, — denn darauf legen die begeisterten Altertumsforscher weniger Wert, als andre Sterbliche; — so wurde mir doch durch ihn manch' geistiger Genuß zuteil, wofür ich noch heute dankbar bin und somit gleich zur Feder griff und in das ausliegende Fremdenbuch ein paar griechische Zeilen[1] einschrieb, in der Hoffnung, daß bessere bald die noch leere Hermen-Säule, welche seine Büste trägt, schmücken werden.

In der Tat[2], nachdem der gelehrte Pater Bernard de Montfaucon (1655—1741) bereits am 14. Juni 1723 seinen Freund, den Kardinal Quirini, der zum Bischof von Korfu ernannt worden, darauf hingewiesen hatte, daß in der Stätte der Olympischen Spiele die Erde mit Statuen, Inschriften, Reliefs vollgepfropft sein müsse; nachdem 1764 unser Winckelmann in seiner „Geschichte der Kunst des Altertums" die Überzeugung ausgesprochen, daß dort in Elis „die Ausbeute über alle Vorstellung ergiebig sein, und durch genaue Untersuchung dieses Bodens der Kunst ein großes Licht aufgehen würde", nachdem er sogar am 13. Januar 1768 an Heyne in Göttingen geschrieben, daß er auf seiner nächsten Reise nach Deutschland nebenbei auch Beiträge zur Ausgrabung von Olympia sammeln und den Beitragenden Anteil an den ausgegrabenen Statuen sichern wolle, — leider hat ihn auf dieser Reise in Triest am 8. Juni 1768 ein jäher Tod durch die Hand eines Raubmörders ereilt; — nachdem in der zweiten Hälfte des 18. und im Anfang des 19. Jahrhunderts einzelne wissenschaftliche Reisende aus England und aus Frankreich die Stätte besucht, nachdem gegen Ende des griechischen Freiheitskrieges

---

[1] *ΤΟ ΘΕΙΟΝ ΑΛΣΟΣ ΨΑΜΜΩι ΔΗ ΚΕΚΡΥΜΜΕΝΟΝ ...*
ΑΥΤΟΣ ΓΕΡΜΑΝΟΣ ΣΥ ΑΝΕΣΚΑΨΑΣ ΜΟΝΟΣ.

„Den heil'gen Hain der Griechen, lang von Schutt bedeckt,
Hast Du, O Deutscher, durch Dein Werk uns aufgedeckt."

Es ist der Anfang eines Glückwunsches, den ich E. Curtius zu seinem 50jährigen Doktor-Jubiläum, also zum 22. Dez. 1891, gewidmet hatte.

[2] Vgl. Olympia von Adolf Bötticher, Berlin 1886.

im Mai 1829 die dem französischen Hilfskorps beigegebenen Gelehrten eine vorläufige Ausgrabung am Zeustempel vorgenommen und dabei auch einige wohlerhaltene Metopen erbeutet, aber auf Verlangen der von vaterlandsliebenden Anwohnern sofort benachrichtigten griechischen Regierung die Ausgrabungen sogleich wieder hatten einstellen müssen: da war es die unermüdliche Arbeit von Ernst Curtius, welche 1852 mit seiner berühmten Rede „Olympia" einsetzte und 1874 zu dem Vertrag mit der griechischen Regierung führte, nach welchem Deutschland auf seine Kosten unter Leitung deutscher Gelehrter und Baumeister die Ausgrabungen auf dem Gebiet von Olympia ausführte, selbstlos alle Erzeugnisse der alten Kunst und alle ausgegrabenen Gegenstände Griechenland überließ, nur das Recht auf Kopien und Abformungen und das der Veröffentlichung sich vorbehielt. Es war eine großartige Friedensarbeit des nach gewaltigem Kriege neuerstandenen Deutschen Reiches. Sie dauerte 8 Jahre (1874 bis 1881) und erforderte einen Kosten-Aufwand von 800000 Mark.

Seltsamerweise gab es eine Opposition in der griechischen Volksvertretung, welche den Fremden das Werk nicht gönnte, das die Griechen selber auszuführen damals ganz außerstande gewesen.

In Deutschland fehlte es auch nicht an Stimmen, welche das Abkommen tadelten und verlangten, daß wenigtens ein Teil der Originalfunde dem Deutschen Reiche zufallen müßte. Aber nach griechischem Gesetz, das schon aus dem Jahre 1834 stammt, ist Ausfuhr von Antiken absolut unzulässig.

Mit Berücksichtigung dieser Tatsache möchte ich ein spaßhaftes Erlebnis von meiner zweiten Reise erzählen. Am Mittwoch, den 2. April 1890, war ich auf der Fahrt von Nauplia nach Patras zu Korinth mit meiner Frau bei dem Mittagsmahl, als der Kurier einer amerikanischen Familie an mich herantrat und im Namen seines Herrn mich fragte, ob ich englisch spräche. Ich gab die Antwort, die ich, außerhalb des englischen Sprachgebietes, stets auf diese Frage erteile: „Yes, if necessary." Der Herr kam, stellte sich als Kurator einer amerikanischen Universität vor, für die er gern etwas Besonderes erwerben möchte. „Can I buy Olympia?" fragte der wunderliche Mann. „No Sir, you can't"

war meine kurze Antwort. Er aber fuhr fort: „Can I buy Delphoi?" Da überließ ich ihn seinen seltsamen Gedanken, da ich als Lehrer sowohl wie auch als Arzt seinen Zustand als unverbesserlich ansehen mußte.

Zu diesen Bemerkungen gab mir also das Curtius-Denkmal in der Vorhalle des Museum Veranlassung. Treten wir ein in den großen Saal mit Oberlicht.

Seine Länge entspricht der Breite des Zeus-Tempels, dessen Giebelgruppen hier aufgestellt sind, die großartigsten Reste griechischer Bildhauerkunst aus der Zeit unmittelbar vor ihrem Reformator Phidias. Uns Berlinern sind diese Gruppen geläufig, mehr noch durch die Nachbildungen im Ausstellungs-Palast, als durch die in unsrem Olympia-Museum, das ja, vor dem jetzt in Arbeit begriffenen Neubau, nur wenige Besucher gefunden.

Tief tragisch ist der Gegenstand des Ostgiebels, wenngleich ich nicht behaupten will, daß der Künstler ihn so aufgefaßt hat: die Zurüstung zum Wagenwettkampf. Önomaos, König von Pisa in Elis, heischt von den Freiern seiner Tochter Hippodameia den Wettkampf im Wagenrennen von Pisa bis zum Altar des Poseidon auf dem Isthmus von Korinth. Siegt er, so sticht er den Freier nieder. Wahnsinnige Eifersucht und versteckte Liebe zu der schönen Hippodameia war wohl sein Motiv.

Aber Pelops, des Tantalos Sohn, erscheint als Freier. Siegesbewußt steht er da. Er hat den Wagenlenker des Königs, den Myrtilos, der selber die Hippodameia wahnsinnig liebt, durch das Versprechen, die Schöne ihm für eine Nacht zu überlassen, zum Verrat gegen seinen Herrn bestochen. Pelops siegt und stößt den Verräter, der ihn an sein Versprechen mahnt, ins Meer hinab.

Welch' großer Verlust, daß die Tragödien des Sophokles und des Euripides, die diesen Stoff behandelt haben, uns unwiederbringlich verloren sind? Fürwahr, unser Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf hat Recht: das größte Kunstwerk der alten Griechen ist ihre Sage.

Im Westgiebel war der wilde Kampf der Kentauren und Lapithen bei der Hochzeit des Peirithoos dargestellt, mit so ge-

waltiger Kühnheit, wie die ältere Schulmeinung sie sich nicht hatte träumen lassen.

In diesem Saal sind auch die Reste der Metopen-Reliefs vom Zeustempel aufgestellt: sie behandeln die Taten des Herakles. An der „Bändigung des kretischen Stiers“ kann der moderne Künstler lernen, wie man in einen schmalen Raum hinein die lebendigste Szene richtig komponiert. Rührend war mir immer „die Abholung der Äpfel der Hesperiden“. Der gewaltige Sohn des Zeus trägt, wie ein Lastträger auf untergelegtem Kissen, für Atlas die Himmels-Bürde; hinter Herakles steht eine jugendliche Nymphe, eine der Töchter des Atlas, und unterstützt den Gewaltigen, indem sie ihr linkes Händchen zart unter das Himmelsgewölbe legt. Dies Bild gehört zu dem lieblichsten, wenn man will, zu dem romantischsten, was die streng klassische Kunst der Alten uns hinterlassen.

Den Schluß des Saales macht die von Päonios für die Messenier gebildete Nike, die aus Adlershöhen herabschwebt, trotz ihrer Verstümmlung von großartigster Wirkung. Die verkleinerte Ergänzung von B. Grüttner ist ja jedermann bekannt. Wie schade, daß unser gewaltiger Befreiungskampf, gegen den der letzte messenische Krieg ja vollkommen verschwindet, nicht auch einen Päonios gefunden!

Über das bedeutsamste Kunstwerk aus Olympia, den Hermes mit dem Dionysos-Knäblein, brauche ich nichts zu sagen. Nur soviel, daß kein Abguß den Eindruck des Originals hervorzurufen imstande ist. Auch der anatomische Fehler, die unverhältnismäßige Kleinheit des Knäblein, ist vielleicht bewußt gewollt; denn ein Kind in richtiger Größe auf dem Arm des jugendlichen Gottes würde den Eindruck nicht verbessern.

Man hat bekanntlich den Hermes an seinem Platz im Hera-Tempel, nur von dem Sockel herabgestürzt, auf dem Antlitz liegend, gefunden. Frühzeitig muß die Statue schon, da die lufttrocknen Lehmsteine der Cella im Regen zerflossen, von einer Lehmschicht bedeckt worden sein, was zu der glücklichen Erhaltung wesentlich beigetragen hat. Wie reich waren die Griechen an Meisterwerken der Bildhauerkunst, daß der alte Perieget Pausanias bei seiner Beschreibung von Olympia (V, 17) über den Hermes nichts weiter sagt, als „ein Hermes

aus Marmor, der das Dionysos-Knäblein trägt, ein Werk des Praxiteles".

Die Altis von Olympia liegt in einer herrlichen Umgebung. Die gewaltigen Felsen von Delphi fehlen allerdings. Aber schöne, mit dichtem Blumenteppich geschmückte Wiesen, die blühende Judas-Linde, der in tiefem Bett strömende Kladeos, der schön gekrümmte, breitere Alpheios, sanftere und steilere Hügel, mit Pinien bewachsen, das von den höheren Erhebungen sichtbare Meer, darüber der heitere Himmel, die klare Luft, abends die unvergleichlichen Farben des Sonnenuntergangs, alles vereinigt sich zu einem Gesamtbilde von berückender Schönheit.

Natürlich erstiegen wir den dichtbewachsenen Kronos-Hügel, der nördlich die Altis überragt und den besten Überblick über das gesamte Trümmerfeld gestattet. Wir erstiegen den höheren Hügel von Druwa (114 m über Olympia), zur Zeit der Ausgrabungen wegen der gesunden Lage Wohnsitz der Deutschen. Vor der kleinen Kirche liegt, in die kühle Erde gebettet, ein deutscher Beamter, der während der Ausgrabungen seinen Tod gefunden.

Wandert man auf der Höhe ein Viertelstündchen weiter, so öffnet sich ein freier Blick auf den Alpheios und auf die dem Meer vorgelagerte Lagune, der bei Sonnen-Untergang besonders schön ist.

Noch schöner, als der erste, war der zweite Tag zu Olympia. Die Neu- und Wißbegierde war wiederum gestillt, das Bild des Ruinenfeldes, der hauptsächlichen Stücke des Museum wieder im Gedächtnis aufgefrischt.

Mein Freund war abgereist, da er mit der Eisenbahn, auf dem Weg von Patras nach Korinth, den Ausflug von Diakophto nach Kalawryta und von da zu Pferde nach dem Kloster Megaspeläon machen wollte, während ich das Übernachten im Kloster vermeiden und lieber die Zeit noch dem Aufenthalt in Olympia zulegen wollte. In der Tat, sagte mir mein Freund, als ich ihn 3 Tage später noch zu Patras wiedersah, daß er im Kloster mit — sechs andren ein Schlafzimmer geteilt und schließlich den Anschluß an die Eisenbahn versäumt hatte.

Ich wandre also allein durch Olympia, zur Ruinen-Stätte, von da zum Museum, wo der Herr Ephoros mir ein lehrreiches Stündchen widmet, und wieder zu den Ruinen. Lange sitze ich auf einem Stein des Zeus-Tempels, an dessen Südseite die Trommeln ganzer Säulen, so wie das Erdbeben sie hingeworfen, in richtiger Folge, nur ein wenig aus der Reihe verschoben, daliegen, und denke an das Goldelfenbeinbild des Zeus von Phidias und daß nach antiker Meinung niemand ganz unglücklich werden könnte, der es je geschaut. Ich denke an mein eignes Schicksal und an die Tröstung, welche die Kunst dem Leid gewährt.

VIII

Missolunghi

(Oster-Sonntag 1909)

> The sword, the banner and the field,
> Glory and Greece, around me see!
> The Spartan, borne upon his shield,
> Was not more free.
>
> Seek out — less often sought than found —
> A soldiers grave, for thee the best;
> Then look around, and choose thy ground
> And take they rest.
>
> Byron (Missolunghi, 22. Jan. 1824).

Der Oster-Sonntag (11. April 1909) war einer der merkwürdigsten Tage, die ich in Griechenland verlebt habe.

Ostern ist ein besonders heiliges Fest für die Orthodoxen. Alle gestrigen Zeitungen waren voll von den Prozessionen mit der (an die Eleusinischen Mysterien und das Adonis-Fest erinnernden) plastischen Darstellung der Grablegung (Epitaphios) zu Athen und von dem ungeheuren Gewühl in der Stadion-Straße. Alle heutigen Zeitungen bringen andächtige Leit-Artikel. So enthält auch „das neue Wort von Patras" (Neologos Patrōn) einen Holzschnitt „die Auferstehung, nach dem Werk des berühmten deutschen Malers Kiesslink"[1] und danach eine Predigt des ehrwürdigen Priesters Antonios aus Patras, die eine ganz eigenartige Verbindung von Frömmigkeit und vaterländischem Stolz darstellt, so daß ich mir nicht versagen möchte, ihre Hauptsätze deutsch wiederzugeben: „Christ ist erstanden und die Menschheit freut sich und jauchzet. Christ ist erstanden und

[1] Paul K., 1836 zu Breslau geboren, eine Zeitlang in Berlin tätig, seit 1870 zu Dresden. Die griechische Zeitung schreibt ihn *Κίσσλινκ*.

der Himmel und die Erde preisen den dreieinigen Gott. Christ ist erstanden und er gründet sich auf Erden ein neues geistiges Königreich ... Christ ist erstanden und die Hellenen, weise erfassen sie die Gedanken des neuen Gottesdienstes und mittelst der glattesten, wohllautendsten und wunderbarsten aller Sprachen, der hellenischen, verkünden sie der Welt die Auferstehung des menschen-erlösenden Gottes."

Damit noch nicht zufrieden, läßt unser Blatt noch weitere Oster-Artikel folgen, zunächst einen über „Ostern sonst und jetzt", worin betont wird, daß die Hellenen das Osterfest mit dem schönen Namen „Glanz" (lampra) zu bezeichnen lieben. In der Tat sah ich während des ganzen Nachmittags alle Kinder mit kleinen verzierten Kerzen ausgerüstet, die sie voll Stolz in ihren Händchen trugen, um sie abends in der Kirche anzuzünden.

Dies ist das erste auffällige Zeichen des griechischen Osterfestes.

Das zweite ist das gebratene Lamm. Allenthalben im Freien, an den kleinsten Haltestellen der jenseitigen ätolischen Eisenbahn, im Hofe des Garnison-Lazarets zu Missolunghi, erblickt man das schwelende Kohlenfeuer und seitlich davon zwei oder vier ausgeweidete, vom hölzernen Bratspieß durchbohrte Lämmer: eifrig drehen Vater, Sohn, Soldaten den Spieß und werden, wenn sie ermüden, von andren abgelöst, die dabei nicht bloß an den Osterbraten denken, sondern offenbar eine fromme Handlung zu leisten überzeugt sind.

Das dritte ist die ungeheure Pulververschwendung, die sich übrigens nicht auf den Ostersonntag beschränkt, sondern auch an den vorhergehenden und den folgenden Tagen uns in die Ohren gellt: allenthalben, auf den Straßen, auf dem langgestreckten Hafendamm und dem mächtigen, weit in das Meer vorgeschobenen Landungs-Steg von Patras, auf den Eisenbahn-Haltestellen, in allen Ortschaften, die ich berührte, werden Pistolen und Schießprügel aller Art abgefeuert, und mit den verschiedensten Feuerwerken der gräßlichste Lärm verübt. Kein Erwachsener wehret den Kindern. Kein Polizist mischt sich ein, obwohl das Schießen auf den Straßen gesetzlich verboten ist. Es ist dies genau ebenso, wie bei dem Unabhängigkeitsfest in den Vereinigten Staaten. Es fehlt auch nicht an zahlreichen Unglücksfällen.

Das vierte ist die allgemeine Fröhlichkeit; alles ist draußen. Die Häuser sehen verödet aus, Türen und Fensterläden sind fest geschlossen. Nachmittags, wenn der Retsinato seine Wirkung schon zu äußern beginnt, hebt auf dem Hauptplatz zu Missolunghi der Reigentanz der Männer an, in dem wir vielleicht ein Überbleibsel der alten Waffentänze vor uns sehen. Im Heroon, das diesem Städtchen den „Tiergarten" ersetzen muß, drängt sich die ganze Bevölkerung zusammen, vom Platz-Kommandanten mit Frau und Tochter, die von allen ehrfurchtsvoll begrüßt werden, bis herab zu den Ärmsten, die nichts in dem kleinen Café verzehren und denen deshalb von dem Wächter die Stühle für vornehme Gäste weggenommen werden.

Nun hat allerdings Süd- und Mittelgriechenland vor unsrem Nürnberg den Vorteil voraus, daß zu Ostern schon voller Frühling hereingebrochen ist. Faust klagt bei seinem Oster-Spaziergang: „Doch an Blumen fehlt's im Revier." Hier in Griechenland entzückt uns die herrlichste Baumblüte. Die Fruchtbäume prangen in allen Farben, vom zartesten Blütenweiß bis zum sattesten Rot. Die Wiesen gleichen dem buntesten Teppich, den so mancher Nordländer dem naturgetreuen Maler nicht glauben würde. Am Abhang der Wasserbäche steht die Judas-Linde[1] ganz und gar in violett-roter Blütenpracht, da die Blätter erst später sich entwickeln.

Glühende Pfeile sendet die Sonne von dem reinblauen Himmel mittags und nachmittags auf unsre Häupter herab, für uns fast zu viel des Segens, für die Griechen zu ihrer vollen Behaglichkeit. (Erst nach Sonnen-Untergang wird es ganz plötzlich kühl.)

Als ich am frühen Morgen dieses heiteren Oster-Sonntags, des letzten vollen Tages, der mir in Hellas diesmal noch zur Verfügung stand, da ich am nächsten Abend das Schiff zur Heimreise besteigen wollte, vom Fenster meines Zimmers aus das schöne blaue, von den Sonnenstrahlen glitzernde, spiegelglatte Wasser des Golfs von Patras und jenseits die kühn geschwungene Form des dem Städtchen Missolunghi vorgelagerten

---

[1] Cercis siliquastrum. Judas Ischariot soll an einem solchen Baum sich erhängt haben.

Warássowa-Felsens erschaute; da erwachte in mir die unbezwingliche Lust, die Fahrt zu unternehmen, die ich schon vor langer Zeit einmal geplant hatte.

Vor 20 Jahren, als ich noch jünger war, wollte ich vom Norden her, etwa von Prevesa aus, als Gastfreund irgendeines kühnen Griechen, bis zum Golf von Lepanto vordringen; hatte aber auf die Bitten und Vorstellungen der verständigen Gattin den abenteuerlichen Plan aufgegeben, so sehr es mich auch reizte, den Platz der Heldenkämpfe aus dem griechischen Befreiungskriege zu schauen, den Ort, wo Byron seine große Seele ausgehaucht. Gehörte doch sein letztes Lied, dessen Vers den Eingang dieses Kapitels ziert, zu dem festen Bestand der Gedichte, die wir beide auswendig wußten und auf einsamen Pfaden gelegentlich uns aufzusagen liebten.

Vom Süden aus, von Patras her, war jetzt das Ziel leicht und gefahrlos zu erreichen. Um 7 Uhr früh fährt täglich vom Landungsteg zu Patras der kleine griechische Dampfer Kalydon ab, der in $1^1/_4$ Stunden den Golf von Patras durchquert und jenseits in dem kleinen Städtchen Kryoneri landet.

Kalydon! Die mythische Stadt Ätoliens lag ja dicht bei der Straße, auf der jetzt von Kryoneri nach Missolunghi der Eisenbahnzug den Reisenden so bequem geleitet. Wie oft hatte ich die Jagd auf den kalydonischen Eber an römischen Sarkophagen bewundert! Und Meleagros, der den Siegespreis, das Eberfell, der geliebten Atalanta schenkt und die Brüder seiner Mutter Althäa, die es jener entreißen wollen, ingrimmig erschlägt und nun sterben muß, da die Mutter den Holzscheit, an den die Moiren sein Leben geknüpft haben, ins Feuer wirft, steht schön und groß in unsrem Berliner Museum.

Jetzt sieht die Gegend traurig aus. So prachtvoll die Aussicht auf den fast 1000 m hohen Felsen, um den der Zug herum fährt, — das Land ist unfruchtbar; erbärmliche, kegelförmige Hütten aus Stroh mit kleinem Eingang und ohne Fenster, grade wie die der Wlachen im Tal Tempe, betrüben bei dem Dorf Bochori (3 km von Kryoneri) den Blick des Beobachters.

Dürftig ist auch das (17 km von Kryoneri gelegene) kleine Städtchen Missolunghi, das vom Meere durch eine 7 km breite

Lagune getrennt ist.[1] Die Hauptstraße ist belebt von Spaziergängern. Die Läden des Städtchens sind geschlossen, sogar die der einzigen Speisewirtschaft, welche der getreue Eckardt-Baedeker dem Reisenden zu empfehlen wagt.

Entschlossen und höflich wende ich mich an den ersten Offizier, den ich erblicke, mit der Frage, wie und wo ich wohl den Ruhmesplatz der alten Freiheits-Kämpfer sehen könnte. Einen Augenblick staunt der Krieger über den „Europäer", dei ein verständliches Griechisch spricht, — und nicht bloß diejenigen Worte, die man an Kellner und Pferde-Treiber aus dem Baedeker zu stammeln pflegt. Dann winkt er den nächsten Soldaten heran, gibt ihm die nötigen Befehle und entfernt sich freundlich grüßend.

Stumm geleitet mich der Krieger zu dem „Heroon", dem Platz der Helden. Aber die Eingangspforte ist fest verschlossen. Kein Rütteln hilft, kein Klopfen nützt. Dann bringt er mich durch die Pforte des Militär-Krankenhauses, an der natürlich steht „Eintritt verboten", zum Neben-Eingang. Auch dieser ist fest verschlossen.

Aber dort, auf dem Hofe des Krankenhauses, wo die Soldaten eifrigst mit dem Braten von vier Lämmern beschäftigt sind und unermüdlich die Bratspieße drehen, treffe ich wieder Offiziere. Ich künde ihnen meine Not. Wiederum freudiges Staunen und bereitwilliges Zusagen ihrer Unterstützung.

Boten werden ausgeschickt, den Wächter des Heroon zu suchen, der allerdings an dem heutigen Feiertage erst um 3 Uhr den Garten zu öffnen braucht, — für mich zu spät, da um 4 Uhr mein Zug abfährt. Sie kehren unverrichteter Sache zurück.

Inzwischen haben die Offiziere mir Erfrischungen geboten. Sie haben nach höflichem Ersuchen durch den photographierenden Unteroffizier des Krankenhauses das merkwürdige Exemplar eines griechisch sprechenden Europäers und Philhellenen einige Male

---

[1] Der Name, Mesolongion, soll „mitten im Sumpf" bedeuten: freilich müßte man dann für die zweite Hälfte desselben eine italienische Wurzel, wie laguna annehmen, die in griechischem Fischermunde eine Abwandlung oder Verderbnis erfahren. Das Italienische hat auf den ionischen Inseln und an der griechischen Westküste, namentlich unter der Seebevölkerung, eine ausgedehnte Verbreitung.

abbilden lassen. Ihr Eifer entflammt sich an dem meinigen. Sie lassen eine Leiter anlegen. Ein Soldat steigt auf die Mauer, hilft mir herüber, sie folgen nach, wir sind drinnen.

Es ist ein schattiger, baumreicher Garten, mit größeren, kreuzgeschmückten Hügeln, welche Massen-Gräber enthalten, mit Einzelgräbern der Führer und mit Denkmälern. Das Ganze erinnert mich an Lucknow[1] in Ost-Indien.

Die Herren Offiziere zeigen mir das alte Fort: schwache, niedrige Mauern, alte eiserne Kanonen, sowohl nach der Land-, wie nach der Seeseite gerichtet; das meiste waren Erdwälle gewesen!

Die erste Belagerung der Türken begann am 7. November 1822. Ihr nächtlicher Angriff am 6. Januar 1823 wurde von den Griechen unter Alexander Maurokordatos so kräftig zurückgeschlagen, daß die Feinde bereits am 13. Januar abzogen. Es waren 360 Bewaffnete mit einigen Kanonen gewesen, die den Andrang von 11000 Türken ruhmvoll überwunden haben.

Anfangs September 1823 schloß Mustapha den Ort wiederum von der Landseite her ein. Bald erschien auch ein algerisches Geschwader, um die Einschließung von der See-Seite her zu vervollständigen, so daß die Besatzung bald empfindlichen Mangel litt. Aber am 20. November sah Mustapha sich genötigt, abzuziehen.

Der Sultan mußte die Hilfe seines mächtigsten Vasallen, des Wali von Ägypten, Mehemed Ali, anrufen, dessen Stiefsohn Ibrahim ihm mit einer großen Flotte zu Hilfe kam. Seinem eignen Oberbefehlshaber Reschid Pascha gab er den Befehl: „Entweder Missolunghi falle oder dein Kopf."

So legte sich dieser mit 35000 Türken vor die Stadt, die von Notho Botzaris mit 4000 Rumelioten verteidigt wurde. Am 10. Juli trafen noch zehn türkische Kriegsschiffe unter Topal Pascha ein, so daß die Abschließung auch von der Seeseite wieder eine vollständige war.

Aber der Sturm am 25. Juli und ein zweiter am folgenden Tage wurde siegreich zurückgeschlagen. Jede Kapitulations-Anerbietung ward mit Entschlossenheit zurückgewiesen. Am

[1] Vgl. J. Hirschberg, Um die Erde. Leipzig 1894, S. 392.

2. August erfolgt ein neuer Sturm, die Türken fliehen und lassen viele Tote in den Breschen.

„Und hört ihr donnern auf dem Meere?
Dort widerdonnern Tal um Tal,
In Staub und Wellen, Heer dem Heere,
In Drang um Drang, zu Schmerz und Qual.
Und der Tod ist Gebot,
Das versteht sich nun einmal.“ [1]

Aber schon begann die Besatzung empfindlichen Mangel zu leiden. Da erschien am 4. August Miaulis mit 40 griechischen Briggs, ein Retter in der Not, vertrieb die türkischen Schiffe und brachte Lebensmittel und Kriegsvorräte.

Jetzt mußte Reschid an Ibrahim's Hilfe appellieren. Dieser vermaß sich, „den Zaun dort“ in wenigen Tagen zu nehmen. Die Morea hatte er bereits erobert. In der zweiten Hälfte des November erschien eine große türkisch-ägyptische Flotte vor Missolunghi.

Ein nochmaliger Hauptsturm am 21. Dezember scheiterte, wie die früheren. Am 7. Januar 1826 trafen noch 9000 ägyptische Soldaten vor Missolunghi ein. Aber auch sie konnten nichts ausrichten.

Ibrahim sah ein, daß der Zaun doch nicht so leicht einzustoßen sei. Er bot den tapferen Verteidigern am 13. Januar 1826 die Kapitulation an. Sie ward aus- und der Sturm, den er am 27. Februar unternahm, zurückgeschlagen.

Doch vergeblich harrten die heldenmütigen Verteidiger auf Ersatz und Hilfe. Die griechische Flotte konnte nicht mehr in die Lagune eindringen. Die Kette der Inseln, welche diese vom Meere trennen, (die ich nachher mit den Herren Offizieren vom Ufer aus besichtigte,) war besetzt und befestigt und alle Zwischenräume gesperrt.

Ein Versuch, den einige Hundert Freiwillige der Truppen des Karaiskakis vom nahen Gebirge her unternahmen, um den bedrängten Brüdern Hilfe zu bringen, wurde von den Türken rechtzeitig bemerkt und vereitelt.

In der Stadt gab es kein Brot, kein Obdach mehr. Da entschlossen sich die Helden, in der Nacht vom 22. zum 23. April

[1] Euphorion, Faust II, III, V. 9884—9890.

die feindlichen Linien zu durchbrechen. Die Kranken und Schwachen blieben zurück. Die kühnsten der Männer schritten voran, die Frauen und Kinder wurden in die Mitte genommen.

Aber nur 1300 von 3000 Bewaffneten und nur 200 Frauen und einige Kinder von den 6000 Wehrlosen entkamen in die Berge und von da nach Salona und waren gerettet.

Die Türken drangen in die Stadt ein und wüteten mit Schwert und Feuer. Die zurückgebliebenen Griechen sprengten sich und die Feinde in die Luft.

Der Fall Missolunghi's erregte ungeheures Aufsehen in der ganzen Welt: am 6. Juli 1826 wurde zu London der Vertrag zwischen England, Rußland und Frankreich unterzeichnet; und dadurch die Befreiung des kleinen, zwar tapferen, aber ganz uneinigen und unpolitischen Griechenvolks ins Werk gesetzt.

Aber nicht bloß die Regierungen wurden erregt, auch die Völker betrauerten den Fall von Missolunghi auf das tiefste. Ich erinnere mich, daß noch mehr als ein Menschen-Alter danach bei uns zum Zimmerschmuck ein Kupferstich gehörte, welcher die in den zerstörten Ort eindringenden Türken darstellt, wie sie alles mit ihren krummen Säbeln niederschlagen, Männer, Greise, Kinder und schlanke Frauen, deren länglichen Gesichter von herabhängenden Haarflechten umrahmt werden. Diese Jugend-Erinnerung war es, die fast unmerklich den Wunsch, Missolunghi zu schauen, in mir wachgerufen.

Das Heroon liegt innerhalb der Mauern des früheren Forts. Außer dem großen allgemeinen Grabhügel enthält es das Grab des Markos Botzaris, der bei einem Ausfall in der Nacht vom 20./21. August 1823 mit dem Schwert in der Hand gefallen war, dasjenige des Generals Norman und das Denkmal von Byron. Es ist eine lebensgroße Marmor-Bildsäule, wie man mir sagte, von dem Professor Kondos zu Athen, 1881 aufgestellt: eine jugendzarte Gestalt, — allerdings ist ja der Dichter im Alter von 36 Jahren verstorben, — das Gesicht nicht so regelmäßig und nicht so ansprechend, wie es uns aus den Bildern geläufig ist.

Die Inschrift auf dem Sockel lautet nach der Abschrift, die ich genommen, folgendermaßen:

„England's Pair schaue verweilend, o Wandrer, den Byron,
Den im Herzen lieben der Mnemosyne Töchter.

Seiner Guttaten Gedächtnis bewahrend für ewig,
Haben die Hellenen ihn aufgestellt in Marmor, aus allgemeinen Beiträgen.
Denn, als Hellas entkräftet war im Freiheits-Kampf,
Da erschien er zur Wonne und Freude den Kämpfenden." [1]

Aber, während ich der Aufforderung, vor den Rapids des Niagara mich photographieren zu lassen, erfolgreich zweimal widerstanden hatte, — hier mußte ich auf den Stufen des Sockels niedersitzen und mich vor und mit dem Denkmal photographieren lassen, was wahrscheinlich in den 28 Jahren, seitdem die Bildsäule steht, nur wenigen Reisenden geboten wurde. Jedenfalls hoffte ich, eine getreue Abbildung der Verse zu erhalten. Doch war das Format zu klein: auch mit der Lupe konnte man die Inschrift nicht lesen.

Freilich, Byron's letztes Gedicht ist besser, als dies Epigramm. Es gehört zu dem innigsten, was je geschrieben worden. Der feinsinnige Adolf Böttger hat den letzten Vers so nachgedichtet:

„Such' Dir, was Krieger finden wollen,
Ein Heldengrab, grün übermoost,
Schau' um Dich, wähle Dir die Schollen
Und stirb getrost."

Kein Deutscher kann bei dieser Gelegenheit der ebenso innigen Verse entraten, die der greise Goethe dem frühen Tode seines Lieblings gewidmet:

„Wüßten wir doch kaum zu klagen
Neidend singen wir Dein Loos . . .
Doch zuletzt das höchste Sinnen
Gab dem reinen Mut Gewicht,
Wolltest Herrliches gewinnen,
Aber es gelang Dir nicht." [2]

Neben der Heldengröße der griechischen Kämpfer war es Byron's Opfertod, der mich nach Missolunghi gezogen. Am

---

[1] *ΒΡΕΤΑΝΙΑΣ ΟΜΟΤΙΜΟΝ ΑΘΡΕΙ ΣΤΑΣ ΞΕΙΝΕ ΒΥΡΩΝΑ
ΟΝ ΠΕΡΙ ΚΗΡΙ ΦΙΛΩΝ ΜΝΗΜΟΣΥΝΗΣ ΘΥΓΑΤΡΕΣ
ΤΩΝ Δ ΕΥΕΡΓΕΣΙΩΝ ΜΝΗΣΤΙΝ ΣΩΖΟΝΤΕΣ ΑΓΗΡΩ
ΕΛΛΗΝΕΣ ΣΤΗΣΑΝ ΛΑΙΝΟΝ ΕΞ ΕΡΑΝΩ
ΕΥΤΕ ΓΑΡ ΕΛΛΑΣ ΕΤΕΙΡΕΤ ΕΛΕΥΘΕΡΙΗΣ ΕΝ ΑΕΘΛΩ
ΗΛΥΘΕ ΘΑΛΠΩΡΗ ΧΑΡΜΑ ΤΕ ΜΑΡΝΑΜΕΝΟΙΣ.*

Der sonst so treffliche Baedeker ist merkwürdigerweise gegen Inschriften meist sehr gleichgültig, — ungleich seinem klassischen Vorgänger Pausanias.

[2] Faust II, III, V. 9911f.

5. Januar 1824 erschien er mit zwei ionischen Schiffen, die er selbst ausgerüstet hatte, in Missolunghi, wo er als Retter aus tiefster Not begrüßt wurde. Er brachte Geld, Kriegsvorräte und seine Persönlichkeit, bezahlte die Flotte, besoldete 500 Sulioten, mahnte zur Einigkeit und zu menschlicher Kriegsführung, ertrug alle Bitternisse, die der Hader und die Meuterei der Griechen ihm bereiteten, übernahm den Oberbefehl zur Erstürmung der von den Türken allein noch gehaltenen Feste Lepanto; aber am 9. April wurde er von heftigem Fieber ergriffen, das nach zehn Tagen seinem Leben ein Ende machte.

Leider kann ich nicht verhehlen, daß die wiederholten Aderlässe, die seine Ärzte ihm zufügten, den Ausgang gewiß beschleunigt haben. Mit männlicher Fassung ging er dem Tode entgegen, Griechenlands Befreiung und das Schicksal seiner Tochter Ada waren seine letzten Gedanken. Kein Wort der Reue über das Unternehmen, dem er sein Leben zum Opfer brachte, kam über seine Lippen.

Nach der Photographie begann das Oster-Mittagsmahl im Freien, unter den schattigen Bäumen des Heroon, wozu ich freundlich eingeladen wurde. Ich kostete von dem Oster-Lamm, nachdem ich das Übermaß des Pfeffers entfernt, und muß leider gestehen, daß ich es zähe und wenig schmackhaft fand. Rotgefärbte, hartgekochte Oster-Eier, wie sie schon in den Klephthen-Liedern erwähnt werden, ferner der in Griechenland so beliebte Salat, Soldaten-Brot, geharzter Wein, zum Schluß türkischer oder, wenn man will, griechischer Kaffee, — das waren die Zuspeisen und Getränke.

Freundliche Unterhaltungen würzten das Mahl und wurden fortgesetzt bei der dampfenden Papier-Zigarre, die ja fast in jedes Hellenen Munde zu sehen ist; ich selber hatte wohlweislich aus Patras mir Zigarren mitgebracht.

Nach Tisch zeigten mir meine neugewonnenen Freunde noch die ganze Stadt. Viel ist da nicht zu sehen. Die größte Merkwürdigkeit ist das Eltern-Haus von Charilaos Trikupis, der vielleicht der größte Staatsmann des neuen Griechenlands gewesen. Da ich selber 1886, als er grade aus der Führung der Opposition sich zum Leiter der Regierung emporschwang, seine persönliche Bekanntschaft gemacht hatte; so schlug ich meinen

Begleitern vor, eine Gedenktafel an diesem Hause anzubringen. Höchst einfach nach unsren Begriffen ist auch der Palast des Erzbischofs.

Wir kehrten noch einmal zum Heroon zurück, wo sich jetzt ein großer Teil der Einwohner gesammelt hatte. Die Offiziere ließen es sich nicht nehmen, mich schließlich zur Bahn zu geleiten, wo sie mich dem Stations-Vorsteher von Kryoneri empfahlen, der den Zug begleitete, höchst freundlich mit mir sprach und mich dann dem Kapitän der Kalydon empfahl, der mit seinem Söhnchen sich zu mir setzte. Sogar die Barkenführer, die mich vom Dampfer ans Land brachten, bewiesen mir ihre Hochachtung, indem sie das gern gebotene Trinkgeld zurückwiesen. Ein wunderbarer Sonnen-Untergang mit herrlichster Goldumsäumung der länglichen Wölkchen im Westen beschloß diesen letzten Ausflugs-Tag in Hellas, den ich zu meinen schönsten rechnen muß.

Am 12. April 1909 fuhr ich von Patras nach Triest und von da über Wien in die Heimat.

